This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Die

Ideale unſerer Zeit.

Roman in vier Büchern

von

Sacher-Maſoch.

„Was Ihr nicht taſtet, ſteht Euch meilenfern,
Was Ihr nicht faßt, es fehlt Euch ganz und gar,
Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, ſei nicht wahr,
Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht,
Was Ihr nicht münzt, das, meint Ihr, gelte nicht!"
Goethe im „Fauſt".

„Es giebt nur eine Art zu malen und die iſt:
Die Wahrheit zu malen!"
Jean Francois Millet.

Zweite Auflage.

Bern,
Verlag von B. F. Haller.
1875.

Alle Autorrechte, namentlich das Recht der Ueberſetzung in andere Sprachen, vorbehalten.

Sacher-Maſoch.

Drittes Buch.

Alle Autorrechte, namentlich das Recht der Ueberſetzung in andere Sprachen, vorbehalten.

Sacher-Maſoch.

Drittes Buch.

1. Kapitel.

Was der Idealismus Alles verschuldet.

Ein Jahr war vorüber gerauscht, ein Jahr schwerer Arbeit, unruhvoller Thätigkeit für Andor, mit jeder Art Luxus vergoldeten Behagens für Hanna, Generalin Mardefeld; es war eine ländliche Idylle gewesen für Keith und seine blonde Frau, ein venetianischer Karneval für Plant und die schöne lorbeergekrönte Valeria, dieses Jahr; Wolfgang hatte in demselben Ketten getragen und die Gräfin Bärnburg war zweiundfünfzig Mal zur Beichte gegangen, obwohl sie nur drei Anbeter gehabt hatte.

Alle waren sie, in ihrer Weise, mit dem Schicksal zufrieden, glücklich war aber doch nur Plant gewesen. Er hatte bei Bärnburg Tag und Nacht fieberhaft gerechnet, gespielt und spekulirt und als Gewinnst war ihm ein schönes Weib in den Schooß gefallen

das Weib seiner Phantasie, das er liebte, das jede Fieber in ihm erzittern machte, wenn es wollte.

Valeria war in ihr Engagement zurückgekehrt und hatte sich keinen Augenblick besonnen, ihre Beziehungen zu dem reichen Fabrikanten zu lösen. Das war gewiß edel, ja das war groß von ihr. Welche Dame des Theaters würde sie wohl in dieser Aufopferung nachahmen? Niemand war im Zweifel darüber, daß sie Plant liebte, die Schauspielerinen des Stadttheaters lächelten bereits über sie und die eleganten Herren begannen sie langweilig zu finden. Eine gefühlvolle Actrice! kann es etwas Skurrileres geben?

Valeria gab sich aber in ihrem neuen Verhältniß mit einer Unbefangenheit und einem Frohsinn, welche jedem falschen Mitleid wie jedem ehrlich gemeinten Spotte die Spitze abbrachen, sie hatte noch nie so zufrieden, so glücklich ausgesehen.

Wahrscheinlich belustigte es sie, den Mann, der ihre erste aufrichtige Liebe verschmäht und von sich gestoßen hatte, jetzt, wo ihr Herz erkaltet und verhärtet war, zu ihren Füßen um diese Liebe betteln zu sehen, mit der verhärmten Miene eines Hungrigen, der um ein Stück Brod fleht.

Plant zeigte sich von einer Leidenschaft erfaßt

und vollkommen beherrscht, welche an dem durchaus praktischen, ewig rechnenden und abwägenden Manne etwas Spaßhaftes an sich hatte, und je mehr und je lauter Valeria zu seinen Sentimentalitäten, seinen Schwüren, den Ausbrüchen seiner Schwärmerei lachte, um so reizender erschien sie ihm, um so mehr stachelte sie sein Verlangen.

Er war bald ebenso überzeugt, daß Valeria ihn nicht liebte, als von der Macht, welche sein Gefühl ihr über ihn gab; er wehrte sich gegen diese Macht, er nannte sich einen verliebten Schwächling, einen Thoren, einen unverbesserlichen Idealisten und gewiß war nur sein Idealismus daran schuld, daß er die Demüthigung ertrug, einem Weibe hingegeben zu sein, das ihn mit Gleichgültigkeit, ja mit Hohn behandelte.

So sind sie alle unsere Idealisten, sie sind unfähig, eine Frau zu lieben, deren Herz und Toilette gleich einfach sind, welche es nicht versteht mit Stimmungen zu spielen, aber ihre Aufopferung, ihre Lust, sich zu unterwerfen, kennt keine Grenzen, wenn sie sich einem Weibe gegenüber finden, das Ihnen durch die Extravaganzen ihres Anzuges wie ihres Wesens, durch die Unbeugsamkeit eines todten Herzens, durch die unberechenbare Beweglichkeit eines kranken Geistes, durch Selbstsucht, Hochmuth, Lüge, Hinterlist, Treu-

losigkeit, und was weiß ich noch für Ingredienzien einer modernen Aspasia, Tag für Tag jene Unruhe des Blutes, jene Aufregung der Nerven verschafft, bei der sich dieses abgemüdete, lebenssatte Geschlecht allein wohl fühlt.

Und kommt endlich die Stunde, wo dieses Weib sie mit einem verächtlichen Runzeln der Stirne, einem geringschätzenden Achselzucken von sich weist oder mit einem Cynismus, der es nicht mehr der Mühe werth findet, eine Larve vorzunehmen, an dem Arme des beglückten Nebenbuhlers erscheint, dann sind diese Männer im Stande, vor Eifersucht wahnsinnig zu werden, ihren Gegner im Duelle zu tödten oder sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, oder ein Stück ihrer Kette keuchend nachzuschleppen wie der entflohene Galeerensklave, und immer klagen sie den Idealismus an, die Güte ihrer Natur und die Schlechtigkeit des verrätherischen Weibes, und vergessen dabei ganz, daß sie dieses Weib nur seiner Schlechtigkeit wegen angebetet haben.

Während eine üppige Behaglichkeit über Valeria gekommen war, schwelgte Plant in jener süßen Marter, welche sie ihm zu bereiten ebenso unermüdlich als erfinderisch war, und bot Alles auf, jede Laune seiner Göttin zu befriedigen.

Die Sprache der Liebe hat sich im Laufe der Zeiten ebenso sehr verändert wie jede andere Sprache. Blumen, Verse, Nachtigallen, eine stille dämmerige Laube, Mondenschein und Sternenlicht erscheinen uns nicht anders als das unartikulirte Lallen der Naturvölker Afrika's oder Australiens. Unsere Liebessprache ist eine beredtere als es jene der Minnesänger und sogar das galante Idiom der Reifrockzeit war.

Rückert wäre in einem neuen Liebesfrühling nicht im Stande gewesen, nur annähernd das auszudrücken, was Plant durch die Villa, welche er für Valeria eingerichtet hatte, aussprach.

Da war ein Schlafgemach ganz mit weißem Atlas, der wie sanftes Mondlicht schimmerte, verkleidet, den Boden bedeckte ein schwellender Teppich von weißem Flaum und das prächtige Lager mit seinem Himmel lag wie eine duftige Wolke da, bereit für die herrlichen Glieder der Liebesgöttin, und um die Huldigung zu vervollständigen, stand ein Amor aus blendendem Marmor daneben, der eben seinen Pfeil abgeschossen hatte in das Herz des Eintretenden.

Ein Stück blauen Himmels schien geraubt worden zu sein, um das kleine lauschige Boudoir zu schmücken, in dem Alles die heitere Atmosphäre des Friedens,

der Ruhe athmete und zu süßer Trägheit einlud. Da bot eine niedere Ottomane ihre schwellenden Sammtkissen dar und ein Tiger streckte sich, von der Schönheit gebändigt, aus, um die Füße der siegreichen Frau auf seinem stolzen Nacken zu empfangen, es war ein kleiner Harem, aber einer, in dem der Mann der Gefangene des Weibes ist.

In dem roth tapezierten Badezimmer schien dagegen die Luft zu brennen, zu verzehren, die Marmorwanne in der Form einer großen schönen Muschel senkte sich tief in den Boden hinab. Wenn die Gebieterin dieser Räume ihr entstieg, grüßten sie Tritonen, einen hochzeitlichen Dithyrambus schmetternd, grüßten sie Amoretten, die von der Decke zu ihr herabschwebten als Venus Anadiomene, und die krystallenen Tropfen, welche sie abschüttelte, fielen auf das schwarze Fell eines Bären, um darin als Diamanten zu glänzen und zu verschwimmen.

Ein Salon, im Geschmack von Versailles, mit Möbeln aus vergoldetem Holz und bunten Bouquets auf weißem Damastgrund, mit persischen Teppichen, venetianischen Spiegeln, Alabastervasen und kostbaren Gemälden schien zu sagen: hier wohnt eine Königin, beuge dich der Schönheit, deren Reich ohne Anfang ist und ohne Ende.

Ein helles Speisezimmer mit braunem Holz getäfelt, mit hohen reich geschnitzten Stühlen, Fruchtstücken und Thiergruppen, lud zum heiteren Lebensgenusse ein. Mittags stand ein Aufsatz aus getriebenem Silber auf der Tafel, welcher den Zug des Dionysos darstellte, der blühend schöne Gott wurde von Panthern gezogen, Sylen taumelte auf seinem Esel daher, einen Weinschlauch gleich einer Geliebten zärtlich im Arme haltend, Bacchantinen mit Weinlaub bekränzt, Pantherfelle um die Schultern, Bacchanten Thyrsusstäbe schwingend, bocksfüßige Faune Hirtenpfeifen blasend, sprangen und jubelten durcheinander. Abends versendeten zwei Armleuchter Licht, von denen einer Diana darstellte, wie sie den schlafenden Endymion küßt, und der andere den schönen Adonis in den Armen der Venus.

Der Straße zu zeigte die Villa eine prächtige Freitreppe, während eine mit Statuen geschmückte Loggia sich gegen den Garten hin öffnete, der hier seine schönste Perspektive bot, über eine Rosenflur und eine von herrlichen Baumgruppen umfaßte Wiese hin, durch eine Allee großer Buchen bis auf ein weißes Dörfchen mit rothen Dächern und blinkendem Kirchthurm und einen dasselbe überragenden grünen Hügel, den eine duftblaue Schloßruine krönte.

Da gab es tiefschattige Baumgänge, an die Seitenschiffe gothischer Dome mahnend, lauschige Grotten aus Tuff mit sammtenen Moossitzen und grünen Vorhängen aus Schlingpflanzen, dichte Lauben von holder Heimlichkeit, einen Teich, dessen Spiegel wie Silber erglänzte und auf dem zwischen hohen Wasserrosen und Lilien weiße Schwäne ruhig segelten, und unaufhörlich tönte der verliebte Lockruf und der süße Gesang der Vögel, das Girren der Turteltauben, das Schluchzen der Nachtigallen, das Trillern der Finken und Pfeifen der Amseln, und unaufhörlich rauschten die Wasser, im Dickicht verborgene Quellen, von denen ein erfrischender Schauer aufstieg, Bäche, welche über weiße Kiesel sprangen, zwischen schaukelnden Halmen und blauen Vergißmeinnicht, der Wasserfall, der brausend über die Felswand stürzte, und die Springbrunnen, welche ihren Strahl hoch emporsandten, um ihn in tausend Funken zerstiebend in großen Marmormuscheln wieder aufzufangen.

Alles versendete hier Frische und Wohlgeruch und Alles athmete Liebe, Genuß, Heiterkeit.

Was wäre aber dies Alles gewesen ohne das Weib, das diesem Stück Erde erst Leben gab, das dieser wollüstigen Pracht die Seele einhauchte. Wenn hier Alles für Valeria geschaffen schien, so war doch

sie es, die anderseits Alles um sich her zu erschaffen schien. Jede Blume schien unter ihrem Fuße aufzublühen, ihre Stimme die Lieder der Vögel in den grünen Wipfeln zu wecken. Sie empfing keinen Glanz von dieser Umgebung, sondern von ihr strahlte das Zauberlicht aus, das jedem Dinge erst Bedeutung, Farbe und Schimmer gab.

Und wie verstand sie es, immer neu, immer pikant zu erscheinen und sich doch stets in den Rahmen zu fügen, der sie gerade umgab, mochte sie von orientalischer Farbenpracht umflossen, Perlen im dunkeln Haar auf der Ottomane ruhen, eine Sultanin, oder in gebauschter Seide, das Haar mit dem anmuthigen Reif des Puders bedeckt, mit Schönpflästerchen und Fächer in ihrem Salon minaudiren, kurz geschürzt über der weißen Atlasweste die offene grünsammtene Jacke mit Schößen, Hut à la Louis quatorze auf dem Kopfe, die Vogelflinte um die Schulter, die Felder durchstreifen oder im flatternden dunkeln Reitkleide und stolzen Kalpak auf weißem Pferde dahin galopiren.

Valeria, die Künstlerin in der Toilette, sie hatte die Gabe, durch ein Paar Pantöffelchen, durch eine Schleife, einen gewissen Faltenwurf des offenen Aermels die Phantasie und die Sinne ihres An-

beters aufzuregen bis zur Extase, und eine Frau, die sich anzuziehem versteht, ist immer schön, besonders für unsere Augen, denen die Toilette mehr ist als das Weib selbst.

Die klassische Schönheit läßt uns kalt im Perkailkleidchen, während uns das Katzengesicht und die mit Pergament überspannten Knochen einer modernen Lebefrau entzücken, wenn sie mit bon gout und chic geschminkt und toilettirt sind.

Valeria war aber nicht allein vom Zauber der Toilette umgeben, sie war auch — stets amusant.

Ein zweiter Vorzug, dessen Werth nicht hoch genug angeschlagen werden kann, die Gabe der Unterhaltung, ersetzt uns ja Geist, Seele, Herz, ja sogar die Leidenschaft. In der Regel müssen wir eine Frau unterhalten und ängstigen uns ganz erbärmlich um das Gelingen, nun entdecken wir ein Weltwunder, das uns nicht allein von dieser schwersten Ritterpflicht befreit, sondern es sogar unternimmt, uns zu amusiren, und nicht müde wird, Neues zu ersinnen, das unsere abgespannten Nerven belebt. O! welche vortreffliche Frau!

Was ist eine brave Mutter dagegen, die uns unermüdlich mit ihren Kindern langweilt, mit Karl's

erſtem Zahn, Louiſens Strumpf und Fritzens blauem Auge? Wer möchte da nicht davonlaufen?

Aber die Frau die immer neu iſt, wer wird ſie nicht anbeten, mag ſie auch den Hautgout des Wildprets beſitzen, was thut uns das? Sie iſt deshalb doch unſer Ideal, eine Frau zum Niederknieen!

Valeria amuſirte ſowohl durch ihre Einfälle, ihre Erfindungsgabe täglich Neues in Szene zu ſetzen oder oft Dageweſenes originell zu arrangiren, als durch ihre Art, ſich zu geben. Sie ſetzte etwas darein, aufrichtig zu ſein, ſie war zu ſtolz und zu bequem, um zu heucheln, zu lügen, zu verbergen, was ſie dachte. Jede Bemerkung, die ſich ihr aufdrängte, legte mit unglaublicher Schnelligkeit den Weg von ihrem ſcharfen, durchdringenden Auge zu ihrer Zunge zurück. Sie ſagte den Menſchen die kühnſten Dinge mit einer Bonhomie in's Geſicht, die Jeden entwaffnete. Dieſe Unart wirkte in einer Welt, in der Alles heuchelt, lügt und ſchmeichelt, mit einer gewiſſen prickelnden Friſche. Valeria war unbarmherzig in ihrer Wahrheitsliebe, ſie fand eine grauſame Luſt daran, nicht nur zu verwunden, ſondern den Dolch in der Wunde immer wieder umzudrehen und dabei noch über die ſchmerzlichen Grimaſſen ihres Opfers zu lachen.

Plant stellte ihr allenfalls einen jungen Kavalier vor, dem sein reiches, zu tausend kleinen Löckchen gebranntes Haar in leichten Ringeln in die Stirne herabfiel.

„Aber wie sind Sie frisirt," rief Valeria, „das paßt kaum für ein Mädchen, das aus dem Pensionat kommt," und schon war sie aufgesprungen, um ihre Hände in den Locken des Unglücklichen wühlen zu lassen, der mit dem Ausdrucke des höchsten Entsetzens zurückwich.

„Was haben Sie," sagte sie nun, „lassen Sie mich doch Ihr Haar richten." Plötzlich unterbrach sie sich selbst durch ein lautes Gelächter, für das man ein Kind mit der Ruthe traktiren würde. „Ah! ich errathe, Sie haben eine Perücke, o! das ist kostbar."

Der junge Kavalier erbleichte bis in die Lippen, er trug in der That eine Tour.

„Bei welchem Friseur haben sie diesen Wald von Haaren gekauft," fuhr Valeria unerbittlich fort, „der Mann versteht sein Metier, ich werde mir einen Chignon bei ihm bestellen und eine blonde Perücke zur Maria Stuart."

Mit Plant trieb sie allerhand Sport. Sie fuhren in einem eleganten Phaeton nach der Stadt und zurück, wobei sie jedes Mal die Zügel führte, sie

ritten zusammen, sie jagten, sie fischten, stellten Netze und bauten eine kleine Laubhütte, in der sie auf die armen kleinen Vögel lauerten.

Jede dieser noblen Passionen gab Valeria Gelegenheit, sich von einer neuen pikanten Seite zu zeigen, ob sie die Peitsche hob, um die Pferde zu ermuntern, ob sie die Flinte an die Backe legte und das eine Auge zudrückte beim Zielen auf irgend ein Wild, den Fisch mit einem einzigen Ruck auf das Land schnellte und die Angel aus seinen blutenden Kiemen riß, oder die kleinen Sänger aus dem Netze zog, um sie in einer Schlinge zu erwürgen, immer hatte sie etwas an sich, das verlockend, das reizend, ja aufstachelnd war.

Und wie berückend war sie in ihrer Selbstsucht, wie graziös verfügte sie über Plant und sein Geld, es war kaum sein Verdienst, daß er ihr jeden noch so bizarren Wunsch erfüllte; sie war nicht die Frau der man etwas versagen konnte.

Sie mußte Plant ruiniren, aber sie ruinirte ihn so liebeswürdig und er amusirte sich so vortrefflich dabei, daß sich nie ein Tropfen bitteren Wermuths der Erkenntniß oder des Zweifels in seine Freude mischte.

Bisher spielte er noch immer mit einem Glücke, das nur dem Kühnen zu lächeln scheint, auf der

Börse und es fehlte nie an den Summen, über welche Valeria zu disponiren in der Laune war.

Die kleine Villa schien ein Paradies, in dem es keinen Unzufriedenen gab, nicht einmal für Augenblicke, Alles lächelte hier, die schöne Frau, welcher Natur, Thiere und Menschen zu Füßen lagen, der beglückte Mann, die Diener, die Pferde, die Vögel in den Zweigen, der blaue Himmel.

Nur einer schien verdrossen, ja tief bekümmert, es war Schäm-Dich, Plant's Hund.

In seiner kleinen Seele schien nur noch Haß und Eifersucht zu wohnen. Sein Herr vernachlässigte ihn und deshalb verabscheute er Valeria, er nahm wohl den Zucker, den sie ihm gab, aber knurrte leise, wenn sie ihn auf ihren Schooß hob und lief davon, sobald sie mit ihm spielen wollte.

Lag er irgendwo in der Sonne und sie ging vorbei, so schloß der kleine Heuchler sofort die Augen und athmete schwer, wie wenn er schliefe.

Der Hund war vielleicht in seiner Art ein praktischer Philosoph, gewiß aber klüger als sein Herr. Er mochte nicht einmal auf den neuen fashionablen Kleidern schlafen, die derselbe jetzt trug, sondern brachte die Nacht auf einem alten Rocke Plant's zu, der abseits in einem Winkel lag.

Er hatte zu dem Luxus, der ihn jetzt umgab, offenbar ebenso wenig Vertrauen als zu Valeria und als sie einmal ein mit Spitzen besetztes Taschentuch fallen ließ, trug er es an einen hübschen Ort im Garten, an dem er Knochen zu vergraben pflegte und zauste es dort zornig knurrend und bellend, hin und her, als hätte er die Schöne selbst zwischen den Zähnen, bis es in kleine Stücke zerrissen war, und streckte sich dann auf den Fetzen wie auf der Leiche eines erschlagenen Feindes triumphirend aus.

Die Abende, an denen Valeria spielte, boten Plant einen Genuß ganz eigener Art. Wenn er dann in seiner Loge saß und schon bei dem Auftreten des schönen Weibes ein beifälliges Gemurmel entstand und alle Operngläser an ihr hafteten, wenn jede ihrer großen Szenen stürmische Ovationen begleiteten und er fühlte, daß sie eigentlich doch nur zu ihm sprach, für ihn spielte, und sich sagte: Dieses Geschöpf, das alle Welt bewundert, ist mein Eigenthum, dann kostete er die höchsten Seligkeiten befriedigter Eitelkeit durch und war nach der Vorstellung noch feuriger als sonst. Dann besann er sich auch nicht, Alles zu bewilligen, was sie von ihm verlangte, und wenn seine Kasse nicht genügte, um die unerhörten Costume zu bestreiten, welche sie für jede neue

Rolle nöthig hatte, benützte er seinen Kredit, nahm Geld auf Wechsel auf oder ließ sich Konto bei den betreffenden Kaufleuten eröffnen.

So ging es einige Zeit weiter, mit einem Male trat aber eine Baisse auf der Börse ein, welche alle Berechnungen Plant's über den Haufen warf, er verlor und da er nicht nachgeben wollte, sehr beträchtlich, ein großer Wechsel konnte nicht gedeckt werden, nur mit vieler Mühe und Beredtsamkeit erlangte er die Prolongation, ein Spitzenhändler und eine Konfektionshandlung begannen zu drängen.

Mißmuthig, die Stirne gerunzelt, wortkarg, kehrte er aus der Stadt zu Valeria zurück, sie schien indeß die Veränderung, die mit ihm stattgefunden hatte, nicht bemerken zu wollen, denn sie begann nachlässig mit den Goldquasten ihres türkischen Morgenkaftans spielend, von der Rolle der Königin Christine zu sprechen, welche sie soeben erhalten hatte, und von dem königlichen Pomp, welchen sie in derselben zu entfalten dachte.

„Hast Du auch das nöthige Geld?" fragte Plant übereilt, es kochte Alles in ihm.

Schäm-Dich, der nur so viel verstand, daß sein Herr einen neuen herausfordernden Ton gegen die

Verhaßte anschlug, bellte freudig und wedelte zustimmend mit dem Schweif.

„Du kannst ja auch witzig sein, wie ich sehe," erwiderte Valeria mit jenem herzlosen Spott, der viel mehr reizt als offene Beleidigung, „eine Eigenschaft, die ich heute erst an Dir wahrnehme."

„Du sollst bald noch ganz andere an mir entdecken," rief Plant, dem die Pulse schwollen.

„Welche etwa?"

„Es kann so nicht fortgehen," sagte Plant, der die Hände in den Taschen auf und abging, „ich habe jeden Deiner Wünsche, jede Deiner Kaprizen erfüllt." —

„Habe ich auch Kaprizen?"

„Nun bin ich aber auf dem Punkte, wo mir der Athem ausgeht," schloß Plant, „Du mußt Dich gewöhnen, Deine Verschwendungssucht etwas einzuschränken, oder Du ruinirst uns."

„Uns?" gab Valeria mit einem Achselzucken zur Antwort, „Dich vielleicht, aber das hättest Du früher wissen sollen, ich habe Deine Vermögensverhältnisse nicht gekannt. Wenn Du nicht reich bist, hättest Du Dich mir nicht nähern sollen."

„Auch das noch," schrie Plant, „so belohnst Du meine Liebe, die Opfer, die ich Dir gebracht, aber es

geschieht mir ganz recht, ganz recht, warum bin ich auch so ein thörichter, schwachherziger Idealist, der Alles, was er besitzt, einem herzlosen Weibe opfert. —"

„Du sprichst von Opfern," sagte Valeria, „ich habe keine Opfer von Dir verlangt, sondern eine Villa, die Toilette, welche mir unerläßlich ist —"

„Und einige Kleinigkeiten mehr," unterbrach sie Plant, „darüber wollen wir nicht streiten, aber ich bin es nicht mehr im Stande, hörst Du, nicht mehr im Stande —"

„Schreie doch nicht so," sagte Valeria apathisch, indem sie sich die Ohren zuhielt, „ich höre schon. Du bist nicht mehr im Stande, mir das Geld zu geben, das ich nöthig habe. Es ist schön von Dir, daß Du mir dies offen sagst. Ich werde ja leicht jemand Anderen finden, der meine Wünsche erfüllt, ja sogar meine Kaprizen und sich noch glücklich schätzt, daß ich es ihm erlaube —"

„Valeria! Das wärst Du im Stande," rief Plant entsetzt, „Du könntest mich verlassen des Geldes wegen —"

„O! Geld ist keine so verächtliche Sache," spottete Valeria, „Das weißt Du eben so gut wie ich."

„Aber bedenke doch meine Lage," flehte Plant, der sich ihr genähert hatte und jetzt sehr leise mit

bewegter Stimme sprach, „ich habe viel verloren, ich habe meinen Kredit erschöpft, ich kann nicht, ich kann nicht, soll ich mich erschießen, ja ich erschieße mich.“

„Du wirst Dich nicht erschießen.“

„Liebe Valeria, es ist ja nicht davon die Rede, daß Du entbehren, daß Du Noth und Sorge mit mir theilen sollst —“

„Das mutheſt Du mir auch noch zu,“ brach Valeria mit einem lauten rohen Gelächter los, „freilich ist davon nicht die Rede, aber ich sage Dir, daß ich mir nichts versagen will, nichts, nicht den kleinsten Wunsch. Ich brauche 2000 Gulden, schaffe sie mir bis morgen, oder —“

„Nein, nein,“ rief Plant, indem er sich zu ihr setzte und sie zärtlich an sich zog, „lieber will ich mich vollends ruiniren, als Dich verlieren, ich kann nicht ohne Dich sein, ich bin einmal so ein unverbesserlicher Idealist.“

Er fuhr nach der Residenz und brachte am folgenden Tage das Geld.

„Nun siehst Du,“ lächelte Valeria, „man muß Dich nur zu behandeln wissen.“

Und sie verstand es in der That ihn zu behandeln.

Er zeigte sich nach der häßlichen Affaire ver-

liebter als je. „Ich weiß nicht, was Du heute hast," sagte er zu ihr, „ein eigenthümlicher Zauber umgibt Dich."

Er merkte nicht, daß dieser Zauber nur in der Herzlosigkeit und Gleichgiltigkeit lag, welche sie ihm mit rohem Cynismus gezeigt hatte und welche seine schlaffen Nerven reizte. Güte ist ermüdend, aber die Selbstsucht bleibt immer pikant, weil sie uns nie zur Ruhe kommen läßt, weil sie uns Zweifel, Beunruhigung erregt und wir dort, wo wir besitzen, unausgesetzt zittern wollen vor dem Verlust.

Valeria wurde in dieser Weise täglich reizender und pikanter für Plant. Sie stellte unerhörte Anforderungen an ihn und er spielte und spekulirte unermüdlich, um dieselben zu befriedigen, dabei erntete er aber wenig Dank. Seitdem sie jenes momentanen Aufflackerns der Klugheit bei ihm Herr geworden und sich ihrer ganzen Macht über ihn bewußt war, schonte sie ihn in keiner Weise mehr. Sie befahl, wo sie sonst nur Wünsche ausgesprochen oder gebeten hatte, sie übte ihren Spott an ihm und schalt ihn wie einen Bedienten. Sie nahm in keiner Weise mehr Rücksicht auf ihn.

Bisher hatten sie ganz für sich gelebt, jetzt lud sie ihre Freundinen vom Theater ein und mit ihnen

kam jener Troß junger Gecken, mit und ohne Uniform, der von den falschen Prinzessinen unzertrennlich ist. Plant fieberte vor Eifersucht.

Es kam aber noch besser.

Rosenzweig machte seinen Besuch und blieb drei Tage Valerias Gast, er wurde Plant in jeder Weise lästig, aber ihm gegenüber wäre jeder Verdacht lächerlich erschienen. Plant verbiß also seinen Aerger und führte ihn sogar, als er abreiste, in seinem Wagen in die Stadt zum Bahnhofe.

Eines Abends aber, als Plant aus der Residenz kam, wo er eine neue große Spekulation eingeleitet hatte, erwartete ihn die Kammerjungfer Valeria's am Fuße der Freitreppe und theilte ihm in mysteriöser Weise mit, seine Gebieterin wünsche, er möge sofort umkehren und in der Stadt übernachten.

Plant blickte das Mädchen starr an, sagte aber kein Wort und gehorchte.

Als er am folgenden Morgen in Valeria's Schlafgemach trat, lag sie noch träge in ihrer weißen Wolke und blinzte ihn durch die halbgeschlossenen Lider spöttisch an.

„Weshalb hast Du mich gestern fortgeschickt?" begann er.

„Weil ich Besuch hatte."

„Ah!“

„Du fragst nicht einmal wen?“

„Du hast mir das Fragen abgewöhnt.“

„Rathe einmal.“

Plant zuckte unmerklich die Achseln.

„Seine Majestät war da.“

„Der König.“

„Ja, unser König'“ erwiderte Valeria mit einem leichten Gähnen.

„Und das sagst Du mir so ohne Weiteres?“

„Warum sollte ich es Dir verschweigen,“ fuhr Valeria fort, „ja, ich will Dir noch mehr sagen, der König ist sterblich in mich verliebt.“

„Willst Du mich wahnsinnig machen?“

„Keine Szene,“ rief das schöne Weib streng und sich ein wenig erhebend, „was willst Du thun, wenn ich Dich fortschicke?“

Plant blieb die Antwort schuldig, aber er begann endlich, was er schon lange früher hätte thun sollen, über Valeria und sein Verhältniß zu ihr nachzudenken und mit einem Male, wie er erst von der Liebe, die seine sonst so scharfsichtigen Augen geblendet hatte, ein wenig befreit war, entdeckte er Dinge, die ihm bisher ganz entgangen waren.

Vor Allem fiel es ihm auf, daß Valeria sich in

ihrer Toilette vernachlässigte, daß sie nicht selten von Früh bis Abends in einem abgetragenen Schlafrock blieb und als sie erst einmal beim Dejeuner unfrisirt mit Papilloten im Haar erschien, da wußte der kluge Weltmann, daß sie sich nicht mehr für ihn interessire, daß er ihr vollkommen gleichgiltig sei.

Indeß hatte Plant seine letzten Hoffnungen auf jene große Börsespekulation gesetzt, welche er vor Kurzem eingeleitet hatte. Es kam der Tag der Entscheidung.

Er fuhr mit dem Eilzuge nach der Residenz und Valeria begleitete ihn. Sie stiegen im Grand Hotel ab und gaben sich für Abends ein Rendezvous im Café Europe, das vorzüglich von Kavalieren und Offizieren besucht wurde. Plant begab sich sofort auf die Börse, während Valeria einen Wagen nahm und Rosenzweig in seinem Komptoir überraschte, sie speiste mit ihm und fuhr nach dem Diner mit ihm in den Thiergarten.

Als Plant zur festgesetzten Stunde, er kam immer pünktlich, nie eine Minute früher oder später, in das Café trat, suchte er Valeria in dem kleinen, mit den Bildern der fünf Welttheile auf Goldgrund geschmückten Kabinet, das für Damen vorbehalten war und in dem auch nicht geraucht werden durfte. Sie

war noch nicht da. Er kehrte in den Billardsaal zurück, bestellte schwarzen Kaffee und nahm eine Zeitung zur Hand, in der er zu lesen versuchte, aber er war nicht fähig, seine Gedanken zu sammeln, er strich immer wieder mit der Hand über die Stirne und athmete schwer.

Sein Hund hatte sich unter die rothsammtene Bank verkrochen, auf der er saß, er schmollte mit ihm.

Plant nahm eine zweite, eine dritte Zeitung, endlich ein Witzblatt, aber er starrte die Karrikaturen an, als ob es Heiligenbilder wären, er war nicht im Stande über dieselben zu lachen.

Eine Hand, welche sich rasch und kräftig auf seine Schultern legte, weckte ihn aus seinem Hinbrüten. Vor ihm stand Rosenzweig und demselben zur Seite ein junger Mann von hellenischer Schönheit, der ihn schelmisch anlachte.

„Nun erkennst Du mich nicht?" sprach eine tiefe, schöne Frauenstimme.

Bei dem wohlbekannten Klang begann der Hund unter der Bank leise zu knurren.

„Du", staunte Plant.

Es war Valeria in Männerkleidern. „Wie gefalle ich Dir?" sagte sie, sich auf dem Absatz umdrehend, damit er sie von allen Seiten betrachten könne.

„Welche neue Laune!“

„Dies Mal irrſt Du Dich“, erwiderte Valeria, „die Ehre dieſer pikanten Erfindung gebührt nicht mir, ſeitdem die Fürſtin Metternich in dem Anzug eines Gamin das Dach eines Pariſer Omnibus beſtiegen hat, iſt es Mode geworden, in Männerkleidern zu gehen, die Schauſpielerinen haben damit begonnen und die Damen der Ariſtokratie ahmen ſie nach. Die Gräfin Bärnburg ſoll jeden Abend hier in irgend einer männlichen Verkleidung zu ſehen ſein und ſogar Billard ſpielen. Nun ich thue dasſelbe, und ich will auch Billard ſpielen.“

„Doch nicht mit mir?“

„Nein“, gab Valeria verletzt zur Antwort, „mit jenem ſchönen Reiteroffizier dort.“ Sie ging lebhaft auf denſelben zu, und bot ihm an, einige Partien mit ihr zu ſpielen. Der Offizier, welcher ſie erkannt hatte, nahm mit freudiger Bereitwilligkeit das Spiel an, war aber diskret genug, ihre Maske zu reſpektiren.

So ärgerlich es für Plant war, Valeria mit einem fremden und noch überdies ſchönen Mann am Billard zu ſehen, konnte er ſich doch nicht des bezaubernden Eindrucks erwehren, den das ſchöne Weib dabei machte. Wie immer hatte ſie auch diesmal ihre Kleider mit feinem Geſchmack gewählt, ſie wußte, daß

ein Weib mit seinen runden Hüften, in französischer Tracht unschön und daher unanständig aussehen mußte, sie trug also einen schwarzen Sammtanzug nach russischem Schnitt, weite Beinkleider, welche in reichen Falten über die hohen Stiefel herabfielen, einen langen Rock, und auf den schwarzen Locken eine runde Mütze. So hatte sie ganz das Air eines schönen Jünglings, und nun ihre geschmeidigen, graziösen Bewegungen dazu, wenn sie den Queue führte, oder an dem Mantinell stehen blieb, um dem Balle des Gegners mit dem Blicke zu folgen, oder wenn sie sich halb auf das Billard hinstreckte, um einen schwierigen Stoß auszuführen.

Alle Anwesenden blickten auf sie mit huldigender Aufmerksamkeit, Spiel und Zeitungen ruhten auf allen Tischen, und dabei herrschte eine fromme Stille, welche nur durch das meckernde Zählen Rosenzweig's monoton unterbrochen wurde.

Während der letzten Partie entstand eine auffallende Bewegung unter den Gästen. Ein großer Küraſſier war eingetreten, mit ihm ein kleiner, schwächlicher Bursche in sehr eleganten Kleidern, welche aller Orten an ihm schlotterten, eine Havanna im Munde.

Valeria warf einen Blick auf ihn, es war die Gräfin Bärnburg, welche nun auch sie durch ein Lorgnon

fixirte, und zwar so impertinent, wie es nur eine Aristokratin oder Demimonde-Dame vermag. Und doch hatten sich Beide nichts vorzuwerfen, sie rivalisirten darin, sich über Sitte und Anstand hinwegzusetzen, nur daß die Schauspielerin ihre Rolle mit weit mehr Anmuth spielte und die vornehme Dame mit um so größerer Frechheit, oder wie man in der Gesellschaft sagt: mit aristokratischer Nonchalance.

Als Plant mit Valeria nach Hause fuhr, saß er auffallend still und in sich gekehrt im Coupe, und endlich streichelte er wieder einmal seinen Hund. Er hatte es lange nicht gethan. Beim rothen Schein seiner Zigarre, jedes Mal, wenn er einige rasche Züge that, bemerkte Valeria, daß er sehr bleich war.

„Hast Du Unglück gehabt?“ fragte sie gleichgiltig.

„Ich habe diesmal auf Baisse spekulirt“, antwortete er mit umflorter Stimme.

„Und?“

„Es ist Hausse eingetreten.“

Valeria fragte nicht weiter, sie wußte genug.

2. Kapitel.

Jean.

Wir wissen, wie die alten depossedirten Heidengötter im christlichen Mittelalter zu Dämonen geworden sind, Venus die „große Teufelin" an der Spitze, die mehr als einen Tannhäuser in den Hörselberg lockte und schadenfroh lachte, wenn sein dürrer Wanderstab in dem durch mönchische Bocksfüße entweihten ewigen Rom nicht grünen wollte.

In unserer praktischen Zeit haben sich auch die olympischen Herren und Damen modernisirt.

Mars trägt ein Binokle auf der Heldennase von Gravelotte, Frau Venus hat einen Chignon und spielt wie alle großen Damen auf der Börse und Gott Amor macht ihren Galopin, statt dem Köcher trägt er ein Portefeuille und statt der Pfeile ein Bündel Stahlfedern.

Die Liebe hat heutzutage ihre Hausse und ihre

Baiſſe, ihre Mine und Kontremine und ihre Inſolvenzen wie die Börſe, denn die Schaumgeborene hat den Schamgürtel mit einer großen Brieftaſche vertauſcht und Cupido macht in der Couliſſe ſeine kleinen Nebengeſchäfte. Der kleine Schalk iſt verteufelt ſpekulativ geworden und wenn jetzt der Göttervater Jupiter ſelbſt als goldener Regen herabkäme, er wäre im Stande, jedes der blinkenden Goldſtücke erſt auf den Probirſtein zu legen, ehe er ihm bei einer modernen Danaë Einlaß gewähren würde.

Geld iſt heutzutage Alles, folglich auch Liebe, das wiſſen die modernen Helden ſehr genau und deshalb fühlen ſie ſich bei dem ſchönen Weibe ihrer Wahl niemals ſicher. Es kann Einer kommen, der mehr gibt, und ein Dritter, der auch dieſen noch überbietet, und der Cours der Schönheit ſteigt ſo hoch, daß der erſte glückliche Beſitzer derſelben, ehe er ſich deſſen verſieht, bankerott geworden iſt.

Und dies gilt nicht etwa von den ſchönen Frauen mit den Marmorleibern und den Marmorherzen, die zu Zeiten Phryne's und Aspaſia's genau ſo waren wie im Jahrhundert der Pompadour, und wie es in unſeren Tagen die Cora Pearl und Madame Fenix ſind, nein, es gilt von den guten anſtändigen Mädchen.

Welches Fräulein, das eben aus dem Kloſter,

wo es erzogen wurde, in die Welt tritt, wird nicht dem edelsten Rechtspraktikanten den Abschied geben, wenn der nichtsnutzigste Graf um sie wirbt, und wieder diesem, wenn der gemeinste Börsenbengel mit einer halben Million sich ihr nähert?

Mit diesen und ähnlichen Betrachtungen quälte sich Plant, nachdem er von Valeria einen kühlen Kuß erhalten hatte, und sich schlaflos in seinem üppigen Bette wälzte. Er schlief erst ein, als die Sonne bereits durch die grünen Vorhänge ein magisches Licht in sein Zimmer ergoß.

Als er erwachte, war es Mittag.

Er machte möglichst rasch Toilette, und während er seinen schönen langen und rosigen Nägeln eine ängstliche Sorgfalt zuwendete, dachte er über seine Lage nach, ernstlich und ohne sich selbst täuschen zu wollen.

Er war ruinirt, folglich war Valeria für ihn verloren.

Gegen diese Logik fand er leider keine Einwendung, nicht die geringste. Ja wenn er nur ein Härchen entdeckt hätte, an das er sich anklammern konnte, aber er entdeckte keines.

Er begann sich Vorwürfe zu machen, wie konnte er, Plant, der kluge, ewig rechnende, rücksichtslose

Mann, eine ſolche Leidenſchaft faſſen, einem Weibe, das ihm jetzt gleichgiltig die Thüre weiſen wird, Alles opfern was er erworben hatte?

Solche Thorheiten kann nur der Idealismus hervorbringen, er verwünſchte daher ſeine Illuſionen, die romantiſche Schwächlichkeit ſeines Charakters, die kindiſche Weichheit ſeines Herzens, und gerieh dabei ſo ſehr in Zorn, daß er den ſchweren ſilbernen Pomadetiegel ergriff und in den Spiegel ſchmetterte.

Schäm-Dich ſprang von ſeinem alten Rock herab und begann entrüſtet zu bellen. Das brachte ihn zu ſich.

So ſehr er ſich auf das Schlimmſte gefaßt machte, erwachten doch wieder Hoffnungen in ihm. Wenn er ſo ideal denken, ſo poetiſch empfinden, ſo edel handeln konnte — denn das war für ihn ausgemacht, daß er keiner eigennützigen Motive fähig war — weshalb ſollte Valeria nicht auch einer beſſeren Regung, einer Regung des Mitleides wenigſtens fähig ſein.

Um ſich Muth zu machen und unbefangen zu erſcheinen, zündete er eine Zigarre an und ging dann hinüber zu Valeria.

Sein Hund folgte ihm nicht.

Valeria erwartete Plant ſeit dem Morgen, denn

sie hatte sehr gut geschlafen, war zur gewöhnlichen Zeit aufgewacht und hatte noch in ihre weißseidenen Kissen versunken ihren Entschluß gefaßt. Dann hatte sie mit dem besten Appetit ihr Frühstück eingenommen und Toilette gemacht, und zwar mit allem Raffinement einer Frau, die gefallen, die bezaubern will. Jetzt lag sie in dem kleinen Boudoir auf der Ottomane und las die Rolle, welche sie Abends zu spielen hatte.

So oft sie Schritte hörte, richtete sie sich auf, sie war ungeduldig, mit Plant zu sprechen, aber sie wollte den Vortheil, der darin lag, daß sie sich von ihm aufsuchen ließ, nicht aufgeben und verharrte in ihrer trägen, gleichgiltigen Attitude.

Als Plant endlich eintrat, sah sie nur einen Augenblick auf und las dann weiter, als hätte sie nichts mit ihm zu schaffen.

Dieses Benehmen war wenig ermunternd und Plant's Verwirrung nahm noch zu, als er einige Zeit Muße hatte, das wunderbare Weib, das gestern noch ihm gehörte und das er heute verlieren sollte, zu betrachten und sich von neuem in den blendenden Reizen, welche das rosaseidene, mit weißen Spitzen wie mit Duft übergossene Negligée nur halb verhüllte, zu verstricken; als Valeria ihn endlich ganz in den

dunklen Schlingen ihrer wild entfesselten schwarzen Locken gefangen sah, ließ sie die elfenbeinweiße Hand mit der Rolle sinken und blickte ihn mit den halbgeschlossenen Sammtaugen an, so ruhig wie wenn nichts vorgefallen wäre und auch nichts bevorstünde.

Plant kam zu sich, er ging auf und ab und hüllte sich in eine blaue Wolke. Als er auf seiner Promenade wieder zum Fenster kam, blieb er stehen, haschte nach einer Fliege, die an der Scheibe summte, und sagte endlich: „Ich habe Dir etwas zu sagen."

Valeria gab ihm kein Wort zurück, sie dachte nicht daran, ihm das Geständniß, das sie erwartete, zu erleichtern.

„Du mußt es wissen — ich — ich bin ruinirt", murmelte Plant, nachdem er tief Athem geholt.

Valeria zuckte die Achseln. „Ich habe es mir gedacht", sagte sie ruhig.

„Was soll nun aus uns werden?" fuhr Plant fort.

„O! mache Dir nur keine Sorgen um mich", entgegnete Valeria, mit den Troddeln der Ottomane spielend, „ich werde eine Liaison mit dem König anknüpfen."

„Valeria!", schrie Plant auf, „das sagst Du mir, der ich Dich bis zum Wahnsinn liebe, anbete, der

Dir Alles geopfert, Du könntest so undankbar, so gefühllos —"

„Keine Szene, wenn ich bitten darf", schnitt ihm Valeria rauh und heftig das Wort ab, „wenn Du die Absicht hast, meine Nerven zu irritiren, so gehe ich aus dem Zimmer. Sprechen wir vernünftig und lassen wir vor Allem, wie es gescheidten Leuten ziemt, alle Sentimentalität bei Seite, ich bin nicht gefühlvoll, verstehst Du, und wenn Du die Absicht hast, in meinen Augen recht albern und lächerlich zu erscheinen, dann rufe nur mit so viel Pathos als möglich mein Herz an oder zeige Dich selbst gerührt und bewegt. Ich, für meinen Theil, spiele nicht außer der Bühne Theater."

„Ich bin fertig, ganz fertig mit meinem Geld", sagte Plant seufzend, „wenn ich reich wäre, würdest Du nicht so sprechen."

„Diesmal bist Du doch im Irrthum, Du praktischer Idealist" entgegnete Valeria mit einem feinen Lächeln, wie es dem Klügeren so gut steht, wenn er den minder Bedächtigen oder durch Leidenschaft Verblendeten überlistet hat, „Du scheinst vollkommen vergessen zu haben, daß das Jahr, für das ich hier noch gebunden war, in wenigen Wochen zu Ende geht, dann trete ich meine Stellung an dem Hoftheater an

und in der Residenz wäre die Liaison mit Dir doch nicht gut möglich gewesen, da mich dort ganz andere Anbeter erwarten. Tröste Dich also, ich hätte Dir auch so den Abschied gegeben."

„Wirklich", rief Plant, indem sich sein Gesicht höhnisch verzerrte, „das ist in der That recht kalmirend, wahrscheinlich wirfst Du Deine Netze nach dem König aus."

„Das wäre sehr überflüssig", gab Valeria mit vernichtender Heiterkeit zurück, „er liegt lange genug zu meinen Füßen, ich brauche ihn nur aufzuheben."

„Ich möchte dann nur noch fragen, aus welchem Motiv Du den reichen Fabrikanten aufgegeben und mich beglückt hast", fuhr Plant am ganzen Leibe bebend fort, er behielt aber noch immer so viel Fassung, seine theure Cigarre vorsichtig auf das Fensterbrett zu legen.

„Ich weiß es selbst nicht", antwortete sie und stützte den Kopf in die Hand, als gebe sie sich Mühe, sich zu besinnen, „vielleicht nur der Abwechslung wegen, oder weil es meiner Eitelkeit schmeichelte, Dich, der mich so schmählich verlassen hatte, denn Du erinnerst Dich doch, daß Du sehr egoistisch, sehr erbärmlich gegen mich gehandelt hast, von neuem für mich entflammt und diesmal ganz von mir beherrscht zu sehen, ja, ja, das wird es gewesen sein —"

Plant ſah ſie ſtarr an, dann biß er ſich in die Lippen, mit einem Male ſanken die Illuſionen, in welche ihn ſeine Eigenliebe und Genußſucht wie in Nebelſchleier gehüllt hatten, zu Boden und er ſah, was er in der That nicht geahnt hatte, daß Valeria ſich ihm nicht aus Liebe, nicht einmal im Rauſche der Sinne, ſondern nur aus verletztem Stolze, vielleicht aus Haß ſogar hingegeben hatte, um ihn, den großen Rechner, zu bezahlen, und zwar Poſten für Poſten, und er begriff jetzt auch, daß ſie ihm nichts ſchenken würde und daß er bei dieſem klugen, kaltblütigen Weibe auf keine Schonung zu rechnen habe.

Statt ſich aber mit ſeiner Niederlage zufrieden zu geben, und die Rechnung zwiſchen ihnen, welche auf ſeine Koſten beglichen war, zu zerreißen, Valeria mit jenem männlichen Stolze, der, wenn er auch nur geheuchelt wird, doch ſtets einer Frau imponirt, für immer den Rücken zu kehren, erfaßte ihn die Nacktheit, in der ſich die ſelbſtſüchtige Natur Valeria's ihm plötzlich zeigte, mit einer Art wollüſtigen Reizes, gegen den er ſich vergebens wehrte.

Jetzt, wo ſie nichts mehr von ihm wiſſen wollte, jetzt mußte er fühlen, daß er ſie anbetete, leidenſchaftlich, wahnſinnig, und daß er, je mehr ſie ihn verhöhnte, um ſo mehr die Herrſchaft über ſich verlor.

„Du liebſt mich alſo nicht, haſt mich nie geliebt?“ fragte er mit einem Ausdruck von Wildheit, der jede andere Frau erſchreckt hätte.

„Nicht geliebt!“ rief Valeria, ſie ſprang auf und ſtand hoch aufgerichtet vor ihm, „damals als Du zu uns kamſt in die Trödelbude, als armer Schreiber, damals habe ich Dich geliebt, und Du, merke Dir, was ich Dir ſage, Du haſt mich verlaſſen, weil es Dir vortheilhafter ſchien, der Günſtling der Gräfin Bärnburg zu werden, und Du, Du willſt mir jetzt zum Vorwurf machen, daß ich Dich verlaſſe, da ich den König zu meinen Füßen ſehen kann, und Du mußt wiſſen, daß ich Dich nicht liebe, Du aber haſt mich geliebt und doch verlaſſen.“

Ihre Augen funkelten ihn noch einen Augenblick zornig an, dann ging ſie langſam durch das Zimmer und ließ ſich wieder auf der Ottomane nieder, ihre Füße ruhten jetzt auf dem Kopf des Tigers.

„Valeria!“ rief Plant mit dem Tone überſtrömenden Gefühls, „wir können ſo nicht auseinandergehen, Du redeſt Dir nur ein, daß ich Dir gleichgiltig bin, Du willſt Dich nur deshalb rächen, weil Du mich liebſt und ich ſchlecht an Dir gehandelt habe. —“

„Ich habe Dich bisher für einen Mann von

überlegenem Willen und Geiste gehalten," fiel Valeria spöttisch ein, „jetzt sehe ich aber, daß Du schwach und inkonsequent bist und was noch viel schlimmer ist, daß Du einfach — dumm bist. Wer wird so schnell seine Grundsätze verleugnen, besonders wenn diese Grundsätze gut und erprobt sind.

Ich bin die Letzte, es Dir zum Vorwurf zu machen, daß Du ein armes Mädchen verlassen hast, zu derselben Stunde, wo sich Dir eine reiche Gräfin anbot, das war sehr klug von Dir und ich lobe Dich, aber es ist häßlich von Dir, mir übel zu nehmen, wenn ich genau so handle, wie Du in meinem Falle handeln würdest. Denke Dir einmal, Plant, die Königin wäre für Dich entflammt, es ist allerdings schwer, sich das zu denken" — sie lachte wie nur ein Teufel lachen kann — „aber stelle es Dir lebhaft vor, würdest Du mich nicht ohne Bedenken verlassen?"

„Nein."

„Du belügst mich oder mich und Dich," fuhr Valeria fort, „Du würdest Dich nicht besinnen, die Königin zu wählen, wie ich mich nicht besinne, Dir den König vorzuziehen."

„Valeria! hast Du denn kein Erbarmen mit mir, was soll ich anfangen, wie soll ich leben ohne Dich?" schrie Plant auf.

„Freilich iſt es ſchwer — ohne einen Kreuzer Geld.“

„Nicht das —“

„Ja wohl das, gerade das,“ ſagte ſie mit einer Beſtimmtheit, die jeden Widerſpruch auf ſeinen Lippen erſtickte, „und Du biſt im Rechte, ich will nicht, daß mein Verehrer betteln geht oder die Straße kehrt, gewiß will ich das nicht, laß mich nachdenken —“ ſie hatte die Hände über den Knieen gekreuzt und blickte zu Boden, ihre ſonſt ſo reine klare Stirne zeigte böſe Linien, aber bald verflogen die Schatten und ein Gedanke, der ihr offenbar Vergnügen machte, erhellte ihr Antlitz.

„Ja, das iſt das Beſte“, ſagte ſie, Plant ruhig anblickend, „ich ſchicke Fritz fort, mit dem ich lange ſchon unzufrieden bin und Du kannſt, wenn Du willſt, an ſeiner Stelle als Bedienter in meinem Hauſe bleiben.“

Plant ſchrak zuſammen, er ſtand da, an die Wand gelehnt, bleich wie ein Todter, ſeine Bruſt arbeitete, er fand keine Worte.

„Nun, Du antworteſt mir nicht, bedankſt Dich nicht einmal —“

„Ich ſoll — Valeria —“, ſtieß Plant nach heftiger Anſtrengung endlich heraus, „haſt Du denn

kein Mitleid mit mir," er stürzte vor ihr auf die Knie und begann laut zu weinen.

Valeria beugte sich zu ihm herab, blickte ihm neugierig in das Gesicht und begann endlich laut zu lachen. „Du weinst wirklich! ach! wie Du komisch bist. Das ist nicht mit Gold zu bezahlen." Sie warf sich in die Kissen der Ottomane zurück und lachte zur Decke empor, ihr ganzer elastischer Leib schüttelte sich dabei.

„Ich werde mir das Leben nehmen," rief jetzt Plant, sprang auf und rannte gegen das Fenster.

„Hierher!" befahl Valeria, welche sich stolz und strenge aufrichtete, „zu mir."

Plant kam geschlichen wie ein Hund, der Schläge erwartet.

„Kein Wort mehr," fuhr Valeria fort, „als „ja" oder „nein," sonst jage ich Dich auf der Stelle aus dem Hause. Antwortete auf meine Fragen, das ist Alles, was Du zu thun hast. Willst Du mein Bedienter werden?"

Plant kämpfte noch, ein junger Mann in seiner Lage, zur Zeit als Werther geschrieben wurde, hätte sich erschossen, er überlegte und endlich durchzuckte ein seltsamer Gedanke sein Hirn.

„Ja oder nein?" fragte Valeria.

„Ja," sagte er und zwar fest und bestimmt, er richtete dabei einen Blick auf sie, in dem etwas Unheimliches glühte, vielleicht war es noch nicht Haß, aber es war gewiß nicht mehr Liebe. Dann nahm er seine Cigarre vom Fensterbrett und zündete sie an.

„Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß ich die Sache vollkommen ernst nehme," fuhr Valeria fort, „Du bist von heute Abend an mein Bedienter, nichts weiter, wirst gezahlt wie ein Bedienter und behandelt wie ein Bedienter, und wenn ich unzufrieden mit Dir bin, fortgejagt wie ein Bedienter. Du bekommst dasselbe was Fritz hatte, bist Du damit zufrieden?"

„Ja."

„Du wirst Deinen Bart rasiren und Dich überhaupt so viel als möglich unkenntlich machen, ich will mich nicht Deinethalb kompromittiren, verstehst Du. Sobald Du die Livrée anhast, nenne ich Dich Jean."

„Der Name gefällt mir nicht —"

„Ich nenne Dich Jean," unterbrach ihn Valeria, „weil es mir gefällt," sie stand auf, nahm ihm die Cigarre aus dem Mund und warf sie zum Fenster hinaus, „Du aber hast mich fortan mit „Sie" anzureden und „gnädige Frau" zu nennen. Du wirst, gleich jetzt in die Stadt fahren und die neue Livrée abholen, die Du für Fritz bestellt hast, sie wird Dir

wohl passen, Du kannst auch noch einiges Andere für mich besorgen, um halb sechs Uhr hast Du hier zu sein und Deinen Dienst zu beginnen, ich spiele heute, Du wirst mich in das Theater begleiten."

„Was soll ich noch für Dich —"

Ein rascher Blick Valeria's wies ihn sofort in seine Schranken.

„Für Sie besorgen, gnädige Frau."

„Ich werde Alles auf einen Zettel schreiben und Dir denselben durch die Kammerjungfer senden, Du kannst jetzt gehen, Jean."

Plant verneigte sich respektvoll und verließ das Zimmer, als er die Thüre hinter sich geschlossen hatte, überflog ein schadenfrohes Lächeln seine müden, schlaffen Züge. Er ging in sein Zimmer und wartete auf den Zettel, dann nahm er seinen Hut, pfiff seinem Hunde und ging zu Fuße nach der Stadt.

Unterwegs dachte er nur darüber nach, wie er sich am besten unkenntlich machen könne. Er ging vor Allem in einen Friseurladen, ließ sich das Haar sehr kurz schneiden und den Bart, bis auf den Backenbart, vollkommen abrasiren. Dies veränderte ihn schon sehr. Er kaufte aber noch in einem Laden ein Haarfärbemittel und verwandelte sein blondes Haar in blauschwarzes, ebenso seinen Bart. Endlich legte

er die Brille ab. Nun war er in der That unkenntlich.

Er besorgte die Gänge für Valeria, holte die Livrée, kleidete sich in einem kleinen Gasthofe, wo ihn Niemand kannte, um, kaufte einen galonnirten Hut und ging so in einen Tabakladen, in welchem er seine Cigarren zu kaufen pflegte, er sprach zum Ueberfluß Dialekt und um einige Töne tiefer.

„Ach! Sie sind wohl bei Madame Belmont im Dienst," sagte das Mädchen, das ihn seit Jahr und Tag bedient hatte, „ist Fritz fort?"

„Ja, Madame hat ihn heute fortgeschickt."

„Was Sie sagen, er schien doch ein braver Mensch."

„Madame fand, daß er zu wenig Respekt vor ihr habe."

„Dann freilich —"

Das Mädchen hatte ihn nicht erkannt, Plant konnte beruhigt den Rückweg antreten.

„Die gnädige Frau ist sehr böse, Jean," rief ihm die Kammerjungfer entgegen, als er in das Vorzimmer trat, „es ist 1/2 6 Uhr durch."

Plant wurde roth, aber sagte nichts. Seine Gebieterin empfing ihn recht ungnädig, sie hatte sich als routininirte Schauspielerin sofort in ihre Rolle ge-

funden und ſo hätte kein Uneingeweihter nur die leiſeſte Ahnung haben können, daß dieſe beiden Menſchen, die herriſche Frau und der furchtſam vor ihr ſtehende Lakai, vor vierundzwanzig Stunden noch ein Liebespaar geweſen waren.

„Welche unverantwortliche Nachläſſigkeit gleich am erſten Tage," rief ſie, die ſchön geſchwungenen Brauen zuſammenziehend, „daß mir das ja nicht wieder vorkommt, Jean."

Plant wagte nichts zu erwidern.

Als ſie nach der Stadt fuhren, ſaß er neben dem Kutſcher auf dem Bock, zu ſeinen Füßen lag ſein Hund. Bei dem Hinterpförtchen des Theaters hielt der Wagen an, Plant ſprang mit aller Eile eines gut dreſſirten Lakaien herab, öffnete den Schlag, half Valeria heraus und folgte mit dem ſchweren Garderobekorb nach.

„Du kannſt auf die Galerie gehen, Jean," ſagte Valeria, als er denſelben niedergeſetzt hatte.

Plant entfernte ſich in unbeſchreiblicher Verwirrung, die kleinen Schauſpielerinen hatten ihn alle gar ſo neugierig gemuſtert. Auf der Straße angelangt, athmete er auf, er unterſuchte ſeine Taſchen und ging dann nicht auf die Galerie, ſondern in eine Bierſtube, von der aus er die Einfahrt des Theaters

beobachten konnte. Hier ſaß er, kaufte für Schäm-Dich eine Wurſt, welche er ihm ſtückweiſe reichte — er hatte dies früher ſtets gethan, in der Zeit ſeiner Liaiſon mit Valeria aber zum großen Aerger der feingebildeten kleinen Hundeſeele ihr die Brocken mit nobler Gemeinheit hingeworfen — trank ein Glas Bier nach dem andern und ſann nach.

Der Hund ſprang auf den Stuhl, der neben ihm ſtand und legte ſeine Schnauze auf eine Zeitung, es ſah aus, als ob er ſehr wichtig in derſelben zu leſen habe.

Als nach der Vorſtellung die erſten Equipagen vorfuhren, legte Plant Geld auf den Tiſch und begab ſich an ſeinen Poſten. Der Hund ſprang mit freudigem Gebell voran, vor der Thüre der Damengarderobe wurde er jedoch ſtille, beſchnüffelte den Boden und knurrte. Plant trug den Korb in den Wagen, ſtützte ſeine ſchöne Herrin beim Einſteigen und kletterte wieder auf ſeinen Lakaienthron hinauf.

Sein Hund war diesmal nicht zu bewegen, neben ihm zu ſitzen, ſondern lief trotzig zwiſchen den Hinterrädern des Wagens mit.

Zu Hauſe angelangt, nahm Valeria den Thee und Plant bediente ſie. Sie blieben die ganze Zeit durch allein und doch wagte es Plant nicht, ſich ihr

in irgend einer Weise zu nähern. Während er mit dem Abtragen beschäftigt war, sagte Valeria: „Jean, Du wirst das Zimmer beziehen, das Fritz bisher hatte, verstehst Du.“

„Zu Befehl“, gab er in sein Schicksal ergeben zurück.

Er fand seine Sachen im Bedientenzimmer, während seiner Abwesenheit war auf Valeria's Befehl Alles was ihm gehörte, aus dem Prachtzimmer der belle etage in das bescheidene Souterrain gebracht worden. Plant blickte mit einem bitteren Lächeln auf das schlechte Bett, den groben Kotzen, während sein Hund laut jubelte, die wunderlichsten Kapriolen ausführte und als er sich niedergelegt hatte, mit einem Satze zu ihm in das Bett sprang.

Er fragte nicht erst durch Scharren mit der Pfote und Winseln um Erlaubniß, er wußte, daß er willkommen war, er, der so lange undankbar behandelte, vernachlässigte, einzige und treue Freund.

3. Kapitel.

Was eine Mutter erzählt.

Es giebt einen Schmerz, welcher über den Menschen kommt wie der Sturm, der heulend durch den Wald fährt und die Bäume zur Erde biegt, die Bäume brechen und stürzen, um ihren Wipfel nie wieder zu dem blauen Himmel zu erheben, oder sie richten sich im nächsten Augenblicke stolz und kräftig wie früher auf und nur die zarte Rinde, welche sie umgibt, zeigt da und dort vernarbte Risse.

Aber es gibt auch Leiden, die langsam vorwärts schreiten, dafür aber ohne Unterbrechung peinigen und sicher morden, wie der Wurm, der in dem Stamme gräbt und immer weiter gräbt.

Noch schaukelt der Baum seine grünen Zweige im warmen Sonnenlicht, noch scheint er von Kraft und Leben zu strotzen, und doch hat ihn der unheimliche Gast längst durchwühlt, sein Mark aufgezehrt

und der dem Tode Verfallene wird endlich elend zusammenbrechen, für ihn gibt es keine Rettung.

Aehnlich erging es Andor, ihn warf kein plötzliches großes Unglück zu Boden, deshalb war er auch bei aller herrlichen Kraft, die ihm inne wohnte, nicht im Stande, sich rasch und ungebrochen zu erheben, an ihm nagte und zehrte es langsam, von Tag zu Tag, ohne ihm nur einen süßen Athemzug der Ruhe zu gönnen.

Er verlor in dieser grausamen Weise die Geliebte und sah durch mehr als ein Jahr seine Mutter dahinsterben, er wußte von dem ersten Tage ihrer Krankheit an, daß sie für ihn verloren war, aber dieser Verlust war nicht wie die feindliche Kugel, die den Soldaten, der entschlossen vorwärts stürmt, plötzlich niederstreckt, sondern wie die endlosen sich steigernden Qualen eines jener Unglücklichen, die man auf die Folter spannte, um ihnen Geständnisse zu erpressen, jede Stunde war ein Schritt näher zum Grabe seiner Mutter, aber die Stunden rannen langsam, qualvoll dahin, wie die Ewigkeit.

Vom frühen Morgen bis zum Abend war Andor in dem Redaktionsbureau der Reform beschäftigt. Er arbeitete an dem politischen Theile, und es war, in seinem tiefen Leid, ein Trost für ihn, zu sehen,

wie sein historisches Wissen, das bisher von dem todten unfruchtbaren Staub der Gelehrsamkeit erdrückt worden war, mehr und mehr lebendig wurde, wie es ihm und Anderen Nutzen brachte. Das Blatt gewann durch ihn an gründlicher Tüchtigkeit, an geistigem Mark, und er empfing in demselben Maße praktische Behendigkeit und jene Leichtigkeit des Ausdrucks, in der die Goldbarren der Wissenschaft ausgemünzt werden müssen für die Massen des Volkes.

Er aß zu Mittag an Wieperts Tisch. Dies war die Stunde, wo er seinen Gram verscheuchte, wo er von der Krankheit seiner Seele genas. Es war nur eine Stunde, aber was sagten sich die beiden Männer mit dem muthigen Geiste und dem guten Herzen Alles in dieser kleinen Spanne Zeit. Frau Wiepert saß nur und horchte auf die großen Gedanken, die herrlichen Empfindungen, die dann laut wurden, und staunte über diese heilige Liebe zur Wahrheit, dieses unerschrockene, unermüdete Ringen nach Erkenntniß, das die Beiden beseelte.

Mit Einbruch der Dunkelheit kehrte Andor nach Hause zurück.

Eine Nacht wachte er an dem Krankenbett seiner Mutter, die andere der Bruder derselben, der brave

Hauptmann, die Schwester oder Graf Riva. Diese Drei wechselten ab. Andor wollte es so, und sie thaten seinen Willen.

In jenen Nächten, wo diese Anderen bei ihr blieben, lag Frau Andor ruhig in ihren Kissen, auch dann wenn sie nicht schlief; saß aber Andor hinter dem Ofenschirm an seinem Tischchen und las und studirte, dann konnte sie nicht ruhig bleiben, es erwachte ein Drang in ihr, mit ihm zu reden, ihm zu erzählen, wie vor Zeiten, als sie oft lange Abende an seinem kleinen Kinderbettchen saß.

Damals erzählte sie ihm wunderschöne Märchen, jetzt waren es andere, durchaus wahre Geschichten, welche ihre welken Lippen murmelten, aber sie erschienen Andor, der die Welt kannte und die Menschen kannte, nicht minder wunderbar.

Er dachte oft: Hat sich denn Alles so verändert, seitdem ich herangewachsen bin, sollte es mehr sein als eine fromme Lüge, was man uns von der guten alten Zeit erzählt, hat es vordem wirklich so viele gute Menschen gegeben, deren Herzen so einfach waren, in denen aber der kräftige wahre Pulsschlag der Natur zu spüren war, wie in dem Rauschen des Waldes oder dem Fluthen des Feldes?

Und wieder einmal dachte er so oder ähnlich,

als er trübe und wehmüthig über seinen Büchern saß, da regte sich die Mutter.

Er kam zu ihr, ihr Arznei zu reichen.

„Nicht doch", sagte sie, „ich will nur mit Dir sprechen".

Andor setzte sich auf den alten braunen Stuhl zu ihr und sie schloß seine rechte Hand in ihre beiden ein.

„Ich werde sterben, mein liebes Kind", begann sie mit ihrer freundlichen Stimme, die etwas von dem einförmigen aber frischen Rieseln eines Baches an sich hatte, „oft möchte ich wünschen, daß es bald wäre, denn Du siehst selbst, es wäre eine Erlösung für mich, dann aber kommen Stunden, wo es mir recht weh wird um's Herz. Wenn ich so denke, daß ich nicht mehr zu Dir sprechen kann, daß ich Dich nicht mehr sehen werde, und die Anderen, die so gut sind, und meine alten Möbel, die mich alle so gut verstehen, die mit mir alt geworden sind, und was soll aus den Thieren werden? Mein Rosenstrauch wird auch verdorren!

Wenn ich so denke, möchte ich weinen, und auch das preßt mir das Herz, daß ich alles Schöne, das ich gesehen habe und gedacht und gefühlt in meinem Leben, mit mir nehmen soll. Dann faßt mich eine

Angst, Dir Alles zu erzählen, damit es in Dir lebendig bleibt, Alles, was mit mir sterben soll.

Wie glücklich ist doch ein Dichter, der kann Alles niederschreiben und sogar drucken lassen, Alles, was um ihn, mit ihm und in ihm war, aber ich! eine arme, alte Frau.

Es ist doch ein Elend!

Und ich habe doch so viele gute Menschen gekannt, und so viel Liebes und Schönes und Großes erlebt.

Mein Vater, der in seiner Art ein Gelehrter war, wie Du weißt, sagte mir einmal Worte, die mir für immer unvergeßlich blieben und jetzt wieder und immer wieder einfallen.

Er sagte zu mir: Die Menschen, die dem Glücke nachjagen, folgen einem Phantom, einem Irrlicht. Es gibt nichts in dieser Welt, nichts, was man mit Händen greifen kann, das uns Befriedigung gewährte. Wer ein Weib liebt und in dem Besitz desselben das höchste Glück sieht, wird entdecken, daß er nicht mehr glücklich ist, wenn dieses Weib erst einige Zeit sein ist, wer nach Reichthum strebt, wird, von Ueberfluß umgeben, sich mit der Zeit ebenso darben sehen, wie zur Zeit, da er arm war. Es gibt nichts in dieser Welt, nichts Wirkliches, nichts außer uns, was uns beseeligen könnte.

Unser Glück liegt nicht im Besitz, nicht im Erreichen, im Erobern, immer nur in dem Streben selbst, mag unser Ringen diesem oder jenem Ziele gelten.

Ich habe aber im Laufe der Zeit eine Entdeckung gemacht, die meinem guten Vater entgangen ist.

Es gibt noch eine andere Art Glück, und diese ruht in der Erinnerung. Was wir in unserem Geiste festhalten, das allein gehört unbestritten uns, keine Macht der Erde vermag es uns zu entreißen.

Was habe ich arme Frau auf diesem Schmerzenslager, von dem ich nie mehr aufstehen werde, noch zu hoffen, zu streben, zu erreichen, und doch bin ich glücklich in meinen Erinnerungen.

Ich brauche nichts zu thun, als mich in vergangene Tage zu versenken, und ein seltsames Wohlsein kommt über mich, die lautere Heiterkeit eines Kindes. Ach! wie gut ist es, mein Kind, wenn man nur schöne und gute und vor Allem reine, unbefleckte Erinnerungen hat.

Mein Vater besaß ein hübsches Gut und auf demselben ein altväterisches Haus mit Giebeln, Erkern und Thürmchen, das für ein Schloß gelten konnte, ein verwahrloster Park umgab dasselbe, er war aber eben deshalb schön, weil ihn Niemand

pflegte, weil ihn die Scheere des Gärtners nie verschönerte, sich Niemand seiner annahm, als die Mutter Natur. Eine richtige kleine Wildniß war unser Park, voll zwitschernder Vögel in den Zweigen und summender Bienen auf den Wiesen, die von allerlei Feldblumen schimmerten.

In diesem Hause und Garten wuchs ich auf.

Meine Mutter habe ich nicht gekannt.

Sie war früh gestorben, ich hatte eine Amme, ich erinnere mich noch ihres guten Gesichtes, das in der weißen Haube glänzte, wie wenn es ewig Sonnenschein gäbe, sie war bei uns, bis ich gut laufen konnte, dann lag sie eines Tages auf ihrem Bette und wurde nicht mehr wach. Ich weiß noch, daß ich über ihre kalten Hände erschrak und bitterlich weinte, als man sie wegtrug.

Später erfuhr ich, daß sie damals gestorben war.

Noch eines Vorfalles besinne ich mich. Eines Tages hatte mich die Amme in den warmen Sand gesetzt und war davongegangen. Eine kleine Eidechse, die sich in der Nähe sonnte, kam auf mich zugelaufen und sah mich mit ihren lebhaften Augen an, ich begann zu weinen, da war mit einem Male ein fremder Mann da und hob mich auf seine Arme, er lächelte mich an, ganz so wie es meine Amme that, so gut,

so liebevoll, so mitleidig, ich hörte auf zu weinen und als er mir Blumen brach, rothe, blaue und gelbe, hielt ich ihm eine hin, es war eine blaue Glockenblume, und er nahm sie, küßte meine kleine Hand und legte die Blume in ein Buch.

Nach vielen, vielen Jahren zeigte er mir die Blume, er hatte sie gar so gut aufgehoben, und ich wurde blutroth vor Freude, als er mir sie zeigte, und beinahe hätte ich auch geweint, es preßte mir das Herz so seelig zusammen, denn der Mann war Dein Vater und war damals als junger, lustiger Student zu meinem Vater gekommen, um seinen „Himmelsthurm", wie es die Leute nannten, zu sehen.

Mein Vater beschäftigte sich nemlich mit allem Erdenklichen, es war eine Unruhe in ihm, Alles zu ergründen, die vielleicht schuld daran war, daß er seine Fähigkeiten und sein Vermögen zersplitterte, ohne in irgend einer Richtung etwas Nützliches oder Großes zu leisten.

Als ich soweit herangewachsen war, daß ich zu verstehen begann, was er trieb und that und forschte, wurde ich sein Begleiter auf allen Wegen, sein Genosse bei jedem Unternehmen, eine Art kleiner Famulus. Ging er in seinem großen Pflanzerhut aus

grobem Stroh durch die Wälder oder auf den Wiesen, oder durch Feld und Sumpf, flog ich immer voran mit meinem kleinen grünen Netz und schrie von weitem schon und glühte vor Freude, wenn ich einen hübschen Schmetterling gefangen hatte, ich war schnell bereit, jeden Stein fortzuwälzen, unter dem sich ein Käfer verborgen halten konnte, und auch nicht bedenklich, in den Kuhfladen herumzukrabbeln. Dazwischen riß ich Blumen ab oder Blätter, auch Früchte und Schwämme, denn es gab nichts, was mein Vater nicht sammelte.

Wie oft klopften wir zusammen Steine im Steinbruch hinter dem Walde, wo es so einsam war, daß wir manche Stunde lang nichts hörten als unsere dumpfen Hammerschläge, aber es war ein Frohlocken ohne Ende, wenn mit einem Male die wunderliche Bildung eines urweltlichen Krebses oder der Abdruck eines Fisches aus dem Gestein hervorsprang.

Jeden Sonntag kamen die Leute aus den Steinbrüchen und brachten meinem Vater die Muscheln und was sie sonst gefunden. Andere kamen mit Mineralien, wieder Andere mit einem seltenen Vogel oder einer Schlange. Aus der Residenz sendeten die Händler ganze Kisten mit Naturalien. Vom Buchhändler kam jede Woche ein tüchtiger Ballen, und

als einmal ein Römergrab entdeckt wurde, da glühte mein Vater vor Entzücken, und ließ die ganze Umgegend durchwühlen, bis wir ein ganzes Zimmer mit Aschenkrügen, Schmuck und alten Waffen gefüllt hatten.

Unser Haus war ein Museum und so Vielerlei wir auch sammelten und aufstellten, da gab es nichts, wo wir nicht in irgend einer Weise Hand angelegt hatten, dies machte uns die Gegenstände doppelt theuer, jeder rostige Harnisch und jede vertrocknete Pflanze grüßten uns als gute Bekannte.

Wenn wir von einem Ausfluge, beladen mit verschiedener Beute an Kräutern und Gethier, heimkehrten, da begann erst ein Prüfen, Untersuchen, Wählen und Aufbewahren, daß uns nicht selten die Mitternachtsglocke überraschte. Da wurden die Käfer aus den Spiritusfläschchen genommen, getrocknet, aufgespießt und in die Kästen mit Korkboden gesteckt, daß sie gleich Soldaten in Reih und Glied dastanden. Ebenso die Schmetterlinge, die Pflanzen wurden gepreßt, dann bestimmt und jede einzeln auf ein Blatt Papier geklebt. So kamen sie in Pappschachteln in das Herbarium.

Der alte Stephan, ein arger Wilddieb in jungen Jahren, stopfte die Vögel und die anderen Thiere

aus, während ich die zerbrochenen Trilobiten, Ammoniten und wie die Versteinerungen sonst hießen, mit Gummi sorgfältig zusammenklebte und mit Lack überzog.

Jedes kam dann an seinen Ort. Die ganze Flucht der Zimmer durch standen hohe Kästen an den Wänden und bildeten in der Mitte förmliche Straßen und Gelasse.

In einem Saale stand die Bibliothek, standen auf langen niederen Schränken Globen und waren Atlanten aufgelegt und Karten. In den Schränken waren kostbare Kupferstiche und ähnliche Kunstblätter, meist nach den Gemälden der besten Meister, aufgespeichert, oder auch Darstellungen herrlicher Gegenden der Erde und berühmter Baudenkmale. Mein Vater pflegte zu sagen: Es ist klüger, sich an schwachen Nachbildungen des Vortrefflichen zu erfreuen, als sich an mittelmäßigen Originalen Freude und Geschmack zu verderben.

Dann gab es ein Kabinet mit Gipsabgüssen von Antiken, mit alten Waffen, Alterthümern. Da drohte ein geharnischter Ritter mit geschlossenem Visir den Zweihänder mit den Eisenhandschuhen umklammernd, und eine bei Zenta eroberte Türkenfahne flatterte auf, so oft die Thüre ging.

Im nächsten Zimmer stand die Mineraliensammlung, dann war ein gleich großes mit Petrefakten gefüllt. Ich entsinne mich noch der wunderbaren Wirkung, als ich einmal Nachts durchging und das Mondlicht an der Wand und da und dort auf den Erzstufen, Krystallen, den Elephantenzähnen und riesigen Mammuthsknochen spielte, und Alles wie im Märchen erglänzte und flimmerte. Ach! wie das schön war.

In jenem Zimmer, wo die Käfer und Schmetterlinge und das Herbarium sich befanden, grinsten von allen Kästen Thiergerippe herab, in der Ecke stand ein Knochenmann. Ein Tiger, zum Sprung bereit, lauerte zwischen Kokosnüssen, die auf dem Boden lagen, ein Fuchs schien eben ein Rebhuhn zu zerreißen, andere Thiere standen in einem Glaskasten, vom Gewölbe herab schwebten an Drähten Adler und Geier, wenn ein Luftzug sie rührte, schienen sie zu fliegen, eine Schaar kleiner Vögel saß auf einem Tannenbaum wie lebendig da. Zwischen zwei Kästen stand aufrecht ein großer brauner Bär und über seinem Kopfe drohte von einem Aste herab ein Uhu mit runden gelben Augen.

Ein gewölbtes Gemach mit Ziegelboden und chemischem Heerd diente meinem Vater als Labo-

ratorium. Da gab es unzählige Fläschchen, Tiegel, Gläser, Röhren, Retorten, eine Luftpumpe, eine elektrische Batterie. Da kochte und brodelte er oft ganze Nächte und ich half ihm, ich wußte mit all diesen krausen Instrumenten umzugehen und die Proben zu machen mit verschiedenen gefärbten Papieren.

Mein Vater grübelte ununterbrochen, es war die Zeit der Erfindungen, auch er wollte irgend etwas erfinden, wie die Dampfmaschine oder den Telegraphen.

Nun, es ist ihm nicht gelungen, aber er war so glücklich in diesem ewigen Suchen nach einem Wunder, einem großen Geheimniß, nach irgend etwas, was der ganzen Menschheit Heil und Nutzen bringen sollte.

Er beschäftigte sich auch mit der Konstruktion von Schiffen und verschiedenen Maschinen.

Ich half ihm bei Allem und Jedem, aber am liebsten doch, wenn er auf den Thurm mit dem flachen Dache stieg, den die Leute den „Himmelsthurm" nannten und mit seinen großen Fernrohren das weite nächtliche Gebiet über uns zu durchforschen begann. Du kannst gar nicht wissen, wie herrlich das ist, Du hast das nie gehabt bei Deinen Chroniken und Urkunden. Zu wissen, daß diese flimmernde Goldstickerei,

dieſe mit funkelnden Nägeln überſäete ungeheure Kuppel, dieſes Herr der Sterne, das ſein freundliches Licht tröſtend auf uns herniederzuſenden ſcheint, ein Strom von Welten iſt, ein Theil jenes unendlichen Ozeans, den wir nicht einmal denken können und dann, wenn unſere Nichtigkeit uns ſo recht niedergedrückt hat, dann das Auge an das Rohr legen und mit einem Male entdecken, daß dieſe zahlloſen Welten uns nicht verſchloſſen ſind, daß es uns möglich iſt, ihnen näher und immer näher zu kommen.

Wie ſoll ich es Dir beſchreiben, wie ich zum erſten Male die Gebirge auf dem Monde ſah und wie mein Vater an den Schatten, welche dieſe Berge warfen, ihre Höhe maß.

Wunderbare Stunden! wunderbar und ſelig, wo ſich kein Menſch mehr regte, die Leidenſchaft ſchwieg, die Sehnſucht und ſogar die Hoffnung!

Mein Vater liebte aber auch die Künſte.

Die Wiſſenſchaft war ſeine Arbeit, das Schöne ſeine Freude und Erholung. Wir hatten keinen Salon, wie man ſie jetzt hat, als ein Prachtzimmer für Fremde, aber einen herrlichen Saal hatten wir mit zwei Fenſtern, zwiſchen denen eine Glasthüre auf eine Terraſſe führte, von der aus man in den Garten hinabſtieg. Die Möbel waren altväteriſch und die

Vorhänge von geblümtem Perkail, aber es gab da beim Kamin und in den Ecken, zwischen hohen Bäumen Rosenkrautes und altmodischer Käsien trauliche Winkel und ein gutes Piano stand da, an der Mittelwand war ein großes Gemälde, ein Meisterwerk von Baroccio, zwischen zwei trefflichen Genrebildern aus der niederländischen Schule. An allen Wänden sah man gute Stiche und auf kleinen Postamenten hübsche Statuetten, die Venus von Milo, die mediceische Venus, Apollo vom Belvedere, den farnösischen Herkules, die Juno Ludovisi, Laokoon, Niobe, die Ringkämpfer, den Perseus des Cellini, Canova's Amor und Theseus und viele andere und die Büsten großer Dichter und Denker. Es fehlte weder Goethe's Jupiterkopf noch Voltaire's boshaftes Altweibergesicht. Hier saßen wir an langen Winterabenden und lasen, während der Wind auf dem Himmelsthurm die Aeolsharfe spielte, oder wir musizirten selbst. Ich spielte erträglich und sang nicht übel.

Wenn wir, der gute Vater und ich, im tiefen Walde dahinschritten, dann ließ ich meine Stimme fröhlich schmettern wie ein Finke und jubelte, wenn plötzlich ein Eichhörnchen hinter einem Stamme hervorschoß und mich überrascht ansah.

Gewöhnlich spielten wir zusammen, ich auf dem

Piano und mein Vater auf der Geige und immer nur gute Musik, oder ich sang und mein Vater begleitete mich. Sein Lieblingslied war „Der Wanderer" von Schubert und meines das „Aennchen von Tharau." Man hatte damals einen so einfachen Geschmack.

Jeden Sonntag kamen der Pfarrer mit seinem Cello und der Schulmeister, welcher die zweite Violine spielte, dann führten wir die besten Quarttete auf.

Es war eine schöne Zeit! O, Jugend! Jugend! wie herrlich bist du, aber die Menschen von heute haben keine Jugend, kaum eine Kindheit, deshalb werden sie so schnell alt und können auch nicht recht lieben.

Ich dagegen, ich war Dir mit zwanzig Jahren noch ein vollkommenes Kind. Alles freute mich und Alles lebte für mich, die Bäume, die Blumen, die Sterne, Wasser und Luft und im Winter erzählten mir die alten Kommoden und die wackeligen Stühle, und die rauchigen Bilder und die massiven Uhren, ihre Geschichten. Ich verstand sie und sie schienen mich zu verstehen.

Als unsere Haushälterin, die alte Babette, starb und ich die Wirthschaft führen mußte und in der Küche regieren, da nahm diese Eigenheit, jedem Dinge

Leben, Verständniß und Willen zuzumuthen, noch viel mehr zu, wenn mir etwas nicht von der Hand ging, konnte ich mit meinen Kochtöpfen zanken, wie wenn es denkende Wesen wären. Es waren welche darunter, die mir Alles zulieb zu thun schienen, und andere, die mir bei jeder Gelegenheit einen Possen spielten.

Da war ein kleiner schwarzer Topf, der hatte es ganz besonders auf mich abgesehen, er war der Bösewicht in meiner Küche, bald ging er über, bald goß er eine Brühe über mein Kleid oder gab einem meiner Lieblinge einen derben Stoß, so daß er in Stücke ging. Einmal verbrannte er mir die Finger, und als ich es ihm verwies, summte er vor sich hin, wie ein Mensch, der sich nichts aus dem macht, was man ihm vorwirft, da nahm ich ihn und warf ihn zum Fenster hinaus.

Er ging in Trümmer, als ich mir aber einige Wochen später im Hofe einen Scherben in den Fuß trat, so daß mir das Blut herabrann, war es richtig wieder der Bösewicht, der sich an mir gerächt hatte.

Damals kam Dein Vater zu uns — aber das erzähle ich Dir ein andermal."

Und wieder einmal saß Andor an dem Bette seiner Mutter und sie lächelte, es war ein Lächeln,

das sie wieder jung und schön erscheinen ließ, und dann begann sie zu erzählen:

„Es war in der Dorfkirche, wo ich Deinen Vater das erste Mal wiedersah. Ich saß in meinem Betstuhl und fühlte plötzlich, daß mich Jemand ansah. Er hatte sich halb hinter einer Säule verborgen und verwandte kein Auge von mir, ich ärgerte mich über ihn, denn er störte mich in meiner Andacht, aber ich mußte doch immer wieder hinüberschielen auf den fremden hübschen Mann, der so fein und vornehm dastand.

Als die Messe vorüber war und ich durch die Sakristei ihm zu entschlüpfen suchte und wirklich schon unter den alten Linden hinschritt, mit denen der Kirchhof bepflanzt war, hörte ich eine helle Stimme meinen Namen rufen.

Es ist unaussprechlich, wie diese Stimme auf mich wirkte, ich wollte nicht stehen bleiben, aber es war, als hielte mich der Boden wider Willen fest, das Herz bebte in mir, und der Himmel war mit einem Male blauer und die Sonne leuchtender und der Gesang der Vögel in den Zweigen klang so süß, so festlich.

Der Fremde nahm seinen Hut ab und nannte seinen Namen. Es war Dein Vater, wie ich Dir

schon sagte, und was das Merkwürdigste war, er schien mir so bekannt, wie wenn ich zeitlebens mit ihm verkehrt hätte.

Damals war es, wo er mir die Blume zeigte, die ich ihm als Kind gegeben.

Ich weiß nicht, wie das war, ich liebte ihn vom ersten Augenblicke an, und ich wußte auch, daß er mich liebe.

Er hatte ein kleines Amt in der Stadt, uns schien es damals genug, um einen Hausstand zu gründen, und es war auch genug, man war zu meiner Zeit so genügsam.

Was waren das für glückliche Tage, als er mir mit jedem Blicke, jeder Regung sagte: Ich liebe Dich! und doch nicht die Worte finden konnte, es mir zu sagen. Und ich habe es ihm wahrhaftig nicht schwer gemacht, ich war ein schlichtes Mädchen, ohne jede Ziererei, und war ihm gut, weshalb hätte ich es ihm schwer machen sollen?

Einmal waren ein paar Mädchen da und der Sohn des Försters und ein junger Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, und wir spielten blinde Kuh.

Dein Vater wurde gefangen, und es war nun an ihm, uns zu haschen. Er hatte es auf mich ab-

gesehen, aber stellte sich so ungeschickt an dabei, daß ich ihm endlich selbst in die Arme laufen mußte.

Ich hab es ihm wahrhaftig nicht schwer gemacht.

Wir gingen zusammen in den Park und auch weiter hinaus, er pflückte mir Blumen und ich wand Kränze und schlang grüne Ketten aus den Stengeln der Wolfsmilch und behing ihn damit, als meinen Gefangenen, und er kniete sogar einmal vor mir nieder, als mir das Schuhband aufgegangen war, und knüpfte es mir, aber es kam der Tag, wo er fortfahren sollte, und er hatte noch immer nicht das richtige Wort gefunden.

Da — es war eigentlich sehr ergötzlich — er hatte bei Tisch gesagt, daß er leidenschaftlich Apfelkuchen esse, ich stand also in der Küche, hatte die Aermel meines Waschkleides hoch aufgeschürzt und knetete mit aller Kraft den Teig, und er — er kam dazu — und da war der böse Zauber mit einem Male gebrochen, er beugte sich, ehe ich mich dessen versah, über den Tisch und küßte meinen bloßen Arm und als ich böse werden wollte, da fand er die Worte — es war eine recht spaßhafte Liebeserklärung beim Teigwalken, aber mir war zu Muthe, als stände ich auf lichter Bergeshöh' und unermeßliches Land liege im warmen Sonnengolde schimmernd zu meinen Füßen.

Mein Vater gab seine Einwilligung, aber es gab noch einen langen Brautstand, wie es damals Sitte war.

Andor — Dein Vater will ich sagen — kam so oft es nur ging zu Besuch und wenn er fort war, schrieben wir uns, und auch ein Tagebuch führte ich damals und schrieb Alles haarklein hinein, was er sprach und was er für eine Kravate hatte und wie mir zu Muthe war, wenn ich die Staubwolke, die ihn entführte, am Ende der Pappelallee verschwinden sah. Es war damals die Zeit der Almanachs und ich trug lange Locken wie die Damen auf den Stahlstichen, welche in den schönen romantischen Geschichten die glänzende Hauptrolle spielten. Dein Vater machte seinerseits Gedichte auf mich, eines davon erschien sogar in dem Taschenbuch „Vergißmeinnicht" gedruckt, ich schämte mich fast, als ich es da las, ich meinte, jeder Mensch müsse wissen, es sei von mir die Rede. Ich weiß nicht, ob die Gedichte gut waren, aber sie machten mir Herzklopfen und ich kannte sie alle auswendig.

Doch waren wir nicht immer so romantisch.

Wie oft half mir Dein Vater im Garten, wir jäteten zusammen und klaubten die grünen Schotten und nahmen die schönen Goldreinetten herab, ja denk

Dir, ſogar Erdäpfel half er mir graben, und einmal, es war auf dem kleinen Felde am Rain des Buchenwaldes, Du erinnerſt Dich wohl nicht mehr daran, obwohl Du dort oft auf Grillen gepaßt haſt, die an warmen Sommerabenden die Luft mit ihrem Gezirp erfüllten, auf jenem kleinen Felde alſo, hinter dem Haſelnußgebüſch — ach! Du mußt Dich ja erinnern — dort machten wir ein Feuer an und brieten uns Kartoffel in der Aſche. Ach! das ſchmeckte.

Es war Dir in jenen Tagen gar ſeltſam, ich war nie allzu furchtſam, aber mich ergriff damals oft ein jäher Schreck, ohne Anlaß, wenn ein Heupferdchen im Graſe aufflog oder Nachts Licht in meiner Stube brannte und ein Nachtfalter ſchwirrend gegen die Scheibe flog. Ebenſo konnte ich plötzlich aufjubeln, ſpringen und lachen ohne zu wiſſen, warum ich dies that.

Wir machten nicht viel Worte, ich und Dein Vater, aber wir ſahen uns immer an, für die Anderen war das gewiß ſehr langweilig, aber wir unterhielten uns herrlich dabei. Dein Vater, er war ein galanter Mann, immer wie aus dem Modejournal herausgeſchnitten, ſuchte oft vom Morgen bis zum Abend eine Gelegenheit, meine Hand zu berühren, oder vor mir niederzuknien. Wenn das junge Volk

da war und wir spielten allerhand muntere Gesellschaftsspiele, da kniete er Dir so oft nieder, daß die Mädchen über ihn kicherten, mich aber durchschauerte es jedes Mal, wenn er so zu meinen Füßen lag und mit seinen herrlichen Augen zu mir aufblickte.

Wir gaben auch einmal ein Lustspiel von Kotzebue und die beiden Billets von Wall. Mein Bruder, der Hauptmann, damals ein schmucker Fähnrich, stellte das Haustheater auf und Dein Vater und ich spielten die Liebesleute, und gar natürlich, behaupteten die Leute.

So vergingen zwei Jahre. Dein Vater rückte um 300 Gulden vor, das war damals sehr viel, alle Welt wünschte mir Glück zu der guten Partie. Endlich machten wir also Hochzeit. Das war Dir ein Freudentag! jetzt kennt man dies gar nicht mehr.

Vom frühen Morgen an gab es fröhliches Spektakel, Scherz und Lust. Mein Bruder löste die Böller vor dem Schlosse, von weit und breit kamen die Gäste, die ganze Verwandtschaft fand sich ein, und wie die Mädchen Dir geputzt waren und die jungen Herren artig! und ich hatte ein weißes Kleid und einen Myrthenkranz und Dein Vater war ganz schwarz gekleidet. Wir fuhren zur Kirche und zurück, dann gab es große Tafel und getanzt wurde bis in den hellen Tag hinein.

Dann fuhren wir nach der Stadt.

Wer dachte damals daran, eine Hochzeitsreise zu machen? Man war froh, die ersten herrlichen Wochen der jungen Ehe bei sich zu Hause, hübsch traulich und stille und behaglich zu verbringen.

Als wir ankamen, zeigte mir Dein Vater die Zimmer und die Möbel und die Bilder und manches Andere, mir gefiel Alles so gut, denn es war ja sein, und war mein, war unser. Im strahlenden Schlosse von Versailles hätte es mir gewiß nicht so gefallen. Ich packte auf der Stelle aus und als die Lichter angezündet wurden, sah Alles schon hübsch und wohnlich aus. Dann ging ich in die Küche.

Ich ließ es mir nicht nehmen, selbst das erste Abendbrod zu kochen, da stand ich nun mit meinen bloßen Armen, weil ich nur zu gut wußte, daß ich ihm so am besten gefiel, und hatte einen gar noblen Küchenjungen, Deinen Herrn Vater nämlich. Denke Dir, ich hatte über vierzehn Tage einen Fleck auf dem einen Arme, so böse war er damals, ja, ja, er hat mich tüchtig gekneift, und ich habe wohl in meinem ganzen Leben an keinem Tage so viel gelacht, wie an jenem Abend.

Es ist nicht zu beschreiben, so ein erster Abend, zu Hause, wo einem jeder alte Schrank und jeder

Topf an der Wand und jedes Spinngewebe an der Decke ſagt: Ich gehöre zu Dir, ich bin ein Stück von Deinem Leben, und die weite fremde Welt umher verſchwindet wie ein Traum, Niemand darf uns ſtören, Niemand kann uns mehr trennen, es iſt, als wäre man allein auf der Erde, ganz allein, das Paradies iſt wieder da und die Thiere, die uns verſtehen und die Geſtirne, die uns dienen, und wenn es dann Nacht geworden iſt und man hört nur noch das Heimchen im Gemäuer und den ſüßen Sang der Nachtigall und ſpürt nichts als den Duft des Flieders, der hereindringt durch das offene Fenſter — o! es gibt doch ein Glück auf Erden, ein großes vollkommenes Glück.

Am Morgen entdeckte ich, daß die Nachtigall, die ſo ſchön geſungen hatte, in einem Bauer unter dem Fenſter hing. Ich war ſo glücklich, ich konnte es nicht ertragen, Jemanden elend, einſam und gefangen zu ſehen, ich öffnete das Thürchen und ließ ſie fliegen.

Was ſoll ich Dir noch erzählen?

Wenn man ſo gut, ſo friedlich lebt, wie wir lebten, wenn ein Tag wie der andere und ein Jahr wie das andere dahinfließt in Ruhe und Arbeitſamkeit und Liebe und Genügen, da gibt es keine Abenteuer, keine romantiſchen Verwicklungen.

Nur ein Mal, ein einziges Mal hatten wir einen großen Schmerz. Es war, als Dein Bruder zur Welt kam. Es war unser erstes Kind und das starb uns nach wenigen Stunden.

Dafür kamst Du im nächsten Jahre und warst so stark und frisch und schriest aus voller Brust, wie nur gesunde Kinder schreien.

Und Dein Vater, wie er selbst zum Kinde wurde, wenn er Dich auf dem Arme hatte und dann alle seine alten Studentenlieder sang. „Sa! sa! geschmauset;" „was kommt dort von der Höh?" und „den Grafen von Luxemburg" und du schlugst mit den Händchen herum und begannst zu lachen. Es war so rührend.

Es wird ein kluges Kind, sagte er bei jeder Gelegenheit. Es wird ein gutes Kind, sagte ich dagegen.

Du warst noch nicht acht Jahre, da sagtest Du einmal zum Vater: „Wie kommt es, daß die Menschen so viel leiden müssen?"

„Weil Gott sie heimsucht, um sie zu prüfen und je mehr und je geduldiger sie leiden, um so mehr werden sie belohnt werden in einem besseren Leben," gab der Vater zur Antwort.

„Aber die Thiere," sagtest Du, „die doch nicht in den Himmel kommen, weshalb müssen die leiden?"

Der Vater sagte nichts, aber sah mich an. „Der Knabe denkt," sprach er nach einiger Zeit zu mir, „wir werden Freude erleben mit dem Knaben."

Und wir haben viel Freude erlebt mit Dir.

Ich erinnere mich noch, wie Du das erste Mal nach Hause kamst mit blutigem Kopf. „Was hat es gegeben?" fragte der Vater streng.

„Ich kam dazu, wie Gassenjungen einen Hund am Strick zum Wasser zerrten, sie wollten ihn ertränken, aus reiner Bosheit," erzähltest Du, „ich sprach ihnen zu, es nicht zu thun, das arme Thier heulte so herzzerreißend und da sie nicht thaten, wie ich sagte, nahm ich ihnen den Hund fort und dabei hat es Hiebe gesetzt, aber ich habe sie alle in die Flucht gejagt."

„Das war brav," sagte ich und der Vater lächelte und blies prächtige blaue Wolken aus seiner Pfeife.

In der schönen Sommerzeit, wenn die Schule zu Ende, war ich Jahr für Jahr mit Dir bei meinem Vater auf dem Lande. Das war gut für Dich, die Landluft, der grüne Wald, das gelbe Feld voll blauer Kornblumen behüteten Dich vor dem Unglück, ein Stadtkind zu werden. In den dumpfen Häusern, den langen finstern Gassen wird die Poesie, wird das

Gemüth erſtickt, Du aber hatteſt Deine Zeit, wo Du mit den Bauernjungen herumliefſt und rothe Wangen bekamſt und braun wurdeſt von der Sonne und ſprangſt und raufteſt, fangſt und lachteſt, wie es nur ein Kind auf dem Lande kann.

Da hatte ich auch Gelegenheit, zu bemerken, wie ſich die Menſchenliebe in Dir regte, wie Du Allen hilfreich warſt.

Ein Mal ſah ich Dich den Schnittern auf dem Felde beiſtehen, ein ander Mal einem kleinen Mädchen, das Erdbeeren klaubte und wieder ein Mal, einer alten Frau das Reiſig, das ſie zuſammengeſucht hatte, auf den Rücken laden.

Alle liebten Dich und mehr als alle Anderen liebte Dich der Großvater, Du durfteſt, ſo lange Du noch klein warſt, auf dem ausgeſtopften Tiger reiten und an dem Harniſch des alten Ritters raſſeln, wie Du aber größer wurdeſt, da zeigte er Dir ſeine Pflanzen, Käfer und Verſteinerungen, ließ Dich auf der Bibliotheksleiter umherklettern und unter den Büchern ſtöbern, ja ſogar auf den Himmelsthurm nahm er Dich mit und zeigte Dir die Stellung und den Gang der Geſtirne.

Manches gute Samenkorn fiel damals in Deine Seele. Du faßeſt mit einem Buche am Waldrain

und blicktest von den vergilbten Blättern zu den Wolken auf oder lauschtest den Vögeln, den Thieren, die im Walde sich hören ließen.

Dein Vater hatte den Wunsch, Dich zum Juristen zu machen, Du solltest die Bahn einschlagen, die er selbst mit Erfolg betreten, er war nämlich inzwischen Rath geworden. Du hattest aber den starken Trieb zur Forschung, Dein junger Geist verlangte nach Wissen, Erkenntniß, Wahrheit. Die Paragraphe hätten den Schwung Deiner idealen Natur verkümmert. So willigte denn Dein Vater ein und Du zogst an die Universität, um Geschichte zu studiren.

Der Großvater sah Dich noch nach dem ersten Jahre mit dem farbigen Bande heimkehren.

Dann starb er. Gut und Schloß wurden verkauft. Der Großvater hatte sein Vermögen bei seinen Experimenten verausgabt, das Besitzthum stark belastet. Es mußte alles verkauft werden, sogar die Sammlungen.

Aber davon will ich schweigen, es hat uns Allen damals weh genug gethan.

Du warst ein guter Student, statt zu kommersiren und zu pauken, lerntest Du mit vielem Fleiße, so daß Deine frischen Wangen bleichten. Weil Du Dich bei diesem ernsten Streben allein fandest, schien

es, daß Du Dich absondern wolltest und so machten Dich die Andern zu ihrer Zielscheibe.

Aber das weißt Du ja Alles besser wie ich, Du erinnerst Dich wohl noch, wie Du mit Dreien zugleich losgehen mußtest und Zwei abgeführt hast, vom Dritten aber einen Hieb über die Brust davontrugst, ach! Du erinnerst Dich nur zu gut, was erzähle ich Dir da."

So und in dieser Weise sprach die sterbende Mutter Nacht für Nacht zu ihrem Sohne, der ihren Erzählungen wie einer heiligen Offenbarung lauschte, es waren schöne, gute, selige Stunden für ihn, wie für sie.

In der letzten Nacht rief die Mutter plötzlich Andor. Es war Niemand im Zimmer als er.

„Auf meiner Kommode liegt ein altes Buch," sagte die Mutter, „die Stunden der Andacht, Du kennst es, gib es mir."

Andor brachte das Buch, dessen Lederrücken zerrissen war und aus dessen abgegriffenem Deckel einzelne lose Blätter hervorstanden. Die Mutter legte es mit zitternden Händen vor sich auf die Decke und blätterte in dem alten vergilbten Buche, sie schien etwas zu suchen.

Gegen Morgen schlief sie ein, sanft und friedlich wie sie gelebt hatte.

Der Sohn war bei ihr, bis sie den letzten Athmenzug that.

Dann öffnete er das Fenster und als jetzt ein kalter rother Strahl der Morgensonne auf sie fiel, lag sie da mit einem Lächeln, das so selig war und so ruhig und auf ihrem Antlitz war mit einem Male wieder die Sorglosigkeit und die Schönheit der Jugend.

Ihre Hände waren über dem offenen Buch gefaltet und in dem Buche lag eine vertrocknete blaue Blume.

4. Kapitel.

Die kleinen Geheimnisse einer Schauspielerin.

Obwohl Valeria Belmont Tag und Stunde ihrer Ankunft in die Residenz absichtlich nicht bekannt gegeben hatte, war doch das freudige Ereigniß durch Plant verrathen worden, welcher vor ihr ankam, eine hübsche kleine Wohnung für sie nahm, auf das eleganteste einrichtete und eine alle Welt verblüffende Masse von Koffern, Körben, Schachteln und Schächtelchen vor derselben ablud. So kam es, daß Rosenzweig, Baron von Oldershausen, Graf Bärnburg und noch ein ganzer Schwarm herrlich duftender alter und junger Herren die Gefeierte auf dem Bahnhof erwarteten.

Rosenzweig half ihr aus dem Coupé und hielt eine Ansprache, Oldershausen überreichte ein Bouquet namens des Jockeyklubs, Bärnburg half ihr in seine Equipage, welche sie zu ihrer Wohnung führte. Am

Fuße der Treppe stand Plant und sah sehr verlegen aus. Als die Herren die Diva allein gelassen hatten, musterte sie Zimmer für Zimmer, Möbel für Möbel sehr genau, prüfte die Konti, welche Plant vorlegte, und sagte endlich: Ich bin zufrieden!

Plant dachte dasselbe für sich. Er konnte auch zufrieden sein, er hatte sich bei dem Miethen der Einrichtung und den verschiedenen kleinen Einkäufen bei zweihundert Gulden gemacht, das war gar nicht so übel für den Anfang.

Noch an demselben Tage sendete der König einen vertrauten Adjutanten und ließ sich mit vieler Wärme nach dem Befinden Valeria's erkundigen. Die schöne Künstlerin dankte mit vieler Würde und verabschiedete nach wenigen, mit feiner Heuchelei ausgetauschten Phrasen den Abgesandten Seiner Majestät mit einer Handbewegung, welche vor hundert Jahren noch das ausschließliche Eigenthum der Monarchinen war, jetzt aber von Schauspielerinen und Halbweltdamen ebenso huldvoll und herablassend angewendet wird.

Bei ihrem ersten Auftreten als Donna Diana in dem unsterblichen Lustspiel Moretos wurde sie von dem Publikum mit jenem frenetischen Jubel empfangen, den in dem heutigen Deutschland nur die Helden der

blutigsten Menschenschlächtereien oder die Virtuosinen der Bühnen erregen können.

Nach dem zweiten Akte erschien der König hinter den Coulissen und den ersten offiziellen Worten folgte zwischen einer leinwandenen Statue der Hebe, die an der Mauer lehnte, und einem Rosengebüsch gleicher Qualität ein kurzes Gespräch, das an gegenseitiger Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

„Was habe ich zu hoffen, schöne Valeria?" begann Seine Majestät.

„Alles", gab die Künstlerin zur Antwort, an den Spitzen nestelnd, welche ihren plastischen Arm verschleierten, „aber wissen Sie auch, daß es gefährlich ist, mich zu besitzen, Majestät, ich bin sehr anspruchsvoll und auch zu Zeiten unerträglich launenhaft."

„Um so besser, werde ich Gelegenheit finden, Ihnen zu beweisen, daß es mehr als ein momentanes Faible ist, was ich für Sie fühle."

„Sie werden mir ein kleines Hotel kaufen und einrichten, Majestät."

„Ganz Ihren Wünschen entsprechend."

„Und welche Summe setzen Sie mir aus?"

„Bestimmen Sie selbst."

„Ich will bescheiden sein: fünfzigtausend Gulden jährlich, und da Könige Menschen sind und es kein

wandelbareres Ding gibt als das Menſchenherz, und es möglich wäre, daß mich eine andere Dame verdrängt, und zwar ſehr bald verdrängt, geben mir Euere Majeſtät auf der Stelle 500,000 fl. und ſetzen mir für den Fall meiner Verabſchiedung eine Jahrespenſion von 6000 fl. aus.

Der König wurde etwas verlegen, wie ſollte er dieſe Summen vor ſeinem Landtage rechtfertigen und unter welchem Titel ſollten ſie in das Budget eingeſtellt werden, aber er kannte ſeine getreue Oppoſition zur Genüge, er wußte, daß ein deutſcher Liberaler von einem loyalen Unterthanen des großen Czaren um nicht viel mehr als jene Nuance entfernt iſt, die den Carliſten vom Briganten der Abruzzen unterſcheidet, und bei dem väterlichen Gedanken an die freiſinnigen Führer ſeines guten Volkes beruhigte er ſich bald vollends.

„Ich nehme Ihre Forderungen an", ſagte er, mit dem Zeigefinger der rechten Hand, von der er den Handſchuh abgezogen hatte, auf der warmen Marmorſchulter der keuſchen Diana herumtippend, „Sie werden morgen Alles ſchriftlich erhalten und was das Hotel betrifft, ſo proponire ich Ihnen, den kleinen Palaſt zu nehmen, den mein Vater in einer Jupiterlaune für die ruſſiſche Fürſtin Obolenski er-

bauen ließ, er steht jetzt unbewohnt, sobald er Ihnen gefällt, mache ich ihn Ihnen sammt den schönen Gemälden und dem ganzen Ameublement zum Geschenke."

„Ist ein Garten dabei?"

„Ja, meine Schöne."

„Ich werde mir also den Palast ansehen."

Valeria fuhr in der That am folgenden Tage vor, wurde von einem alten Haushofmeister in Uniform empfangen und umhergeführt und schrieb dann Sr. Majestät ein paar Worte: Ich nehme den hübschen Palast an, obwohl ich etwas enge wohnen werde. —

Im Laufe des Nachmittags brachte der König persönlich die Schenkung sowie die anderen Schriftstücke, welche die Dotation der kostbaren Dame betrafen.

Da der Palast seit vielen Jahren nicht bewohnt war, mußte noch Manches eingerichtet werden, ehe diese feenhaften Räume auch behaglich und auf diese Art vollkommen würdig wurden, die Freundin des Monarchen aufzunehmen. Es gab Einkäufe mancher Art und große Konti, welche der König bezahlte und bei denen Plant ein ganz hübsches Sümmchen bei Seite brachte. Er war in solchen Dingen in keiner Weise blöde, und in dem Maße, als seine magere Brieftasche mehr und mehr anschwoll, begann er an

ſeiner Rolle als Bedienter und Intendant der königlichen Geliebten ſogar Gefallen zu finden.

Die praktiſchen Naturen ſind doch die glücklichſten. Ein Bismarck weiß gewiß nichts von den tiefen Schmerzen, den zermalmenden Kämpfen eines Schiller oder Beethoven.

Anfangs ging Plant allerdings mit der Behutſamkeit eines dem Zuchthauſe entſprungenen Diebskünſtlers durch die Straßen der Reſidenz, jedes bekannte Haus machte ihn erbleichen, jedes bekannte Geſicht verurſachte ihm Herzklopfen, als aber ſeine beſten Freunde an ihm vorübergingen und ihn höchſtens gleichgiltig mit den Augen ſtreiften, als ſogar Roſenzweig, der ihn ſo hoch ſchätzende Roſenzweig, nur einmal die Brauen emporzog und in ſeiner geiſtreichen Weiſe zu Valeria ſagte: „Sie haben da einen Bedienten, der Jemandem ſehr ähnlich ſieht, aber ich weiß nicht wem", da fühlte er ſich endlich vollkommen ſicher und wurde täglich unternehmender.

Valeria kümmerte ſich nicht mehr und nicht weniger um ihn, als man ſich eben um einen Bedienten kümmert, ſo lange er ihre Schuhe gut putzte, mit Anſtand ſervirte, ihre Kommiſſionen raſch und nach Wunſch beſorgte, war ſie ganz zufrieden, und

als er nun gar bei der Beſorgung der duftigen Depeſchen, die täglich zwiſchen ihr und dem Könige hin- und herliefen und mit denen ſie auch manchmal andere Verehrer beglückte, eine ſeltene Gewandtheit und Diskretion bewies, vergaß ſie nur zu raſch den luſtigen Rachegedanken, der ſie beſtimmt hatte, ihren Anbeter zu ihrem livrirten Sklaven zu machen, und ſah in Plant nur noch den in ſeiner Art unſchätzbaren Bedienten. Sie fragte daher auch nie danach, was er für ſie ausgab, wenn nur jeder ihrer Wünſche mit der Schnelligkeit des orientaliſchen Märchens erfüllt, jeder ihrer Befehle auf das genaueſte vollzogen wurde.

Plant hatte jenen bedeutſamen Zug des Weiſen, das Große im Kleinſten zu ſuchen und zu achten, wenn er bei einer Alabaſtervaſe 10 fl. gewann, war er deshalb doch nicht ſo unedel, die Kreuzer zu verſchmähen, die er ſich bei einem Briefe machen konnte. Uebergab ihm Valeria vor Poſtſchluß ihre ausgebreitete Korreſpondenz, ſo wog er regelmäßig den oder jenen ihrer Briefe bedächtig auf der flachen Hand und murmelte: Der iſt hübſch ſchwer, wird doppeltes Porto koſten. Unter einem Dutzend Briefe befanden ſich gewiß jedes Mal dreie, bei denen er doppeltes Porto berechnete, die nicht gerechnet, die er an ſichere Leute unfrankirt abſchickte.

So summirte sich eines zum anderen, und die Brieftasche sah bald genau so kugelrund aus, wie ein durch die Kirchengesetze zum Märtyrer gewordener Bischof.

Ein lustiges Liedchen pfeifend, ging Plant eines Morgens, eine Flasche mit Spiritus in der Hand, nach Hause, als eine wilde verwahrloste Gestalt, das von der Luft aufgezogene, verhärmte Gesicht von langen Zoten wirren Haares verschleiert, an ihm vorbeihinkte. Sein Unglück war, daß er selbst diese Figur nicht erkannte, er hätte sich sonst gewiß bei Zeiten gerettet, so geschah es aber, daß der Vagabund ihn erstaunt ansah, stehen blieb und, auf seinen Knotenstock gestützt, so plötzlich und ganz unerwartet hinter seinem Rücken: Plant! rief, daß der musterhafte Bediente Jean seinerseits sich unwillkürlich umwandte.

Freilich versuchte er im nächsten Augenblicke, wo er seinen alten Freund und Dutzbruder Wolfgang erkannt hatte, Reißaus zu nehmen, dies müssen wir ihm zu seiner Ehre nachsagen, aber schon hielt ihn der ehemalige Liebling des verstorbenen Königs beim Aermel fest.

„Es scheint, man will mich nicht kennen, was?“ rief er mit einer schweren, kollernden Stimme.

Plant blickte jetzt, wo es kein Entrinnen mehr gab, ruhig in das wüste, versoffene Gesicht seines Freundes, und streckte ihm zwei Finger der rechten Hand hin.

„Du bist es, Wolfgang! ich hätte Dich beinahe nicht erkannt."

„Dafür hab' ich Dich erkannt", lachte Wolfgang laut und gellend, „trotz Deiner Livrèe und Deines schwarzen Haares, man scheint also auch vom Schicksal, Fatum nannten es die Alten, etwas unsanft angefaßt worden zu sein! An mein Herz, Schicksalsbruder, umarme mich."

Plant wich entsetzt zurück. „Mache mir kein Aufsehen," murmelte er, „ich habe von allen dummen Szenen die rührenden Erkennungsszenen stets am meisten verabscheut."

„Gut, aber ich habe mit Dir zu reden," keuchte Wolfgang, „wo ist hier eine Kneipe."

„Willst Du Wein oder Bier trinken?"

„Ha! Ha! Bei uns im heiligen Rußland trinkt man Schnaps, Amice, bleib' mir vom Leibe mit Deinen mattherzigen Getränken, führe mich in eine Branntweinbude, hörst Du."

„Komm also."

Plant bog mit dem Manne, der im Stande war

alle seine Berechnungen über den Haufen zu werfen, in eine kleine finstere Seitenstraße ein und führte ihn durch ein Netz ähnlicher in eine finstere Bude, in der zum Glücke eben Niemand da war, als das Schenkmädchen. Sie setzten sich nieder und Plant ließ vom besten geben.

„So, das lasse ich mir gefallen," murmelte Wolfgang, das Glas mit einem Zuge bis zur Hälfte leerend, „bist ein braver Kerl, verläßt einen Freund nicht in der Noth."

„Ich will noch mehr für Dich thun," erwiderte Plant, „aber unter einer Bedingung: Du darfst mich unter keinen Umständen mehr kennen."

„Verstehe, könnte Dir in Deinem Dienste schaden, verstehe vollkommen," stöhnte Wolfgang, „werde Dir nicht zur Last fallen, wäre schändlich von mir, will auch gar nicht hier bleiben, gehe nach Italien, dort ist Freiheit für einen Mann wie ich bin, der kein Fürstendiener sein kann, — Du kennst mich ja, — der die Monarchen haßt, für mich ist in Euerem landesvätergesegneten Deutschland kein Boden. Du — Du kennst mich ja, gibst mir Reisegeld, und — und ich gehe nach Italien."

„Du scheinst mich für bemittelter zu halten, als ich bin," versuchte Plant auszuweichen.

„Nein, nein, ich schätze Dich nur so, wie Du es verdienst," fiel Wolfgang ein. „Ich will fort nach Italien aus Rücksicht für Dich, Du hast das nöthige Geld, also was ist natürlicher, als daß Du es mir gibst. Du kaufst Dich damit gleichsam los. Ich werde Dir nie mehr kommen, mein Ehrenwort."

Das Uebrige war bald abgemacht, Wolfgang verlangte 1000 fl., Plant lachte ihn aus, endlich einigten sie sich auf 500. Es war dies viel für Plant, aber das einzige Mittel, sich zu retten, und so zog er seine Brieftasche hervor und übergab das Geld mit einem jener zärtlichen Blicke, mit denen eine Mutter ihr geliebtes Kind in die Fremde entläßt, dem unbequemen Jugendfreunde.

„Danke Dir," rief Wolfgang, „habe mich nicht in Dir getäuscht, will Dir dafür meine Geschichte erzählen. —"

„Ist gar nicht nöthig."

„Doch Plant, ich halte was auf mich, will nicht, daß Du mich für einen Lumpen ansiehst, also nur so viel: Der russische Fürst, der mich nach Petersburg lockte, war im Einverständniß mit unserer Königin, dort angekommen, wurde ich als politischer Sendling denunzirt, verhaftet, lange gefangen gehalten, endlich nach Sibirien geschickt.

Auf dem Transporte entkam ich, fand gute Leute, die mir halfen, focht mich durch bis hierher.

So, jetzt weißt Du Alles. Wenn ich in Rom bin und wieder ein Atelier habe, schreibe ich Dir.“ Plant mußte sich noch einen zärtlichen Kuß gefallen lassen, den er mit sauer-süßer Miene entgegennahm dann trennten sie sich. Die Gefahr war abgewendet.

Valeria zog in den nächsten Tagen in das wahrhaft königliche kleine Palais, das nun ihr gehörte, kaum war sie hier ganz eingerichtet, meldete Plant für den Abend den Besuch Seiner Majestät. Seine Stimme zitterte dabei und sein Blick ruhte mit allem Schmerze der Eifersucht auf Valeria.

Bis jetzt hatte sie noch keinem Anderen gehört und so hatte er in seiner beispiellosen Demüthigung noch immer gehofft und sich vertröstet, nun wußte er aber, daß sie ganz für ihn verloren war, und der Gedanke, daß ein Anderer alle jene Wonnen haben sollte, die vor Kurzem noch ihn berauscht, stachelte seine schlummernde Leidenschaft von neuem. Seine schöne Gebieterin hatte jedoch für dies Alles kein Auge, sie ertheilte ihrem Bedienten mit kühler Sorglosigkeit die nöthigen Befehle für den Abend und nahm sich vor, den Vertrauten ihrer galanten Beziehungen seinerzeit gnädig zu belohnen, wie einen Bedienten.

Plant öffnete die Thüre, als der König ſich durch ein leiſes Klopfen ankündigte, nahm ihm den Mantel ab und bediente ihn und Valeria beim Thee. Er zeigte ſich ſo eifrig, daß er endlich läſtig wurde, einen Wink, den ihm der König mit den Augen gab, wollte er nicht verſtehen, endlich wies ihn die Gebieterin ausdrücklich hinaus.

„Du kannſt im Vorſaal bleiben, Jean," ſagte ſie, ihn feſt anſehend, „wenn ich Dich brauche, werde ich klingeln."

Im Vorſaale brachen ihm die Knie, er fiel auf einen Stuhl nieder, ſchlug ſich mit beiden Fäuſten vor die Stirne und vergoß Thränen, wirkliche Thränen.

Es war die qualvollſte, die unglücklichſte Stunde ſeines Lebens.

Als Seine Majeſtät, in ſichtlich heiterer Stimmung, den Palaſt verließ, glitt ein Goldſtück in Plant's Hand, er ließ es erſchreckt fallen, aber im nächſten Augenblicke bückte er ſich, um es aufzuheben. Dann ſaß er noch lange im Vorſaal und blickte wie im Fieber auf die Glocke, aber Valeria klingelte nicht, ſie brauchte ihn offenbar nicht mehr.

Die Beziehungen der ſchönen Valeria zu dem galanten König blieben nicht lange geheim, ſie ſelbſt ſorgte dafür, ihr Triumph wäre ja ſonſt halb geweſen,

und endlich ist die Schande, welche den Luxus im Gefolge hat, die beste Reklame beim Theater.

Valeria wurde als die erklärte Geliebte des Königs nicht vernehmt, sondern im Gegentheil nur noch mehr gefeiert, sogar von den ehrbaren Frauen, welche auf die „Gartenlaube" abonnirt sind und auf Marlitt schwören, denselben Frauen, welche ein armes Mädchen, das sich aus Liebe hingibt, ohne Erbarmen ausstoßen.

Valeria that aber auch Alles, um das herzliche Interesse, das man an ihr nahm, noch zu steigern, sie ließ sich von Rosenzweig den Hof machen, von Bärnburg und Oldershausen huldigen und nahm, wenn sie gespielt hatte und guter Laune war, den ersten besten schönen Choristen in ihrem Coupé mit nach Hause.

Seine Majestät schien von diesen Venuslaunen der schönen Schauspielerin irgend eine nebelhafte Ahnung zu haben, denn Seine Majestät zeigte sich bei dem kleinsten Anlasse mißtrauisch und eifersüchtig, wie es sonst nur der Gebieter eines Harems zu sein vermag. So wenig Rücksicht Valeria aber auch auf die königlichen Gefühle nahm, ebenso angelegen ließ sie es sich sein, ihre glänzende Stellung zu behaupten. Sie vermied beinahe furchtsam Alles, was ihrem

königlichen Freunde einen, wenn noch so kleinen aber positiven Anlaß zu einem Verdachte geben konnte.

Nun geschah es, daß eines Morgens, — Valeria ruhte noch in den weißen Wolken ihres Himmelbettes, — Herr Rosenzweig kam, um ein Mal ungestört mit der sonst fast Unnahbaren zu plaudern. Die Verehrung dieses Ehrenmannes war ohne Zweifel eine durchaus unverfängliche, aber wenn Seine Majestät ihn nur ein Mal, ein einziges Mal in einem tête-à-tête mit Valeria getroffen hätte, wäre die ganze Herrlichkeit sofort in die Luft gegangen. Er kam also nie mehr am Abend, er kam Nachmittags, wurde aber auch Nachmittags nicht empfangen, er kam Mittags, er kam Vormittags, stets vergebens, endlich kam er einmal am Morgen und traf die Schöne allerdings zu Hause, aber noch im Bette.

Plant versuchte ihn abzuweisen, aber Rosenzweig war in solchen Dingen hartnäckig.

„Ich gehe nicht von der Stelle," sagte er, „ehe ich habe geküßt das kleine Füßchen der himmlischen Valeria."

Man parlamentirte und endlich wurde er in das Halbdunkel des kleinen Heiligthums, in welchen die Göttin ruhte, eingelassen.

„Ach! wie appetitlich liegen Sie da," schrie

der Ehrenmann auf, „ich bin im Stande und kaufe mir einen Dichter, der Sie besingt und einen Maler, der Sie abmalt, ich kann es thun, ich!“

„Immer galant,“ sagte Valeria mit einem schmelzenden Blick durch die halbgeschlossenen Lider; sie begann sich in ihren Eiderdunen zu strecken, ohne dabei nur im mindesten auf Rosenzweig Rücksicht zu nehmen, wie es nur eine junge Sultanin wagen darf, wenn das Haupt der schwarzen Verschnittenen an ihrem Lager steht, ihr Fuß schob unwillkürlich die Decke zurück und wurde in seiner ganzen helenischen Herrlichkeit sichtbar.

„Lassen Sie mich küssen,“ wehklagte Rosenzweig und ließ sich, nicht ohne Anstrengung, auf beide Knie nieder.

Da flog die Zofe herein.

„Der König!“ rief sie athemlos.

„Der König!“ wiederholte Rosenzweig, welcher noch immer auf den Knien lag.

„Da hinein!“ befahl Valeria, auf eine Tapetenthüre deutend, die Zofe half Rosenzweig auf, stieß ihn hinaus, sperrte hinter ihm ab und reichte Valeria den Schlüssel, den diese im Busen verbarg.

Als Se. Majestät eintrat, richtete sich die Göttin auf und gähnte. „So früh,“ sagte sie, nicht eben gnädig, „ich habe eben von Ihnen geträumt.“

„Vergeben Sie, liebe Valeria," entgegnete der König, „aber ich habe mir in den Kopf gesetzt, mit Ihnen auszufahren und dies kann nur in aller Frühe geschehen, denn ich habe doch gewisse Regards für die Königin zu beobachten —"

„Soll ich wirklich aufstehen?"

„Ich bitte Sie darum," flehte der König, „erfüllen Sie mir diese Kaprize, ich erfülle Ihnen dafür hundert andere."

„Gut also, ich will mich anziehen."

Der König verließ das kleine Gemach und die schöne Frau kleidete sich mit einer Eile an, die beinahe unanständig gewesen wäre, wenn sie nicht aus der feinsten Berechnung entsprungen wäre, in dieser Eile, in der sie ihren Chignon aufzustecken vergaß, vergaß sie auch Rosenzweig. Sie verließ zum ersten Male ihren Palast an dem Arm des Königs, ihr Herz pochte groß und stolz, sie war dicht verschleiert, aber dadurch um so gewisser, daß sie Jeder erkennen werde.

Seine Majestät hob sie selbst auf den Kutschbock des leichten Jagdwagens, nahm dann neben ihr Platz und ließ die feurigen Thiere aus, welche, ohne einer Ermunterung zu bedürfen, schnaubend fortjagten.

Rosenzweig war kein Mann, der viel in Phan-

tasie machte. Er fragte bei jedem Ding: Was trägt es? und Phantasien sind keine Grundstücke, keine Zinshäuser und auch keine Börsepapiere. Heute aber wurde er zum Dichter. Er stand noch immer auf der Stelle, auf die ihn die Zofe hingeschoben hatte, mit geschlossenen Augen stand er da und mit klopfendem Herzen und erzählte sich selbst eine Schauergeschichte, die so leicht hätte passiren können: Der König wird nicht, wie es geschehen war, durch den braven Jean — wird er bekommen ein gutes Trinkgeld, der brave Jean — im Vorsaal aufgehalten, sondern überrascht Rosenzweig, wie er auf den Knien vor Valeria liegt und erblickt zu sehen die Göttliche auf ihrem üppigen Lager. Er ist sofort überzeugt, daß hier ein Treubruch begangen wurde, er zieht den Degen und — Rosenzweig stöhnt auf.

„Mein Gott," denkt er im nächsten Augenblicke, „wenn er mich hätte gehört, und würde sprengen die Thür', aber nein —."

Eben rollt der Wagen davon und der Gefangene der schönen Schauspielerin schöpft Athem und macht die Augen weit auf. Er sieht erst jetzt, daß er sich in einem ganz kleinen, vollkommen leeren Raum befindet, der sein spärliches Licht durch ein viereckiges Fenster von oben empfängt, er denkt nun vor Allem daran, sich in Sicherheit zu bringen, der Boden scheint

ihm glühend und die Luft mit zahllosen kleinen Nadeln erfüllt. Er versucht die Thüre zu öffnen, und erinnert sich, daß sie gesperrt wurde, er klopft, er brüllt wie ein eingesperrtes Raubthier nach dem braven Jean, aber Niemand kommt.

Man hat ihn offenbar vergessen, der König wird zurückkehren, wird ihn entdecken, er sieht schon den Degen blitzen, der in seinen Eingeweiden wühlen wird. Er stellt sich mit dem Rücken gegen die Thüre und beginnt auszuschlagen wie ein Pferd, die Thüre dröhnt, aber Niemand scheint es zu hören.

Er rennt wie ein Wahnsinniger auf und ab, er überlegt schon, ob er durch das kleine Fenster entweichen könnte, da fällt ihm zur rechten Zeit ein Glockenzug in die Augen, der an der Wand befestigt ist, er lacht auf, er begreift nicht, daß er denselben nicht längst entdeckt hat.

Jetzt hat er seine volle Würde zurückgewonnen, er tänzelt hin, und zieht kräftig an, da —

„Gott über die Welt!“ schreit er auf.

Ein wahrer Platzregen strömt von der Decke des kleinen Gemaches auf ihn herab.

Er ist in dem Zimmer eingesperrt, in dem sich die Göttin von den kräftigen Strahlen des kalten Wassers peitschen läßt, und was er für einen Glocken-

zug hielt, ist die Maschine, welche die Douche in Bewegung setzt, er machte tolle Bocksprünge, um sich zu retten, aber vergebens, schon steht das Wasser in seinen Schuhen und rinnt ihm aus den Aermeln des Fracks, er blickt verzweifelt umher, es muß irgendwo eine Vorrichtung zu finden sein, die das furchtbare Element bändigt.

Ja, da ist sie schon, triumphirend drückt er an der Feder, aber sofort trifft ihn ein neuer Strahl, der aus der Wand springt wie ein Schuß, er taumelt zurück, er sieht plötzlich aller Orten metallene Federn, er drückt da und dort, rechts und links, oben und unten, und mit jedem Druck entfesselt er neue Furien, die ohne Erbarmen mit nassen Schlangen auf ihn losschlagen.

Und mitten in diesem Sturm nahen Schritte.

Rosenzweig sieht sich dem sicheren Tode preisgegeben und schwört, daß er sich zur Wehre setzen wird.

„Ich vertheidige mich bis auf den letzten Mann!" schreit er, da wird die Thüre geöffnet, Valeria erscheint auf der Schwelle, sieht die entfesselten Elemente, sieht Rosenzweig, der wie ein nasser Pudel da steht und eine martialische Grimasse schneidet, und bricht in ein ausgelassenes Gelächter aus.

„Kommen Sie doch, wie sehen Sie aus", ruft sie, er tritt heraus wie eine Regenwolke, es strömt nur so von ihm herab auf den kostbaren Teppich, ein kleiner Fluß folgt seinen Schritten.

„Das war eine entsetzliche Stunde", murmelt er, „ich bin naß bis auf die Haut, aber die Gluthen meines Herzens sind deshalb doch nicht gelöscht."

„Dann schnell noch eine Douche", lacht Valeria.

„Alle Douchen der Welt vermögen nichts gegen meine Liebe", schwört Rosenzweig, „aber jetzt möchte ich doch Jean um trockene Kleider bitten."

Es schüttelt ihn, daß die Tropfen nach allen Richtungen auseinandersprühen, und Valeria springt wie toll umher und lacht und girrt wie eine Turteltaube.

5. Kapitel.

Ein loyaler Mann und eine wohlthätige Frau.

Die Generalin Mardefeld verdiente ihren Titel wie kaum eine andere brave deutsche Frau, sie führte ihr Kommando mit Aplomb und Umsicht, ihre Strategie hatte zwar wenig von Klausewitz an sich, aber es war die erprobte, stets siegreiche des Weibes, die schon Kleopatra angewendet hatte und die seither manche wichtige Verbesserung erfahren hat, jene Strategie, welche den Feind ohne Kampf besiegt, und ohne daß er eigentlich weiß, wie groß seine Niederlage ist. Der General polterte weiter, wie er seit seiner Fähnrichszeit stets gepoltert hatte, aber er parirte der schönen klugen Hanna auf den Wink.

Hanna setzte es sich mit einem Male in den Kopf, in der Residenz eine Rolle zu spielen, und der gehorsame General miethete eine prächtige Wohnung auf dem Schloßplatze, möblirte dieselbe mit einer

Verschwendung, die alle Welt in Erstaunen setzte, und übersiedelte mit Frau und Dienerschaft in die Residenz.

Hanna, welche ihre Umgebung scharf beobachtete, war über keine der vielen Veränderungen, welche sie hier antraf, so verwundert, wie über jene, welche sie im Hause ihrer Eltern und insbesondere an ihrer Mutter wahrnahm.

Sie fand weder die alten Möbel, die bei jedem Anlaß krachten, und dabei an alte, treue, aber stets murrende Diener erinnerten, noch den bescheidenen, fast ärmlichen Tisch, am meisten überraschte sie jedoch, daß die Abneigung ihrer Mutter gegen die Mode, ihre Launen, Exzentrizitäten und ihre Verschwendung ganz verschwunden war.

Die Räthin schien durchaus nicht mehr für Perkail zu schwärmen, im Gegentheil, sie rauschte zu Hause sogar in starrer Seide einher und schleppte auf der Straße eine Fluth kostbaren Sammtes durch den Staub.

Hatten die Teschenbergs eine große Erbschaft gemacht, war der Gehalt des Rathes erhöht worden, oder was um alle Welt war geschehen, das diesen Luxus möglich machte?

Das war so einfach wie nur möglich.

Der christliche Sinn, den die Königin pomphaft zur Schau trug, war durch dieses erlauchte Beispiel auch in anderen edlen Frauenseelen erweckt worden, und als die Räthin einen Wohlthätigkeitsverein für verschämte Arme überhaupt und durch Unglück heimgesuchte Frauen insbesondere in das Leben rief, fand sie begeisterten Anklang in allen Schichten der Gesellschaft. Die Damen wetteiferten, die Mode mitzumachen, welche durch die Protektion der Königin die Weihe des guten Tons erhalten hatte.

Priester in langen schwarzen Habiten flogen wie Raben bei der Räthin ein und aus, Baroninen, Gräfinen, Fürstinen traten in den Ausschuß des Vereins, dessen Vorsitz die Räthin führte, während Pater Hasfege als Schriftführer thätig war. Kein Wunder, daß alle reichen Leute von der Farbe Rosenzweig's dem Vereine bedeutende Summen zu Gebote stellten. Frau Rosenzweig war stolz darauf, neben der Gräfin Bärnburg und der Gemalin des Ministers von Kronstein im Ausschuß zu sitzen und Rosenzweig gab gerne Geld, wenn nur jedes Mal seine Noblesse in den Zeitungen in das richtige Licht gesetzt wurde. Es kümmerte ihn wenig, daß ein Theil des für die Armen bestimmten Geldes als Peterspfennig nach Rom wanderte, ein anderer dazu verwendet wurde,

die unglücklichen preußischen Bischöfe zu unterstützen und sie durch Ankauf ihrer von den Gerichten gepfändeten Equipagen und Silberservice vor dem unglaublichen Märtyrerthum des zu Fuße Gehens und auf Porzellan Speisens zu erretten. Ein päpstlicher Orden und die Erhebung zum römischen Grafen überzeugten ihn vollständig von dem musterhaften Wirken des Vereines.

Es ist eine der vielen bösen Eigenschaften der Menschen, das Strahlende zu schwärzen, es gab Leute, nach deren Schilderungen die Räthin einer Ebenholzschönen aus Dahomey auf ein Haar ähnlich sehen mußte, diese boshaften Leute behaupteten, daß wenn sie eine Tombola für die Armen arrangirte, der beste Theil der für dieselbe gespendeten Gegenstände später in ihren Zimmern zu sehen war, hier ein prächtig gestickter Ofenschirm, dort ein Polster, eine Vase, ein Gemälde, daß sie die Bedürftigen gleich einem Minister antichambriren lasse und nur solche mit einer Gabe beglücke, welche von der Geistlichkeit oder Damen des Adels empfohlen waren.

Sie erzählten auch, daß ein armer lungenkranker Schuhmacher, 71 Jahr alt, welcher mit seinem gleichfalls siebzigjährigen Weibe belogirt werden sollte, weil er den Winter über den kleinen Miethzins von

2 fl. monatlich nicht aufbringen konnte, vergebens einen Fußfall vor der wohlthätigen Frau that, um die schuldigen 10 fl. zu erhalten, während zu gleicher Zeit eine Baronin mit zwei erwachsenen Töchtern durch eine bedeutende Summe von der Pfändung gerettet wurde.

Die Baronin und ihre erwachsenen Töchter sollen arbeiten und sich etwas verdienen, meinten die bösen Menschen.

O! diese Elenden, denen der Begriff noblesse oblige so ganz abgeht, welche nichts von jener noblesse de sentiment besitzen, welche es guten edeldenkenden Menschen zur Pflicht macht, Damen, deren Nasen von Taschentüchern, mit siebenzackigen Kronen bedient werden, vor der Schande der Arbeit zu bewahren.

Bei der Sorge für so zartfühlende Arme war es selbstverständlich, daß die Räthin mit äußerster Delikatesse vorgehen und demgemäß die Namen der Unterstützten nicht nennen durfte, dadurch wurde es ihr aber zu ihrem großen Bedauern unmöglich, bei der Prüfung der Rechnungen durch den Damenausschuß die Quittungen derselben vorzulegen. Weshalb sie dies so sehr bedauerte, ist nicht aufgeklärt, da doch [illegible] Quittungen zu sehen verlangte, und

ihre Rechnungen jedes Mal ohne Bedenken gut geheißen wurden.

Es fragte auch nie Jemand danach, wer den Wagen bezahlte, in dem die Räthin fuhr, oder die neuen Pariser Möbel, oder das Silberzeug, mit dem sich ihre Kredenz füllte, oder ihre seidenen und sammtenen Roben. Wer hätte es auch gewagt, an dieser Frau zu zweifeln, der ebensoviel Gesichter und Stimmen zu Gebote standen, als einer Modedame Toiletten.

Wie es die Prinzessin Metternich bis in die Fingerspitzen hinein fühlt, ob die Situation schweren Sammt oder durchsichtigen Flor, einen majestätischen Mantel oder ein pikantes Jäckchen verlangt, welche Farbe geboten ist, ja welche Schattirung derselben, so besaß die Räthin den feinen Takt, immer so auszusehen und sich hören zu lassen, wie es den Menschen, mit denen sie zu thun hatte, angemessen war, sie besaß, wenn es nöthig war, den Alt, in dem man imponirt, unwiderrufliche Befehle ertheilt, unbequeme Bittsteller abweist, den einschmeichelnden Sopran, mit dem man die Herzen rührt, den lispelnden Diskant, welcher Höhergestellte besticht, alle menschlichen Larven standen ihr zu Gebote, die würdige Matrone, die fromme Christin, die gute Seele und die unterwürfige Einfalt wie nach Umständen die heitere Lebefrau

oder die hochmüthige Tyrannin. Sie konnte so herzlich lachen, wenn es Jemandem Vergnügen machte, und so oft sie nur wollte, Thränen vergießen, wirkliche Thränen, und genau so viel Thränen als dem Orte und den Umständen angemessen war, zwei große Tropfen perlten in ihren Augen, wenn sie der Königin das Elend der Armen, „ihrer Armen", schilderte, mehr erlaubte die Hofetikette nicht, bei einer Dame der Aristokratie wurden ihre Wangen naß, nicht mehr und nicht weniger als es der Anstand erlaubte, vor den guten Bürgersfrauen öffnete sie dagegen alle ihre Schleusen und brauchte dann zwei bis drei Taschentücher, welche vollkommen naß wurden.

Hanna durchblickte alle diese Verhältnisse in kurzer Zeit, und wenn sie ihre Mutter bisher geachtet und bemitleidet hatte, begann sie dieselbe jetzt zu bewundern nnd zu beneiden.

Die Fenster des prunkhaften Gemaches, in dem Hanna schlief, gingen nicht auf den geräuschvollen Schloßplatz, sondern in die auf denselben mündende Türkenstraße. Hier war eines Morgens Stroh aufgeschüttet, um den Hufschlag der Pferde und das Rasseln der Wagen zu dämpfen, und oben hielt eine glückliche junge Mutter ihr erstes Kind in den Armen.

Hanna genoß in der That eine nie geahnte Seligkeit in dieser Stunde, ein Lächeln, das sich nicht beschreiben läßt, überflog das vor Kurzem noch von Schmerz verzerrte schöne Gesicht, als sie den ersten Schrei ihres Kindes hörte, der General weinte vor Freude, das ganze Haus war im freudigsten Aufruhr. Eine Aengstlichkeit verrieth sich in Allem, was nur geschah, eine Wichtigkeit, wie wenn ein Weltereigniß stattgefunden hätte, die Fenster waren so dicht verhängt, daß das Zimmer, in dem Hanna lag, beinahe dunkel war, obwohl dicke Teppiche die Schritte verschlangen, gingen doch Alle auf den Fußspitzen. Niemand wagte laut zu sprechen.

Und dies Alles wofür?

Für ein Kind, das hinfällig zur Welt kommt, das, in thörichter Weise verzogen und verbildet, zu einem schwächlichen, krankhaften, unglücklichen Menschen heranwachsen wird.

Eine Straße weiter hat beinahe zu gleicher Zeit die Frau eines Grobschmiedes entbunden, da liegt der arme Wurm in einem geflickten Hemde und schreit aus voller Brust und der Vater lacht und hebt es auf mit seinen rußigen Händen, bis es ruhig wird und nur noch in der Sonne ein wenig mit den Aeuglein zwinkert, und die Mutter steht schon draußen

beim Herd und kochte die Suppe, das Kind wird nicht blind werden von der Sonne und der Frau wird ihre Suppe wohlbekommen.

O! Ihr armen, armen Kinder, die Ihr in dumpfen, teppichbelegten Gemächern zur Welt kommt, Jesus Christus lag in einer Krippe.

Es war eine selige Stunde für Hanna, und ein paar glückliche folgten, dann war sie ihres Kindes müde. Eine Amme kam, diese genoß die wahren Mutterfreuden, sie zog das Kind auf. Hanna durfte selbstverständlich ihre herrliche Büste nicht in Gefahr bringen, es ist doch viel wichtiger, auf einem Balle seine Schultern zu zeigen, als dem Kinde die Mutterbrust zu geben.

Wie sollte es Hanna genügen, ihre Pflicht als Gattin und Mutter zu erfüllen, sie ist eine gebildete deutsche Frau, sie hat Wichtigeres zu thun, Stoffe zu wählen, neue Toiletten anzuordnen, sich anzukleiden, ihre Augenbrauen zu malen, falsches Haar auf ihrem Kopfe zu befestigen, das Theater zu besuchen, in Soiréen zu glänzen, vielleicht auch zu liebeln. Wer könnte sie deshalb tadeln?

Das Kind gehört der Amme und die Generalin Mardefeld der Welt.

Wie zärtlich sie es jeden Morgen küßt ihr liebes

schönes Kind, und wie sie niemals vergißt, ihm vor dem Einschlafen das Kreuz zu machen, kann man noch mehr verlangen?

Unsere herrlichen Familienblätter haben den unübertrefflichen Grundsatz, die Welt immer so zu schildern, als ob sie vollkommen wäre, besonders unser tadelloses deutsches Leben, nur in Frankreich, Italien oder Rußland, da mag hie und da eine Geschichte spielen, welche uns auch Häßlichkeiten vor die Augen stellt, um uns zu bekräftigen, daß wir die vernünftigsten und ehrbarsten Leute von der Welt sind, was kümmern uns die erschrecklichen Ziffern, welche uns die Statistik über die Sterblichkeit der Kinder entgegenhält, was kümmert es uns, daß diese Kinder nur deshalb sterben, weil die Mehrzahl der deutschen Mütter sich ihre Pflichten so leicht wie möglich macht, wenn nur nicht davon gesprochen, nur nicht davon geschrieben wird, wenn nur die Heldinen der deutschen Romane Muster von Tugend sind.

Als Hanna sich wieder vollkommen erholt hatte, schien sie um einige Zoll gewachsen, und ihre Formen hatten nicht wenig an Rundung und Ueppigkeit gewonnen, sie war mit einem Male Weib geworden, und zwar ein schönes, majestätisches Weib. Man sprach einige Zeit in allen Kreisen der Residenz nur

von ihr. Sie wurde in die ersten Salons und endlich sogar bei Hofe eingeführt.

Die Begegnung mit der Königin war merkwürdig genug. Aus einer zeremoniellen Aufwartung wurde der Besuch einer Freundin. Hanna war von Ihrer Majestät bezaubert, und Ihre Majestät sprach das Wohlgefallen, das sie an der Generalin fand, sans gêne, wie sie es gewohnt war, aus.

„Sie gefallen mir", sagte sie in ihrer ruhigen imponirenden Weise, „hier auf diesem abscheulichen Marionettentheater, wo die Hofpuppen sich steifer und gezierter als irgendwo bewegen, wirkt eine frische Erscheinung wie die Ihre zuerst überraschend, dann überaus anmuthend. Ich will, daß wir so ungezwungen wie nur möglich verkehren, verstehen sie mich, ich ernenne Sie zu meiner Hofdame, aber ich hoffe, daß Sie mir etwas ganz Anderes sein werden, eine Vertraute, ja wer weiß, vielleicht noch viel mehr."

Dann erging sich Ihre Majestät in ungemessenem Lob über Hanna's Mutter, ihre Wohlthätigkeit, ihre Aufopferung.

Einige Tage nach der ersten Audienz kam eine Hofequipage, um die Generalin abzuholen, die Königin wollte einmal à son aise sein, mit ihrer neuen Favorite eine Stunde verplaudern, ein ander Mal

mußte Hanna mit Ihrer Majestät ausreiten. Man bemerkte in der Oper, daß die Königin sie mit dem Fächer grüßte, und endlich erschien Ihre Majestät eines Abends inkognito bei der Generalin und ließ sich ihr kleines Mädchen zeigen, ja geruhte es sogar auf den Arm zu nehmen und zu küssen.

Die Zuneigung der Monarchin für Hanna erregte um so mehr den Neid aller Damen, als es ein öffentliches Geheimniß war, daß eigentlich Königin Paula die Zügel der Regierung führte und dem kleinsten Vorkommniß am Hofe wie den größten politischen Akten den Stempel ihres Willens aufdrückte.

Das gute Volk, das so glücklich war, ihre erhabenen Passionen bezahlen zu dürfen, machte es ihr nur zu leicht, so unumschränkt zu gebieten, wie es nur eine Czarin des vorigen Jahrhunderts konnte. Freilich mußte sie auf die dramatischen Vergnügungen einer Elisabeth und Katharina, auf das Schaffot, Sibirien und die Knute verzichten, aber es gibt sanfte Mittel, die vielleicht viel furchtbarer sind; und wo man mit dem Gesetze nicht auskommt, läßt es sich mit Hilfe gründlicher deutschen Juristen spielend umgehen. Diese armen Leute, die sich stolz Bürger eines freien Staates nannten, waren in den Augen ihrer Gebieterin nur Unterthanen, ein Heer von Be-

dienten, bestimmt, für sie zu arbeiten und ihrem Willen zu gehorchen, und sie gehorchten prächtig und waren zufrieden, daß man sie dafür schreiben und reden ließ, was sie nur wollten.

Ehrt mir nur immer die deutsche Freiheit beim Bierglase, Ihr Minister und Herrscher von Gottes Gnaden, und im Uebrigen könnt ihr dann regieren, wie es Euch gefällt. Macht geht vor Recht, aber der Freiheitssinn beim Bierglas geht bei uns vor Macht. Merkt Euch das.

Wir machen keine Revolution, wenn Ihr irgend ein Gesetz verletzt, aber wenn wir nicht mehr raisonniren dürfen, dann werden wir mißvergnügt, und wenn die Bierpreise steigen, dann fließt Blut.

O! wie sie mit den Füßen stampfte und die Hände ballte die schöne Königin, als sie erfuhr, daß Wolfgang seinen Peinigern in Rußland entkommen und in der Residenz gesehen worden sei, sofort setzte sie die ganze Meute ihrer Polizei in Bewegung, mehr als hundert Unschuldige wurden verhaftet nur weil sie lumpige Kleider trugen, und die fieberhafte Thätigkeit der Behörden kam erst dann zur Ruhe, als der Gesandte in Rom meldete, daß Wolfgang dort aufgetaucht sei. Nun sann die unversöhnliche Frau auf einen neuen Racheplan, sie war nicht zufrieden, den

unglücklichen Bildhauer in das Elend gestürzt zu haben, sie wollte ihn vernichten, zertreten wie einen Wurm. Dieser häßliche Gedanke, der sie Tag und Nacht quälte, verdarb ihr durch viele Wochen Laune und Stimmung, aber wenn deutsche Monarchen finster blicken, fehlt gewiß nie der aufopfernde Unterthan und Patriot, der sie wieder lachen macht, durch seine Loyalität.

In diesem Falle war Rosenzweig der aufopfernde loyale Mann. Die römische Grafenwürde hatte ihn kühn und unternehmend gemacht, er war entschlossen, Alles aufzubieten, um mindestens ein deutsches „von" noch dazu zu erobern. Er hatte sich bei den Damen des Theaters das glückliche System des goldenen Regens angeeignet, aber was soll diese Jupiterrolle in unserem herrlichen deutschen Staate? Man ist nicht einmal in Rußland mehr bestechlich.

Rosenzweig war indeß ein Genie im Schenken, noch nie hatte ihm ein deutscher Biedermann verweigert, das anzunehmen, was er in so unverfänglicher Weise bot, nur einer schien sogar gegen die unwiderstehliche Bonhomie Rosenzweig's gepanzert und das war gerade der Mann, ohne den nichts zu erreichen war in dieser delikaten Angelegenheit, der Minister von Kronstein.

Sollte der Mann wirklich unbesiegbar sein?

Ohne Zweifel für alle Welt, aber nicht für Rosenzweig. Das Problem raubte ihm den Schlaf, er starb mindestens vier Mal an demselben und wurde wieder lebendig, endlich, mitten in der Nacht, sprang er aus dem Bette, schrie laut auf vor Freude, machte Licht, tanzte Polka und blieb zuletzt vor dem Spiegel stehen, beleuchtete sich und betrachtete sich mit wonnevoller Bewunderung.

„Das ist er," murmelte er, „so sieht er aus der große Mann, der dem Minister Kronstein wird machen ein Präsent und er wird auch schenken der Königin Majestät, Gott soll sie erhalten, was sie wird annehmen die Majestät."

Rosenzweig hatte beim Minister Kronstein, welcher eine kostbare Sammlung alten Porzellans besaß, ein Service aus der Fabrik von Sevres gesehen, das einzig in seiner Art war, der Minister wurde unruhig, wenn Jemand ein Stück davon in die Hand nahm so sehr hing sein Herz daran. Rosenzweig hatte seinen teuflischen Plan auf dieses Service gebaut. Mit dem nächsten Zuge fuhr er nach Paris, von dort nach Brüssel, nach London, und suchte überall vergebens ein zweites ähnliches Service, er bot unglaubliche Summen, aber es fand sich doch nicht, was er so heiß begehrte. Schon hatte er alle Hoff-

nung verloren, da entdeckte er auf der Rückreise in einer kleinen Stadt Hollands, bei einem Wirth, ein Service, das aus derselben Fabrik stammte und bis in die kleinsten Details jenem des Ministers glich, und, was das Beste war, der Eigenthümer hatte keine Ahnung von dem Werthe desselben und überließ es für einen Spottpreis. Triumphirend kehrte Rosenzweig zurück und setzte seine Intrigue sofort in das Werk.

Er machte Kronstein seine Aufwartung, nachdem er vorher dessen Kammerdiener bestochen und in seinen Plan eingeweiht hatte, und brachte ihm die große Neuigkeit, daß er ein ganz ähnliches Service wie das seine entdeckt habe und besitze. Der Minister war nicht eben angenehm überrascht, denn sein Service galt als ein Unikum.

„Vielleicht täuschen Sie sich doch," sagte er, die Lippe ärgerlich nagend, „wir sollten jedenfalls vergleichen."

„O! Exzellenz, es ist dieselbe Façon, dieselbe Zeichnung, dieselbe Fabrik," erwiderte Rosenzweig, während er die große Suppenvase von der Kredenz nahm und aufmerksam musterte.

Da geschah im Vorzimmer ein furchtbarer Schlag; der Minister erfuhr später, daß sein Kammerdiener den schweren silbernen Napf, in dem die Bestecke ge-

waschen wurden, hinabgeworfen hatte; Rosenzweig erschrak, ließ die Suppenvase fallen und da lag sie zu den Füßen des Ministers, ein Haufen großer und kleiner Scherben.

Kronstein bebte am ganzen Leibe; ehe es ihm noch gelungen war, seine staatsmännische Ruhe wieder zu gewinnen, hatte Rosenzweig dem Kammerdiener den Auftrag ertheilt, sein Service herbeizuholen. Der Heuchler, es war mit ihm zugleich angekommen und stand wohl verpackt im Vorzimmer.

„Ich wäre untröstlich über mein Mißgeschick, Exzellenz," sagte er dann feierlich, „wenn ich, wie gesagt, nicht das gleiche Service besitzen würde, es wird sogleich hier sein, und Exzellenz werden mir gestatten, es Ihnen als Ersatz anzubieten."

„Gegen Rückerstattung Ihrer Kosten —"

„Nein, Exzellenz, das kann ich nicht zugeben —"

„Aber ich kann doch nicht ein so kostbares Geschenk annehmen, ohne —"

„Wenn ich werde einkommen um den Adel, werden Exzellenz nicht dagegen sein."

„Gewiß nicht, lieber Rosenzweig."

Der Kammerdiener kam mit dem Service und es stimmte so genau mit jenem des Ministers, daß dieser jetzt über Rosenzweig's Unglück etwas wie

Freude empfand, die Freude des Sammlers, der sein Unikum wieder ganz allein für sich besitzt. So gelang es Rosenzweig, den unbestechlichen Minister zu beschenken; die Königin bot ihm nun keine nennenswerthe Schwierigkeit mehr. Er hatte in Paris ein prachtvolles Kleid weben lassen, dessen Dessin hierauf vernichtet wurde, so daß dasselbe wirklich einzig in seiner Art war und ließ es noch zum Ueberfluß mit indischen Goldkäfern sticken, es war ein Kleid, das sogar eine Königin annehmen durfte. Minister Kronstein schilderte es ihr in den lebhaftesten Farben und Rosenzweig erhielt leicht die Erlaubniß, es ihr selbst überreichen zu dürfen.

Er erschien mit seinem päpstlichen Orden. Ihre Majestät war bei aller Beherrschung, die ihr zu Gebote stand nicht fähig, ihr Entzücken zu verbergen, sie schrie auf, als Rosenzweig das Kleid entfaltete und zeigte sich hierauf ungemein gnädig gegen ihn.

Plötzlich blieb ihr Auge auf dem Barte haften, der Rosenzweig's glänzendes Gesicht einrahmte und sie runzelte ein wenig die Stirne. Die Länge des Haares und die Form des Bartes galt ihr als eine Art sicheren Maßstabes für die Loyalität des Trägers. „Man könnte Sie für einen Republikaner halten," sagte Ihre Majestät kühl, „wenn Ihre guten Gesin-

nungen nicht allgemein bekannt wären. Ich erwarte von Ihrer Loyalität, daß Sie künftig Ihr Aeußeres mit Ihrem Innern in Einklang setzen werden."

„Gnade, Majestät, ich werde Alles aufbieten, mein Verbrechen gut zu machen," gab Rosenzweig zur Antwort, indem er seinen Rücken wie ein Kautschukmann krümmte.

Am folgenden Tage wurde Rosenzweig zum Baron erhoben und zur Hoftafel geladen. Der Edle, der vollkommen kahlköpfig war, trug eine Perrücke, er trug sie jedoch nur im Winter, am 1. Oktober setzte er sie auf und am 1. Mai legte er sie ab.

Nun wollte ein heiterer Zufall, daß Rosenzweig am letzten April der Königin das Kleid überreicht hatte und am folgenden Tage nicht allein ohne Bart, sondern auch ohne Perrücke bei der Hoftafel erschien.

Als die Königin eintrat, fiel ihr erster Blick auf Rosenzweig, sie erschrack zuerst, dann begann sie laut zu lachen, so laut, daß die Oberhofmeisterin Fürstin Schnackerlburg-Piepenhausen nach der Tafel eine starke Kolik bekam, welche der Leibarzt dem übermäßigen Genuß von eingemachten Trüffeln, sie selbst aber dem etikettswidrigen Benehmen Ihre Majestät zuschrieb.

„Mein Gott!" rief die Königin, „so war es nicht

gemeint; sehen Sie dieses Muster eines loyalen Deutschen, meine Herren, ich wünsche, daß er seinen Bart rasirt und er läßt sich den ganzen Kopf scheeren." Und sie begann von neuem zu lachen, als ihr aber erst durch ein paar leise geflüsterte Worte, welche von dem Minister Kronstein zu der Gräfin Bärnburg und so weiter bis zu ihr gelangten, der Zusammenhang klar wurde, da durchbrach ihre Heiterkeit alle Schranken des höfischen Herkommens, sogar Wolfgang war vergessen und General Knopf behauptete später im Militärkasino, es sei zum ersten Male bei Hofe „fidel" gewesen.

6. Kapitel.

Eine Ehe nach der Mode.

Baron Keith, der Adonis, und seine junge hübsche Frau waren genau so glücklich oder unglücklich in ihrer Ehe, wie es die meisten Leute sind.

Ob man sich aus Liebe, aus Leidenschaft, vernünftiger Erwägung, Geschmack oder Vortheil bindet, am Ende kommt Alles doch auf dasselbe hinaus. Mann und Weib sind Hälften desselben Körpers, aber es will fast nie gelingen, die Zusammengehörigen zu vereinen, so daß die beiden Hälften sich in der Regel durchaus nicht decken wollen. Einige Zeit sieht es wohl nach jeder Hochzeit so aus, als ob das große Problem gelöst wäre und Jeder glaubt dann, sein Fall bilde die Ausnahme, diese Zeit währt manchmal Monate, sehr oft nur einige Wochen lang, man nennt die ersteren Honigmonde, die letzteren Flitterwochen, gewöhnlich streckt aber der herrliche Gatte

seine Beine schon am Morgen nach der Brautnacht von sich, als ob sie seit gestern um vieles länger geworden wären und versenkt seine Hände sehr nüchtern in den Hosentaschen und die reizende kleine Frau kreuzt die vollen weißen Arme im Nacken und gähnt.

Zwei so hübsche, guterzogene, fashionable Eheleute wie Baron Keith und Gemalin lassen sich jedoch nicht so leicht von der Prosa des Lebens erdrücken und wie etwa ein armer Schullehrer oder kleiner Krämer und ihre bezüglichen Hälften. Es gab wenig Zeit zur Langeweile und auch zum Nachdenken auf Gut Silberburg; wie alle Menschen, die nichts zu thun haben, waren Baron Keith und Gemalin in einem ewigen Jagen, sich Beeilen und Ueberstürzen begriffen, hundert Einladungen wurden angenommen und ebenso viele ausgetheilt, es wurde je nach der Jahreszeit und dem Wetter gefahren, geritten, Eis gelaufen, gejagt, gehezt, getanzt, gespielt, medisirt und geliebelt, und wie überall, wo das Haupt eines Hauses sich um nichts ernstlich bekümmert als um Zerstreuung, verfiel bei diesem herrlichen Leben die ganze Wirthschaft auf Silberburg mehr und mehr.

Einem Jahr voll Glanz folgte ein zweites voll Verlegenheiten.

Zuerst kamen Rechnungen, die unbezahlt bleiben

mußten, dann Mahnungen, dann begann es endlich an jenem Gelde zu fehlen, das zum Haushalte unentbehrlich schien. Es fanden sich gute Freunde, die borgten, dann edle Hebräer in der Residenz, welche durch 100 Perzent weichherzig gemacht, ihre Geldschränke dem „Herrn Baron" öffneten und so wurde das Schiffchen mit dem bunten Wimpel, auf dem das sorglose hübsche Paar, so jugendlich fröhlich, die breite Wasserstraße des Lebens dahinglitt, wieder für ein Paar Monate flott. Als es dann wieder auf einer Sandbank saß, wurde das Silberzeug, wurde der Schmuck in's Leihhaus getragen und die Pfandscheine wurden noch einmal verpfändet.

Wieder gab es Feste, wieder Soiréen, Bälle, Konzerte, ja Baron Keith fuhr sogar nach der Residenz und ließ sich mit seinem Weibchen in einer Loge sehen, was seine Gläubiger für einige Zeit kalmirte.

Diese braven Leute sind sofort zufriedengestellt, wenn sie nur sehen, daß ihr Geld zum Fenster hinausgeworfen wird, aber sobald ihr Schuldner ein ehrliches Geschäft damit beginnen wollte, hätten sie keine ruhige Stunde.

Eines Morgens, der Herr Baron ritt in der Manège ein Pferd zu und die Frau Baronin pro-

birte eben einen neuen Schlafrock von Madame Viktorine, nach dem neueſten Pariſer Modell angefertigt, kamen ein Paar Menſchen in das Schloß, die ihren Mangel an Bildung ſchon dadurch verriethen, daß ſie gar nicht warten wollten, bis die gnädige Frau durch Aufſtecken des Chignons ihre Würde um fünf Zoll erhöht hätte, ſondern ſofort in ihr Boudoir traten und ein lebhaftes, aber leider ſehr verſpätetes Intereſſe für ihren Schmuck an den Tag legten.

Dieſe Männer begannen Alles aufzuſchreiben, obwohl die Baronin ihnen majeſtätiſch genug die Thüre wies und kümmerten ſich kaum mehr um den Baron, als er in ſeinen großen Stiefeln heraufkam und grimmig mit der Reitgerte herumfocht.

„Ja, aber ſag' mir nur", rief die reizende Julie entſetzt, was thun denn dieſe Leute eigentlich in unſerem Hauſe."

Keith zuckte verächtlich die Achſeln, er hatte alles Recht dazu. „Sie pfänden uns", ſagte er trocken.

„Mon Dieu! iſt das möglich!" murmelte die Baronin, ſie ſank auf das Sopha und begann zu weinen. Wer wird ſie nicht bemitleiden? Iſt das nicht ein erbärmliches Schickſal, in dem Glauben aufzuwachſen, daß man ein Blut in den Adern hat,

das von jenem anderer Menschen vollkommen verschieden ist, in dem Bewußtsein, ein um vieles vollkommeneres und bevorzugteres Wesen zu sein und dann gepfändet zu werden wie ein Flickschneider oder eine Waschfrau?

„Wir können ja Geld aufnehmen auf unser Gut", sagte Julie nach einer Pause.

„Das ist nicht möglich", erwiderte der Baron mit gepreßter Stimme.

„Warum nicht?"

„Weil Silberburg gar nicht uns gehört", schrie Keith auf, „weil ich es nur gepachtet habe und der Pacht in zwei Monaten zu Ende geht."

„Was hast Du denn mit meinem Gelde angefangen?" fragte Julie starr vor Schrecken.

„Ich hatte nicht den Muth, Dir vor der Hochzeit meine Schulden einzugestehen, sie mußten gezahlt werden —" stammelte Keith — „und dann, haben wir nicht lustig gelebt? —"

Der Mann mit dem Point d'Honneur hatte seine Frau einfach betrogen. Sie schien es jedoch nicht zu verstehen oder war sie so weit in die neue Moral unserer praktischen Zeit eingeweiht, daß sie die Handlung ihres Mannes für erlaubt hielt? Sie begnügte sich zu sagen: „Aber die Möbel?"

„Gemiethet", gab ihr Gemal mit einer kostbaren Handbewegung zur Antwort.

„Also wir besitzen nichts mehr?" —

„Nichts."

„Ja, was wollen denn die Leute bei uns pfänden?"

„Ich weiß es nicht."

Julie begann durch den hellen Schleier ihrer Thränen zu lachen; der Gedanke, daß sie nicht allein betrogen wurde, daß auch die Gläubiger geprellt waren, schien sie offenbar zu trösten und zu belustigen. Sie stand auf und ging rasch in den Salon, in dem der beeidete Schätzmeister eben meckerte: „Ein Spiegel in Goldrahmen, zehn Gulden."

„O! Sie machen sich vergebene Mühe, meine Herren", sagte sie höhnisch, „Schloß und Gut und Einrichtung gehören nicht uns."

Die Gerichtspersonen machten lange Gesichter und der Schätzmeister stopfte sich in seiner Verwirrung eine gewaltige Priese in den Mund statt in die kupferige Nase, welche mit Warzen gleich rothen Disteln übersäet war.

„Aber Ihre Roben und Ihre Wäsche gehören doch Ihnen, Frau Baronin", lispelte endlich der lange, dürre Sollizitator, durch die Brille blinzelnd.

„Ja — allerdings."

Nun begann Julie erst recht bitterlich zu weinen, man nahm ihr alle die schimmernden Sammtroben, die schillernden Seidenschleppen, die reizenden Surtouts, die Wäsche mit der siebenzackigen Krone, Alles Alles, man ließ ihr nur, was sie an hatte und ebenso ihrem Manne.

„O! es ist schlimmer, als ob wir abgebrannt wären", klagte sie, „was werden wir anfangen? Hier bleibe ich keine Stunde länger."

„Ich habe noch etwa 200 fl."

„Das ist wenig", sagte Julie, „aber wir werden arbeiten, wir werden uns verdienen, was wir bauchen."

„Bah!" rief Keith, „willst Du etwa Hemden nähen für die Studenten? was willst Du arbeiten? wir sind nicht dazu geboren, auch haben wir eigentlich nichts gelernt. Du könntest etwa Klavierunterricht geben und ich die Pferde zureiten, aber ich gebe es nicht zu, daß Du etwas thust, um Geld zu verdienen. Wir werden schon durchkommen."

Und sie kamen wirklich durch. Sie mietheten einen Wagen, fuhren nach der Residenz, so wie sie waren, er in seiner Reithose und sie in ihrem Schlafrock und ohne Chignon, und stiegen in einem kleinen Gasthof ab. Da fand sich gleich ein Schneider, der dem „Herrn Baron" zwei neue Anzüge lieferte und

Madame Viktorine sorgte dafür, daß der Schlafrock nicht allein blieb, sie sendete zwei vollständige Toiletten von gleicher Pracht für die Straße, ferner einen Sammtpaletot, einen fürstlichen Theatermantel und einen Cachmirshwal. In der Tasche des Paletot stak eine Rechnung von über 1600 fl., welche von dem Ehepaare nach der Mode weiter nicht beachtet wurde.

Baron und Baronin Keith mietheten in den nächsten Tagen das erste Stockwerk eines eleganten kleinen Hauses in der Prinzessinenstraße, sechs Zimmer, zwölf Fenstern Front mit einem reizenden Balkon, und begannen so zu leben, wie ein Theil unserer „guten Gesellschaft" lebt, nämlich von ungezahlten Rechnungen und Schulden.

„Es läßt sich vortrefflich davon leben", behauptet Graf Swistazki, seinen prächtigen schwarzen Schnurrbart streichend und die schöne Gräfin Kronenberg betrachtet vergnügt ihre weißen Schultern und flötet: „Aber es gibt Einnahmsquellen, die viel reeller sind."

An diese reelleren Einnahmsquellen dachte unser liebenswürdiges Weibchen vorderhand nicht, sie versuchte sogar hie und da ihren Gemal von seinen heldenmüthigen Angriffen auf fremde Börsen abzuhalten.

Es gab nichts, was Baron Keith nicht auf Rechnung genommen hätte, Kleider, Fleisch, Wäsche, Schuhwerk, Fiaker, Mehl, Schmuck, Gemüse, Uhren, Loge, Möbel, Pasteten, Gemälde, Weine, Holz, Spitzen, ja sogar Zeitungen, Dienstleute und Hunde. Als er einen jungen Bulldogg auf Rechnung nahm, sagte er so nebenhin zu dem Händler: „Auf meinem Gute Silberburg habe ich zwei Neufoundländer, die sollten Sie sehen."

Als das fashionable Ehepaar allein war, sagte Julie: „Wie kannst Du von Deinem Gute sprechen? Immer sprichst Du von Deinem Gute. Das heißt die Leute betrügen."

„Ah! das verstehst Du nicht, die Welt will es so haben", gab Keith verletzt zur Antwort, er besaß nämlich, wie wir wissen, ein sehr lebhaftes Ehrgefühl.

Und als sie erst eingerichtet waren, begann die Ehe nach der Mode mit neuem Glanze, ein auserlesener Kreis von Löwen sammelte sich um die kleine vornehme Frau und die Damen wetteiferten im Kampfe um die niederen braunen Fauteuils in ihrem Salon, es wurde von Neuem eingeladen, fêtirt, verschwendet, bis wieder eines Tages ein Sollizitator, gefolgt von Gerichtsdienern und Schätzmeister eintrat. Diesmal war es ein kurzer Mann mit

breiten Schultern, großen Füßen und einer großen Stimme, er bemühte sich grob zu sein, was jedoch ganz überflüssig war, denn die Natur war in diesem Punkte nicht karg gegen ihn gewesen, er nahm der Baronin mit seinen rothen Händen, welche wie Bürsten über ihren zarten Busen kratzten, die Diamantenbrosche weg, welche sie vorne trug und entledigte den Baron seiner Uhr.

Ihm schien nichts Schwierigkeiten zu bereiten, er holte den vergoldeten Luster von der Decke herab und den Bulldogg aus seinem Stall.

Diesmal verlor sogar Keith die Fassung, er nahm seine Frau unter den Arm, ließ Alles im Stiche und führte sie fort. In der Hausflur unten brach er in Thränen aus, Julie warf sich an seinen Hals und schluchzte „Komm, ehe die Anderen uns überfallen", rief er sich sammelnd, sie zog einen dichten Schleier über das glühende Gesichtchen, er drückte den Hut bis an die Brauen herab, und so flüchteten sie sich in eine Droschke, welche sie in eine entlegene Vorstadt brachte.

Hier, weit, sehr weit entfernt von dem Getriebe der eleganten Welt, mietheten sie ein bescheidenes Zimmer mit schlichter Einrichtung, aber hübschen reinlichen Betten und einem Kochofen, für 10 Gulden den Monat, und beriethen, was nun zu thun sei.

„Für den Anfang habe ich noch hölliſch viel Geld", ſagte Keith, „ich habe ſeit einem Monate dieſe Kataſtrophe kommen geſehen und für alle Fälle eine Hundert-Guldennote in meiner Schuhſohle verſteckt." Er zog ſie hervor.

„Es iſt von dem Gelde, weißt Du, mein Kind, das mir Roſenzweig auf meinen letzten Wechſel gab."

„Dann wollen wir alſo vor allem eſſen gehen," ſagte die Baronin, „ich bin entſetzlich hungrig, aber führe mich in ein Gaſthaus, wo kleine Leute eſſen, auch wir ſind arm, Eugen, und müſſen uns danach einrichten, und vor Allem müſſen wir arbeiten; ich denke, Du ſuchſt eine Stelle als Schreiber bei einem Advokaten und ich — ich will für Dich kochen und waſchen und für eine Handlung ſticken und nähen."

„Nein! nein!" ſchrie Keith auf.

„Sei gut, mein Männchen", tröſtete Julie, „es iſt beſſer ſich etwas zu plagen, als noch tiefer hineingerathen."

„Wie Du glaubſt."

Wirklich geſchah es, wie Julie es wünſchte, ſie ſchien jetzt den Ton anzugeben, die Leitung zu übernehmen und es wäre gewiß ein Glück für Beide geweſen, wenn ſie den Muth gehabt hätte, ihren Mann in dieſem kritiſchen Augenblicke ganz zu

unterjochen und die Energie, ihre Herrschaft über ihn immer zu behaupten, aber ihre sanfte Seele war das nicht im Stande, sie riß ihn durch ihre Geduld, ihre Güte und ihre Lust sich aufzuopfern für Augenblicke mit sich fort, aber sie war unfähig, ihn durch ihren Willen zu regieren, und so blieb alles nur ein Versuch, ein letztes Aufflackern des Stolzes, der Redlichkeit.

Keith trat unter fremdem Namen bei einem Notar als Schreiber ein und Julie übernahm Sacktücher zum Sticken und nähte Handschuhe. Sie diente ihrem Gatten wie eine Magd, sie machte die Betten, sie kehrte die Stube aus, sie ging mit dem Korbe einkaufen und kochte. Als sie das erste Frühstück bereiten wollte, kniete sie vor dem Kochofen nieder und rief: ich will Feuer machen! plötzlich besann sie sich aber und fragte lachend: wie macht man aber Feuer? ich weiß das nicht.

Keith lachte, begann Späne zu hacken und zeigte ihr das große Kunststück, er hatte als Lieutenant seine Stube oft genug selbst geheizt. Der Kaffee, den Julie kochte, war sehr gut, als aber Keith Mittags ziemlich ärgerlich, den er hatte sich zum ersten Male in seinem Leben durch volle vier Stunden ernstlich beschäftigt, nach Hause kam und Julie triumphirend

das von ihr bereitete Essen auftrug, schrie er wüthend auf: „Das soll ich essen? Dieses Abwaschwasser nennst Du Suppe, diese alten Schuhsohlen Fleisch, und dieses grüne Ka-Ka ein Gemüse? Ja, auf der Chaiselongue liegen, Romane lesen, in der Loge kokettiren, Klavier klimpern, das ist Eure Kunst, Ihr gut erzogenen Damen, aber dem Manne, der sich für Euch plagt, ein genießbares Essen kochen, das ist unter Eurer Würde!“

Die arme kleine Frau begann zu weinen, sie hatte feuerrothe Wangen und hatte sich die Finger verbrannt beim Kochen, und jetzt war das Alles nichts, und Keith war gewiß im Recht, sie selbst fand das Essen ungenießbar, und er hatte sich vier Stunden am Schreibtisch geplagt, und sie sah bald, wie er sich weiter für sie plagte, volle vierzehn Tage hielt er es beim Notar aus, er, Baron Keith, der Adonis! dann hatte er das Unglück, sich beim Machen der Späne den Finger zu verletzen, und mußte ausbleiben, wie lebhaft auch sein Bedauern darüber war. Und sie, die arme Seele, bekam harte, abscheulich zerstochene Finger vom Handschuhnähen, und war gleichfalls gezwungen es aufzugeben, sie zeigten sich gegenseitig ihre verwundeten Hände, und bewunderten den Heldenmuth, den sie bewiesen hatten.

„Was werden wir nun anfangen?“ fragte Julie bescheiden, als das Geld zur Neige ging.

Keith fand es nicht der Mühe werth, von dem Buche, das er las, „Amerika's Kinder der Hölle“, aufzublicken.

„Was wir anfangen, Mann?“ fuhr Julie fort, „kannst Du denn keine Deiner würdige Stellung finden. Hast Du denn nichts gelernt? Kannst Du nichts, gar nichts?“

Der Mann schwieg beharrlich.

Die Natur ist nicht so ungerecht als Viele glauben, sie gibt nicht Jedem Alles, was sie zu verschenken hat. Keith war schön, unglaublich schön, dafür besaß er wenig Geist und seine Fähigkeiten waren so gering, daß nur die sorgfältigste Ausbildung ihn befähigt hätte, mit denselbem einen kleinen Lebenskreis auszufüllen, nun hatte er aber so gut wie nichts gelernt. Nein, nein, es gab doch eine Wissenschaft oder Kunst, in der er Meister war, er verstand zu spielen und das Glück zu verbessern, wie die Franzosen so köstlich sagen.

Er erinnerte sich zu rechter Zeit dieser Talente, fand einen Schneider, der ihn neuerdings in einen Modelöwen verwandelte, und suchte dann mit eiserner Stirn seine alten Freunde auf, er für sich.

Er kam zu Rosenzweig, zu Bärnburg und Oldershausen und durch diese war er mit einem Sprunge mitten in der aristokratischen Kotterie. Man kannte hier alle seine Streiche, aber beachtete sie nicht, er hatte ja nichts gethan, was nicht standesgemäß war, freilich, wenn die Gesellschaft erfahren hätte, daß er einen halben Monat bei einem Notar geschrieben hatte, das wäre etwas anderes gewesen, eine unverzeihliche Ignoblesse.

Keith begann mit dem Billard und endete mit der Roulette. Der Queu, den er meisterhaft handhabte, brachte ihm in wenigen Tagen so viel ein, daß er wieder eine kleine elegante Wohnung nehmen und seiner kleinen Frau jene bunten Lappen umhängen konnte, durch welche die Welt sich so leicht täuschen läßt.

Er richtete in dieser eleganten Wohnung eine förmliche Spielhölle ein. Seine Frau kokettirte mit den Kavalieren, die sich bei ihm versammelten und der Herr Baron zog sie aus.

So lebte das Ehepaar nach der Mode wieder flott und fashionabel und somit glücklich. Für wie lange?

7. Kapitel.

Amor auf der Börse.

Wir haben so lange in unserem lieben guten Deutschland von unserer Sittlichkeit, unserem musterhaften Leben in der Familie, unserer Rechtlichkeit in Handel und Wandel gesprochen, bis wir selbst vollkommen davon überzeugt waren und die anderen Völker mehr oder minder daran zu glauben begannen. Unsere edlen Politiker, welche die strengen Prinzipien der bürgerlichen Moral auch auf die Beziehung der Staaten und Völker angewendet wissen wollten, versicherten, daß den Deutschen nur große Verhältnisse nöthig wären, um die ganze Welt zu verbessern. Nun, die großen Verhältnisse sind gekommen, aber der sittliche Umschwung in der Politik ist ausgeblieben, dafür haben aber unsere inneren bürgerlichen Verhältnisse so viel von jenen verderblichen macchiavellistischen Anschauungen angenommen, welche die Beziehungen der Staaten unter einander leiten und beherrschen,

daß die deutsche Redlichkeit jetzt schon im Begriffe ist eine schöne Mythe zu werden. Es sieht beinahe so aus, als ob gerade in jener Kleinheit unserer Verhältnisse, welche wir so oft und so bitter beklagt haben, der Grund unserer sprichwörtlich gewordenen Ehrlichkeit gelegen gewesen wäre.

Die Sache ist einfach und läßt sich leicht erklären. Ein Krämer in einer kleinen Landstadt, wo Jedermann in den Topf des Anderen guckt und jede Frau die Kleider der anderen so genau kennt, wird gewiß nie jene großen, kühnen und betrügerischen Spekulationen wagen können, welche in den großen Städten alltäglich geworden sind, er wird sich damit begnügen, seinen Kaffee und seinen Zucker schlecht zu wägen, seine Elle zu kurz zu nehmen, Kaffeesatz in den Pfeffer und Ziegelstaub in den Zimmt zu mischen, er wird in dieser althergebrachten Weise mit seiner Waare manipuliren, das ist sicher, aber er würde seine Nachtmütze nicht ruhig in seine großen Federpolster versenken, wenn er irgend etwas gethan hätte, was ihn mit dem Gerichte in Berührung bringen könnte.

Diese deutschen Liliputaner, welche plötzlich zu der Größe der Einwohner von Brobdignac an der Seine, Themse und Newa emporgeschossen sind, haben mit einem Male jedes Maß für die Dinge verloren,

welche sie umgeben, die kleine Elle ihrer Moral will nicht mehr ausreichen und da sie eine größere vorläufig noch nicht besitzen, haben sie es ganz aufgegeben auf die Welt, welche um sie ist und ihre eigenen Thaten in dieser neuen Welt einen moralischen Maßstab anzulegen. Darf man also erstaunen, daß sie es jetzt in Allem und Jedem um Vieles ärger treiben als die gebornen Riesen es je gethan? Die französischen Milliarden waren ein Danaergeschenk für das arme Deutschland, sie haben in Berlin und Wien und hundert kleineren Städten jene Spekulation entfesselt welche uns in die Zeiten Law's zurückgeführt hat, mit ihnen kam jene Schaar blutgieriger Vampyre, welche die Völker dem Verfall zuführen, mit ihnen zogen der Wuchersinn, die Gier, ohne Mühe und Arbeit Geld zu gewinnen, bei uns ein, alle Schichten der Gesellschaft wurden gleichmäßig durch sie angesteckt, Fürsten, Generale, Hofleute, Staatsmänner, Richter wetteiferten mit Börsenjuden, Jornalisten, Halbweltdamen.

Wie ein böser Spott klang die Nachricht, daß die Spielbanken in Baden-Baden und Homburg für immer geschlossen wurden, in dieses Treiben hinein. Wozu auch die Roulette, wenn alle Welt vom wildesten Spiele ergriffen wird und der Einsatz nicht mehr

Gold allein, sondern Familienglück, Ehre, Leben, heißt.

Die Großen plündern die Kleinen, die Reichen die Armen, die Ersteren mißbrauchen ihre Stellung, ihren Einfluß, um die bescheidenen Leute, welche keine Verbindungen bei Hofe, keinen Einblick in die Depeschen haben, schamlos ihres Eigenthums zu berauben. Die kleinen Leute verlieren dabei Alles, was sie haben, aber wen kümmert das, wen kümmert der Ruin von Tausenden rechtlicher deutscher Familien, die Großen bauen Paläste und mischen den Mörtel mit dem Blute ihrer Opfer. Und dies Alles mit einem Cynismus, einer Rohheit, die wir bei anderen Nationen vergebens suchen, der Russe blieb unter ähnlichen Verhältnissen gutmüthig, der Engländer bewahrte seine Würde, der Franzose verlor keinen Augenblick jene Eleganz, Grazie und Großmuth, welche ihn so sehr auszeichnen, aber unter uns wandelt die nackte Ehrlosigkeit ohne Scham, ohne Mitleid, in häßlicher Gemeinheit einher.

Wer noch redlich ist in dieser Welt der Lüge, des betrügerischen Spiels, wer noch ehrlich sein Geld verdient oder arbeitet um das tägliche Brod, der wird von den frechen Schwindlern von Oben herab angesehen, Spott, ja Verachtung belohnen ihn.

Es wäre ein Wunder, um vieles größer als jenes, welches sich mit dem Blute des Heiligen Januarius in Neapel vollzieht, wenn Plant, dieser Musterdeutsche unserer Zeit, an diesem lockenden Spiele nicht immer wieder theilgenommen hätte.

Gewiß legte ihm seine Stellung eine gewisse Vorsicht auf, ein Bedienter kann nicht gut im Saale der Börse erscheinen, aber sein unermüdlicher Geist fand bald Mittel und die geeigneten Personen, um dort unsichtbar einzudringen.

In dem Maße, als sich seine Leidenschaft für Valeria in Haß und Abneigung verwandelte, beherrschte ihn der Gedanke, sein Geld und mit demselben seine Stellung in der Gesellschaft zurück zu gewinnen.

Er bestahl seine sorglose Gebieterin mit einer unverschämten Kühnheit, aber um schnell wieder reich zu werden, mußte er seine geübte Hand auch in anderer Leute Taschen versenken, und er that dies mit vielem Fleiße.

Herr Steinherz, der Ehrenmann in der rothen Plüschweste, erschien ihm sofort als die richtige Persönlichkeit. Dieser enthusiastische Kunstfreund besaß jene Haut von Leder, welche gegen Beleidigungen jeder Art unempfindlich ist, es verging keine Woche, in der er nicht in Valeria's kleinem Palaste vor-

sprach, und trotzdem, daß er nie empfangen wurde, mit unermüdlicher Begeisterung von der „herrlichen Kunstgröße" sprach, ja er war glücklich, wenn er aus dem Munde ihres Bedienten Andeutungen über ihr Hauswesen, ihre Lebensweise, ihre Gewohnheiten, neuen Rollen und Toiletten erhaschen, und in seinen Kreisen den Eingeweihten spielen konnte.

„Alle Welt versucht ihr Glück auf der Börse", sagte Valeria eines Tages zu Plant, „ich möchte auch ein wenig spekuliren, aber Niemand dürfte davon erfahren" — ganz so sprechen die Prinzessinen und Gräfinen, die auf der Börse spielen — „ich könnte mich an Rosenzweig wenden, aber ich ziehe es vor, Dich zu Hilfe zu nehmen, Jean, Du besitzt ja Erfahrung in der Sache, was?"

„Ich stehe ganz zu Ihren Befehlen, gnädige Frau."

So begann denn Valeria, und mit ihr ihr Bedienter, zu spielen. Jean zog Steinherz in's Vertrauen und Plant gab demselben unsichtbar die nöthigen Winke.

„Was sie hat für Einfälle, die großartige Milford, die einzige Medea", rief Steinherz jedes Mal, wenn Plant ihm irgend eine glückliche Kombination einblies und, um den rothbewesteten Ehrenmann noch mehr anzufeuern, Valeria selbst als die Urheberin

darstellte, „wenn ich nur könnt' kommen ein einziges Mal zu sprechen mit ihr vom Geschäft! Was für eine Frau; eine Gottheit von einer Frau! was, Herr Jean?"

„Wehe Ihnen, Herr Steinherz", beeilte sich Jean zu sagen, „wenn Sie je wagen würden —"

„Werde nie wagen", unterbrach ihn der Agent, „hier ist das Grab" — er schlug mit Pathos auf die rothe Plüschweste — „hier kann die große Valeria alle ihre Geheimnisse versenken, sagen Sie ihr das."

Es versteht sich, daß Valeria immer gewann und mit ihr gewannen Plant und Steinherz. Die Sache vollzog sich so einfach wie möglich.

Der König kam zwei Mal täglich zu Valeria, mit seiner liebevollen Hilfe hörte Valeria das Gras wachsen in ganz Europa, und zwar immer früher, als alle anderen Leute in der Residenz, durch Valeria kam Plant und durch Plant Steinherz in die beneidenswerthe Lage, das europäische Gras wachsen zu hören. Sie wußten in der Regel vierundzwanzig Stunden früher als ihre Gegner, ob eine Hausse oder Baisse eintreten würde, und so war ihre Spekulation nie in Gefahr, auf Irrwege zu gelangen.

Steinherz wurde bald das Orakel vieler kleinen Leute und ein großer Mann auf der Börse. Er

eröffnete nach einiger Zeit ein Komptoir und sah sich nach einem Gehilfen um. Plant war nicht wenig überrascht, den Jünger der Musen, Ganseles, eines Tages als Schreiber und Galopin bei Herrn Steinherz installirt zu finden. Ganseles nannte sich auf seinen Visitenkarten: Sekretär, was ihn jedoch nicht hinderte, Herrn Steinherz die Stiefel zu putzen und Madame Steinherz einzuschnüren.

Eines Abends erschien Steinherz äußerst aufgeregt bei Plant. „Es wäre zu machen ein großes Geschäft", flüsterte er, „morgen wäre es zu machen in Aktien der Baugesellschaft, aber wir müßten aus dem Wege schaffen den jungen Finkeles von Finkelstein, Sie kennen ihn, Herr Jean, den Banquier in der Kronenstraße, der das Haupt ist von der Kontremine. Sprechen Sie mit der großen Medea, Sie wird wissen ein Mittel gegen den Mann."

Plant ging hinauf, um mit Valeria zu sprechen das heißt, er stieg die Treppe empor und setzte sich im Vorzimmer auf einem Rohrstuhle nieder, um zu erwägen, und wie er so brütete und Pläne schmiedete, blieb sein Auge zufällig auf dem Amor von Gyps haften, der hier auf dem Ofen stand.

„Soll das ein Zeichen sein", murmelte er vor sich hin, „daß du mich gerade jetzt anlächeln und

deinen Pfeil auf mich richten mußt, schalkhafter Liebesgott? Du bist mir hold, ich weiß es, Du warst es, der von diesem Weibe beleidigt mit mir auf die Börse zogst und mir dort zum Siege verhalfst, durch dich zwinge ich den König, mir bei meinem kühnen Spiele beizustehen, solltest du mich heute verlassen?" Und wie er zu Amor sprach und dieser ihn gnädig anlächelte, da kam ihm der glückliche Einfall, den er auf der Stelle Steinherz mittheilte.

„O! große Medea!", schrie dieser Ehrenmann auf, „was für eine Frau! eine Gottheit von einer Frau."

Als am folgenden Morgen die Börseschlacht begann und Finkeles von Finkelstein der junge Banquier mit dem feurigen Gemüthe, für einen Augenblick den Saal verließ, um seinen Adjutanten Befehle zu ertheilen, drängte sich Ganseles an ihn heran.

„Herr Baron", beginnt er, — auf der Börse sind sie alle Barone — „was geben Sie mir, wenn ich Ihnen mache eine Mittheilung." Ganseles ist nämlich gerieben genug, auch auf eigene Rechnung ein Geschäftchen zu machen bei dieser großen Affaire.

Finkelstein sieht ihn nicht einmal an.

„Es betrifft Fräulein Olga —", flüsterte Ganseles ihn am Aermel zupfend.

Jetzt fängt der Banquier Feuer: „Was wissen Sie?“ fragt er fast heftig und ruft den „Sekretär“ bei Seite. Dieser streckt die Hand aus und Finkelstein läßt ein Geldstück in dieselbe gleiten.

„Was ich weiß? fährt Ganseles fort, „Gott, was soll ich wissen? Was viele Andere wissen: Jeden Morgen, wenn Sie sind auf der Börse, Herr Baron, kommt ein Rittmeister von die Husaren gegangen zu dem schönen Fräulein Olga.“

Finkelstein, der Börselöwe, der, wenn er eifersüchtig ist, zehn Regimenter Husaren nicht fürchtet, geschweige denn einen vereinzelten Rittmeister, wirft sich in den ersten besten Wagen und fährt zu seiner Favorite. Was nützt ihm jetzt das süße Bewußtsein, daß er ihr das reizendste kleine Hotel eingerichtet hat, daß im Thiergarten alle Leute von gutem Ton die von zwei schönen feurigen Schimmeln gezogene Equipage bewundern, in der seine Odaliska, ganz weiß gekleidet, in weiche Polster geschmiegt, ihr pikantes Gesichtchen zeigt. Was nützt es ihm, daß er sich das Paradies des Mahomed in Vorhinein eskomptiren läßt, er ist verrathen, verkauft, verlacht und verstoßen.

Verliebt wie ein Türke und auch eifersüchtig wie ein Türke, stürzt er die Treppe hinauf, schleudert die

Zofe, die ihm in den Weg kommt, wie einen Ball an die Wand, und bringt in das Schlafgemach der Verrätherin, aber — wer beschreibt sein Entzücken — die Verrätherin liegt schuldlos und ruhig in ihren seidenen Kissen und schläft, ja sie schläft so fest, daß sie noch hold weiterschnarcht, als er bereits rache-schnaubend an ihrem Lager steht.

Wie melodisch erscheint dem Glücklichen dieses Schnarchen. Er steht lange in ihr Anschauen versunken und lauscht den Himmelstönen. Viel zu spät erinnert er sich an sein Geschäft. Eilig kehrt er zur Börse zurück und erfährt hier, daß er die Bagatelle von 100,000 Gulden verloren hat.

Er sucht Ganseles, um ihm schlagende Beweise seiner Erkenntlichkeit zu geben, aber er findet ihn nicht, vergebens verlangt sein Herz nach dem schwarzen Gelock des paläftinischen Jünglings, der ihn im Dienste seiner Gegner in eine Falle gelockt und den er dafür noch mit einem blinkenden Goldstück belohnt hat.

Indessen sitzen Steinherz und Plant in einer Weinstube und theilen seinen Skalp bei einer guten Flasche Rheinwein.

Nach einer Reihe ähnlicher guter Geschäfte sah sich Plant endlich an dem Ziele, das er mit dem

ganzen Aufwand seiner Fähigkeiten und mit der vollkommenen Aufopferung seiner edleren Empfindungen unermüdlich verfolgt hatte.

Es kam eine Nacht, die er durchwachte, um zu rechnen.

Am Morgen zog er die Summe, und als Valeria in ihren reichen weißgestickten Morgenrock geschlüpft war, und um ihre Chokolade klingelte, stellte er das silberne Brett mit einem Lächeln vor sie hin und bat, in einem Tone, der wohl artig, aber in keiner Weise mehr ergeben oder gar demüthig war, um Gehör.

Valeria begriff, daß es sich um etwas Großes und Unerwartetes handle, stützte sich auf den schönen bloßen Arm und heftete ihren kalten Blick auf Plant. „Also?" warf sie echt königlich hin.

„Ich muß Sie bitten, gnädige Frau, sich auf der Stelle um Jemanden anderen umzusehen, dem Sie das Vergnügen zu Theil werden lassen, Sie zu bedienen. „Ich will heute noch fort", begann Plant.

„Was fällt Dir ein", gab Valeria zur Antwort, „ich kann Dich nicht entbehren und Du — Du bist doch nicht unzufrieden mit mir."

„O! im Gegentheil", sprach Plant, „ich habe in Ihren Diensten die Summe, welche ich in einem

Anfall von verliebtem Wahnsinn für Sie geopfert habe, wieder gewonnen und kann daher auf das Glück Ihrer Nähe verzichten."

„Wirklich, und in so kurzer Zeit sind Sie wieder so reich geworden, Herr Plant", sagte Valeria die Brauen zusammenziehend, „Sie haben mich also sehr ausgiebig bestohlen."

„Ich bitte sehr, ich habe mit einigem Glück auf der Börse gespielt", erwiderte Plant, „das ist Alles."

„Ich muß es glauben."

„Ja, das müssen Sie, Valeria, und noch etwas müssen Sie."

„Das wäre?"

„Schweigen."

„Wer kann mich dazu zwingen."

„Ich."

„Mit welchen Mitteln?"

„Ich werde ein Blatt gründen, das sich die ebenso moralische als pikante Aufgabe stellen wird, allen Skandal der Residenz, alle delikaten Geheimnisse zu enthüllen und auf diese Weise das Laster und die von demselben ausgebeutete Thorheit zu züchtigen. Verstehen Sie mich wohl."

„Vollkommen, Herr Plant, aber es gibt auch Mittel, solche Blätter zum Schweigen zu bringen." —

„Gewiß und eben deßhalb ist es für zwei Menschen, wie wir es sind, die nöthigenfalls vor nichts zurückschrecken, das Vortheilhafteste, sich gegenseitig zu schonen."

„Ich bin gerne bereit."

„Vor allem bitte ich zu vergessen, daß ich" — Plant stockte, das fatale Wort wollte nicht über seine Lippen.

„Daß Sie mein Bedienter waren", fiel Valeria ein, „ich werde mir alle Mühe geben, obwohl es doch eigentlich sehr pikant war und sehr, sehr komisch." Sie begann laut zu lachen. „O! es ist unbezahlbar, wie Sie mir gehorcht haben, auf den Wink, ja, Sie haben sich in allem Ernste vor mir gefürchtet."

„Ich habe nur Eines gefürchtet", warf Plant boshaft hin.

„Und das wäre?"

„Sie noch zu lieben", entgegnete er, „aber meine Furcht war vollkommen unbegründet, ja kindisch."

Valeria stand auf und ging langsam durch das Zimmer ihre weitgeöffneten Nasenflügel flatterten heftig auf und ab, die Lippe, welche sich krampfhaft emporzog, ließ die blitzenden Zähne sehen, endlich blieb sie vor ihm stehen, die Quaste ihres Morgenrockes wie einen Lasso schwingend.

„Und Sie sind gar nicht mehr in mich verliebt?

„Ich suche vergebens zu begreifen, daß ich es einmal war."

„Wie unartig."

„Vergeben Sie", rief Plant," ich möchte Sie um Alles in der Welt nicht beleidigen, denn ich bin Ihnen Dank schuldig: Sie haben mich vom Idealismus geheilt, gründlich geheilt. Ich bin ein Anderer geworden und das ist Ihr Verdienst. Ich habe jene Schwäche des Blutes, jene Weichheit des Gemüthes und die thörichte Eigenheit, die Menschen und die Dinge stets in der rosigsten Beleuchtung zu sehen, welche mir so viel Leiden und Täuschungen bereitet haben, für immer abgeschworen, ich —"

„Wenn Sie wüßten, wie komisch Sie jetzt sind", unterbrach ihn Valeria. „Belügen Sie sich doch nicht selbst, was wissen Sie von Idealen, Ihr Egoismus ist getäuscht worden, Ihre Eitelkeit und Sinnlichkeit hat Ihnen Qualen bereitet, aber nicht Ihr Herz. Täuschen Sie alle Welt, nur mich nicht, ich kenne Sie, ich kenne Sie sehr genau."

Plant hatte seit langer Zeit nicht an seinen Fre und Andor gedacht, weshalb mußte er sich gerade jetzt an ihn und seine Worte erinnern? Diese Worte fielen ihn nun an, wild und grimmig wie Wölfe, die in der

Steppe einem Verirrten nachjagen, und so kam es daß er keine Antwort fand auf den Vorwurf, den ihm Valeria so muthig und schonungslos in's Gesicht geschleudert hatte.

Er verneigte sich stumm und ging.

Eine Stunde später verließ er Valeria's kleinen Palast, um in einem Fiaker nach dem Bahnhof zu fahren. Er hatte beschlossen eine Reise durch die Schweiz und Italien zu machen, um sich zu erfrischen, sich auf seinen neuen Lebensplan vorzubereiten, und seinen Bart wachsen zu lassen.

Als der Bediente der königlichen Geliebten verließ er die Residenz, ganz wieder er selbst wollte er zurückkehren, bis an die Zähne bewaffnet gegen die Menschen, die er haßte, um über dieser Gesellschaft, die ihn ausgestoßen hatte, die Geißel zu schwingen.

Ein dichter Nebel hüllte, als der Zug fortbrauste, die Gegend in graue Tücher, in unbestimmten Umrissen wogte es hin und her, nur da und dort für Augenblicke Gestalt annehmend. Genau so sah es in Plant's unternehmendem Geiste aus, noch quälten ihn Unklarheit und Zweifel, aber bald sanken die Schleier zu Boden, denselben gleich Schutt und Asche weithin bedeckend und ein scharfes Licht fiel grell auf Nähe und Ferne.

8. Kapitel.

Allerhand Phariſäer.

Die Ruhe, mit der Andor den Verluſt ſeiner Mutter ertrug, hatte für gewöhnliche Beobachter etwas Befremdendes, für Jene Wenigen dagegen, welche nicht nach der Schablone gemalt und daher geneigt ſind, jedes Menſchenkind als ein Ding für ſich anzuſehen und zu beurtheilen, viel Unheimliches und Beängſtigendes an ſich.

Wiepert ertrug die Qualen dieſer ſpartaniſchen Art ſeine Trauer zu zeigen, einige Zeit mit großer Ueberwindung, endlich ſiegte aber die Liebe für den jungen Freund über ſein Bedenken und ſein Zartgefühl.

„Sprechen wir uns einmal aus", ſagte er zu ihm, „der furchtbarſte Schmerz iſt jener welcher ſchweigt, ſtumm leiden iſt ſo viel als ſich verzehren. Sie ſcheinen mir krank, Andor, auch körperlich krank. So darf es

nicht fortgehen. Es muß etwas geschehen, etwas Großes, um Sie zu retten."

„Wenn Sie mich heilen wollen," erwiderte Andor, „müssen Sie mich vor Allem ändern, die Elemente in mir neu mischen, so wie ich geartet bin, wird es viel Zeit brauchen, ehe ich überwinde, was mich mit Geierkrallen am Herzen erfaßt hat.

Halten Sie mich ja nicht für sentimental oder für schwach an Willen.

Ich habe noch nie die Unwahrheit und Krankhaftigkeit jener Empfindungen, welche Viele unserer bedeutendsten Geister zum Weltschmerz geführt haben, ruhiger erkannt als eben jetzt. Männer, die wie Heine durch eine unerwiederte Jugendliebe, oder wie Musset durch den Treubruch einer angebeteten Frau ihren Charakter zerstört, ihr Gemüth vergiftet, ihren Geist umdüstert sahen für immer, deren Leben, deren Talent nie wieder zu Kraft und Gesundheit gelangen konnte, haben sich nach meiner innersten Ueberzeugung nur mit eingebildeten Leiden gequält und diesen die Schuld für eine Schwäche, Krankheit und Zerfallenheit ihres ganzen Wesens zugeschoben, welche sie mit auf die Welt gebracht hatten.

Heine wäre als Gatte seiner Ottilie und an der Wiege der Kinder, die sie ihm geboren hätte, derselbe

Heine geweſen, als den wir ihn mit der ewig blutenden Wunde des Herzens und den unermüdlich klappernden Schellen der Narrenkappe kennen, Muſſet hätte die Welt mit demſelben trüben umflorten Auge angeſehen, auch wenn George Sand, ihm treu geblieben wäre.

Es war damals Mode, unglücklich zu ſein, und ſo erklärt ſich das Wunder, daß die Löwen und Löwinen der Salons in Paris ſo gut wie in Berlin und Petersburg, plötzlich Alle mit Wunden im Herzen einhergehen, und dieſes wunde Herz über der Weſte oder der Taille wie einen Schmuck tragen, damit ja alle Welt das Blut ſieht, das maleriſch und rührend aus demſelben träufelt, und die Poeten fühlen mit einem Male alle das „tiefe Leid der Welt", weil ein paar hübſche Augen ſie nicht mehr ſo freundlich anſehen wollen. Heine in Deutſchland, Muſſet in Frankreich, wetteifern mit Puſchkin und Lermontow in Rußland, ihre Thränenperlen zu ſchönen Verſen aneinanderzureihen und ihr Herzblut in Louisd'ors, Friedrichsd'ors und Goldrubel auszumünzen.

O! das iſt ja Alles erlogen, geheuchelt, gemacht und eingebildet. Welcher Mann, der nicht von Haus aus krank oder durch körperliche und Herzensausſchweifungen krank geworden iſt, wird ſich nicht ſtolz von

einem thörichten Mädchen abwenden, das ihn nicht zu schätzen versteht, oder von einem Weibe, das die Wollust aus seinen treuen Armen in jene eines Andern führt.

Aber eine Mutter verlieren, das ist etwas Anderes, etwas ganz Anderes!

Das läßt sich nicht sagen, das läßt sich nur fühlen, und Demjenigen, der es nicht fühlt, dem vermag man es auch nicht zu erklären. Und doch werde ich auch diesen Schmerz überwinden. Ich beginne jetzt schon mit einer stillen tiefen Freude an sie zu denken, die mir Alles war. Ich werde überwinden. Sie wird dann wie ein heiliges Licht in meiner Erinnerung sein, und mir die Gegenwart erhellen und die Zukunft.

Aber bis dahin!

Dem Manne, der die Geliebte verliert, kann man mit Recht sagen: Es giebt Frauen genug auf der Welt! Aber was wollen Sie jenem sagen, der die Mutter begräbt?

„Es giebt für Jeden nur eine Mutter!"

„Ich bin der Letzte, Ihnen zu widersprechen". erwiderte Wiepert nach einer Pause, während der er ebenso heldenmüthig als vergeblich mit seinen Thränen gekämpft hatte, „ich — ich habe auch eine

Mutter verloren. Genug davon — ich will von etwas Anderem ſprechen. Wenn irgend ein furchtbarer Druck auf uns laſtet, mein lieber Freund, genügt es nicht, demſelben Widerſtand zu leiſten, man begegnet ihm am beſten, wenn man ſelbſt einen kräftigen Stoß entgegenführt. Sie müſſen irgend etwas thun, um ihre Seele zu erlöſen. Verſuchen Sie doch einmal, ob Sie die Fähigkeit haben, etwas zu ſchaffen, und fangen Sie nur gleich groß an, je entfernter Sie das Ziel ſtecken, um ſo weiter werden Sie kommen, wenn Sie auch dieſes Ziel ſelbſt nicht erreichen."

„Ich habe ſelbſt daran gedacht", murmelte Andor mit einem Lächeln, das recht ſchmerzlich war, „ich möchte eine Tragödie ſchreiben."

„Was fällt Ihnen ein!" rief Wiepert, „ein Drama, das nicht aufgeführt wird, iſt ein todtgeborenes Kind, und was man heutzutage in den Theatern gibt, ſind wohl Stücke, aber keine Dichtungen. Ein wirkliches Talent kann ſich nur noch dem Roman zuwenden."

„Zum Roman fehlt mir die Stimmung", ſagte Andor, „ich bin jetzt nicht im Stande, jene feine Malerei zu liefern, welche derſelbe fordert, ich kann nur in großen Strichen arbeiten."

„Dekorationsmalerei!" machte Wipert mit einer Handbewegung, die ſehr verächtlich war. „Glauben

Sie, daß Dekorationen auf die Nachwelt kommen? Ich denke, man wirft sie in die Rumpelkammer, wenn sie abgebraucht sind, und genau so ist es mit den Stücken.

Weshalb, beschneidet man Shakspeare, Goethe, Schiller so stark, wenn man sie heutzutage aufführen will? Weil unser Theaterpublikum ein ganzes dramatisches Kunstwerk in diesem Style und mit diesen Inhalte nicht mehr aushält. Wenn Sie aber den herrlichen grünen Wald im Geschmacke von Versailles stutzen, ist es kein Wald mehr, und so ist Euer „verbesserter" Shakspeare kein Shakspeare mehr.

Ich bitte Sie, schreiben Sie mir kein Stück, überlassen Sie das den Dekorationsmalern von der Art Laube's, die auch so viel Geschick zeigen, ganze Dramen in Stücke umzuschneidern, Flickschneiderei ist das ganze Theaterdichten von heute, das Publikum findet Geschmack daran, und somit sind die Flickschneider in ihrem Rechte.

Die Menschen mit dem großen Blick, die, wie der Kaiser von Oesterreich, ihren Söhnen Shakspeare's „Julius Cäsar" aufführen lassen, sind selten. Man spielt nicht immer vor einem Parterre von Königen. Lassen Sie also das Flickschneidern und schaffen Sie was Rechtes, was Ganzes und vor Allem was Wahres."

„Ich werde es verſuchen“, gab Andor zur Antwort, „aber ich kann dieſen Verſuch nur in dramatiſcher Form machen.“

„Gut alſo“, nickte Wiepert mit komiſchem Eifer. „Gut, gut, es gibt Leute, die erſt dann von der Exiſtenz einer Wand eine Ahnung bekommen, wenn ſie mit dem Kopfe an derſelben angerannt ſind, ſchreiben Sie alſo Ihr Stück.“

Nach einigen Tagen theilte Andor ſeinem Freunde mit, daß er bereits den Plan entworfen habe.

„Sagen Sie mir lieber, was Sie für einen Stoff haben?“

„Meſſaline.“

„Hm! eine Tragödie und noch dazu ein antiker Stoff! Da ſieht man wieder den Deutſchen, der durch Neuzeit und Mittelalter bis in das Alterthum zurücktappt, um ein liederliches Weib zu finden, als ob ſie nicht zu Dutzenden in unſerem gegenwärtigen ſittlichen Deutſchland herumliefen, die Meſſalinen!“

Andor war indeß von ſeinem Stoffe ergriffen und da gibt es keine Rettung mehr als die Ausführung. Er erreichte dabei vor Allem das, was zunächſt in ſeines Freundes Abſicht lag, er trat in ein kräftiges Handeln und überwand ſo raſch ſein Leiden.

Zwei Monate vergingen, Wiepert zeigte sich bereits auf das Höchste gespannt. Endlich zeigte ihm Andor an, daß seine Tragödie fertig sei.

„Natürlich in Versen?"

„Allerdings."

„Jamben?"

Andor nickte.

Es kam der Abend, wo Andor, etwas verschämt, an dem Tische mit der großen Lampe saß und zuerst mit matter, gepreßter Stimme, dann immer kräftiger und lebhafter seine „Messaline" vorlas. Es war außer Wiepert, seiner Frau und Riva nur noch der Onkel Hauptmann zugegen, der unablässig seinen Schnurrbart strich.

Als Andor zu Ende war, rief Graf Riva, indem er aufsprang und Andor umarmte: „Ich bin kein Kritiker, ich sollte schweigen, aber mein Gefühl reißt mich fort und sagt mir, daß Sie ein Dichter sind, mehr weiß ich nicht zu sagen, ob die Regeln eingehalten, ob die Verse gut sind, das sind Nebensachen, in Ihnen ist der Funke Gottes, der leuchtet und erwärmt."

„Mir ist es kalt und wieder heiß geworden dabei", murrte der Onkel, „ist mir lange nicht passirt."

„Die Meſſaline iſt eine herrliche Rolle für die Belmont", ſagte Frau Wiepert.

Nur Wiepert ſelbſt ſchwieg.

„Sie ſagen mir nichts", begann Andor ein wenig gekränkt.

„Hm!" machte Wiepert, „Ihre Tragödie iſt ſo gut und ſo ſchlecht wie hundert andere. Das, was ich meine, das Rechte, iſt es nicht.

Vor hundert Jahren hätten Sie ſich mit Ihrer „Meſſaline" vielleicht einen Platz unter den Klaſſikern erobert, aber unſere Zeit verlangt etwas ganz Anderes, und mit Recht.

Die Epoche der Tragödie im antiken Style iſt vorüber.

Wenn uns Shakſpeare heute noch ungleich mehr feſſelt und ergreift, als Dichter, die uns der Zeit nach näher ſtehen, als Racine, Corneille, Schiller, Alfieri, wenn er uns ſogar in ſeinen hiſtoriſchen Stücken noch anmuthet, ſo liegt das ausſchließlich daran, daß er wohl hie und da ſchwülſtig, aber nie akademiſch iſt, ſeine Natürlichkeit gibt ihm jene unſterbliche Friſche.

Alles ändert ſich im Laufe der Zeiten, Religion und Philoſophie, Weltanſchauung, Geſchmack, Sitte und Sittlichkeit, nur die Natur ändert ſich nie.

Deshalb ist nur jener Dichter wahrhaft unsterblich, das heißt stets jung, neu und auch für die spätesten Geschlechter genießbar, der wenig von seiner Zeit an sich hat, der nicht den Geschmack, die Denkungsart, die Empfindungsweise und Moral einer bestimmten Periode, sondern die ewig unveränderliche Natur, und vor Allem die Menschennatur, und nur die Natur gibt.

Ich will nicht mißverstanden sein.

Ich beziehe dies nur auf das Innerliche seiner Schöpfung. In Aeußerlichkeiten wird der Brite Brite, der Franzose Franzose, der Mann des 17. Jahrhunderts immer der Mann des 17. Jahrhunderts sein müssen. Das ist aber eben das Merkwürdige, daß jene echten Poeten, welche nur Ein Gesetz kennen, das der Naturwahrheit, zugleich die großen Maler des Menschlichen und die feinsten Zeichner des Volksthümlichen und Zeitlichen sind.

Die Menschen Shakspeare's sind nicht anders als jene, die vor ihm Homer und Cervantes, nach ihm Molière, Goethe und Gogol gebildet haben, Prometheus-Arbeit war zu allen Zeiten Prometheus-Arbeit, und doch hat kein Dichter die Engländer gezeichnet wie Shakspeare, die Spanier wie Cervantes, die Franzosen wie Molière, doch ist die Farbe deutschen

Lebens nirgends ſo treu zu finden, wie bei Goethe, und Achilles iſt ein Grieche ſondergleichen, wie die die Figuren in Gogols Reviſor ſpezifiſch ruſſiſch ſind.

Dagegen werden Sie bei allen Dichtern, die nicht naturwahr und daher nicht wahrhaft groß ſind, finden, daß ſie äußerlich ſtets ein Gewand tragen, das menſchlich ſein ſoll, weil es weder franzöſiſch, noch engliſch, noch deutſch oder ruſſiſch iſt, dafür aber im Weſen nie über den Kreis der Anſchauung und Empfindung ihrer Zeit hinauskommen.

Ihre Form iſt das, was ich akademiſch nenne, und ihre Menſchen ſind konventionell, oder wie Viele ſagen: ideal.

Dieſe Naturverbeſſerer ſind nicht ſelten von der Nachwelt ſehr reſpektirt, aber wenn man genauer zuſieht, ſind es nur ihre Namen, die man kennt und achtet; ihre Werke leben nicht, und ſie wären längſt vergeſſen, wenn ſie nicht als literariſche Mumien in den Literaturgeſchichten und Bibliotheken aufgeſpeichert würden.

Nun werden Sie mich gleich verſtehen, lieber Andor, jene Mumien waren immerhin einmal lebendig, was ſagen Sie aber zu Jenen, die von vorneherein Mumien in die Welt ſetzen?“

„Sie ſprechen mir alſo jedes ſchöpferiſche Talent

ab —" sagte Andor, von Wieperts Worten erdrückt.

„Nein und ja, lieber Andor", erwiderte dieser, „Ihre Messaline ist um nichts schlechter als die Klytämnestra von Tempeltei, die Fabier von Gustav Freitag, Brutus und Colatinus von Lindner, Gracchus von Willbrandt, sie wird, wenn sie aufgeführt wird, vielleicht ebenso rauschenden Erfolg haben, aber gewiß ebenso rasch vergessen werden, das Schlimmste ist jedoch, daß sie überhaupt nicht gegeben werden wird."

„Und warum nicht?"

„Weil bei unseren Theaterverhältnissen ein Stück nur dann gegeben wird, wenn es protegirt wird, oder wenn es Kasse zu machen verspricht. Bei den Hoftheatern sind hundert politische, religiöse, soziale und persönliche Rücksichten maßgebend, die, zum Schaden des deutschen Theaters und der deutschen Literatur, die Aufführung eines wahrhaft originellen und kühnen Stückes auf denselben unmöglich machen.

Wenn das Wiener Burgtheater „Maria Magdalena" von Hebbel gibt, so ist dies eine Ausnahme, aus der man beileibe keine Regel ableiten darf.

Bei den Stadttheatern entscheidet die Rücksicht auf die Kasse, nun gibt es aber noch zum Ueberfluß Direktoren an Hoftheatern und Regisseure oder an-

dere einflußreiche Perſonen an Stadtheatern, die nur jenen Dichtern die Pforten ihres Muſentempels öffnen, welche als goldene Regen niederſteigen. Ich kenne ein Stadttheater, an dem der Regiſſeur ſeine beſtimmte Taxe hat, ein anderes, an dem eine Perſönlichkeit, welche den alternden Direktor vollkommen beherrſchte, von den beliebteſten Bühnendichtern einen nicht geringen Antheil an der Tantième erhalten mußte, wenn ihre Stücke nicht ſogleich wieder vom Repertoire verſchwinden ſollten.

Nehmen wir aber an, Sie überwinden alle Schwierigkeiten, Sie beſtechen einen Regiſſeur oder werden von der Maitreſſe eines Fürſten oder Intendanten protegirt, und ihre Meſſaline wird gegeben, was erringen Sie im beſten Falle?

Einen Scheinerfolg.

Die Zeit der akademiſchen Tragödie mit ihren konventionellen Figuren, ihren veralteten äſtetiſchen und ſittlichen Geſetzen iſt vorüber. Ja, man wäre faſt verſucht zu glauben, die Zeit des Schauſpiels überhaupt, deſſen Stelle mehr und mehr die Oper uſurpirt hat. Aber dasſelbe Publikum, das vor unſerer klaſſiſchen Tragödie flieht, das nur noch den modernen deutſchen Dekorationsmalern à la Laube einiges Intereſſe entgegen bringt, füllt das Theater

und zeigt sich voll leidenschaftlicher Theilnahme, sobald eine französische Komödie gegeben wird. Das Publikum von heute will die Gegenwart und die Anschauungen der Gegenwart auf der Bühne sehen. Die Franzosen haben wie immer auch hier mit ihrem sozialen Drama zuerst den Ton angegeben. Ich sage nicht, daß ihre Leistungen mustergiltig sind, aber der Weg, den Sardou, Dumas, Augier eingeschlagen haben, ist der allein richtige, und weil unsere deutschen Poeten fortfahren, Schemen heraufzubeschwören, kehrt ihnen das Publikum den Rücken, dasselbe Publikum, das die Schauspielhäuser füllt, wenn die „Fernande" oder das „Weib des Claudius" gegeben werden, unbekümmert um die heuchlerischen literarischen Pharisäer, welche gegen die französischen Komödien Strafpredigten halten. Auf dem Wege, den die Franzosen mit ihrem sozialen Drama eingeschlagen haben, können wir das Publikum neuerdings für das Schauspiel gewinnen und zu einem unserem Geschmacke und unseren sittlichen Anschauungen entsprechenden vollen dramatischen Kunstwerk gelangen.

Das Publikum von heute will wirkliche Menschen auf der Bühne sehen, Menschen, die es verstehen, mit denen es fühlen und leiden und sich freuen, weinen und lachen kann, und nur deßhalb hat in

neueſter Zeit, bei uns in Deutſchland, einer jener Volksdichter, auf welche die akademiſchen Poeten gern mit Geringſchätzuug herabblicken, Erfolge errungen, wie ſie jene niemals zu verzeichnen haben, und ich täuſche mich kaum, wenn ich behaupte, daß der „Pfarrer von Kirchfeld“ Anzengruber's die Tragödien Gutzkow's und Lindner's ebenſo lange überleben wird als Raimund's „Verſchwender“ trotz ſeiner märchenhaften Zuthaten die Stücke eines Zacharias Werner, Müllner, Schenk, Houwalt, Raupach, Michael Beer, Oehlenſchläger, Immermann, der Gebrüder Schlegel und vieler Anderen überlebt hat.“

Ziemlich verſtimmt kehrten Andor und ſein Onkel, der Hauptmann, von der Vorleſung der Meſſalina zurück. Trotzdem zog der Erſtere am folgenden Tage ſeinen Frack an und begab ſich zum Intendanten des Hoftheaters, dem er ſein Stück überreichte.

Der große Mann zeigte ſich über Erwarten zuvorkommend, Intendanten ſind ja immer liebenswürdig, die Unliebenswürdigkeit überlaſſen ſie ganz ihren Untergebenen, welche dafür auch den Haß der Schauſpieler und Dichter zu tragen haben.

Diesmal geſchah aber etwas, das an das Wunderbare grenzte, die Liebenswürdigkeit des Intendanten gewann Geſtalt. Ein Zufall war Andor günſtig.

Der Intendant pflegte stets gewissenhaft die Titel der Stücke zu lesen. Der Name Messalina weckte in ihm Erinnerungen aus der Gymnasiastenzeit.

„Es war eine römische Kaiserin," belehrte er sich selbst, „ein äußerst pikantes Weib."

Alte Herren lieben es sich durch Lektüre Aufregungen zu verschaffen, welche die Jugend mit viel einfacheren Mitteln erzielt. Der Intendant steckte also Andor's Stück zu sich und las es Abends zu Hause, auf seiner Chaiselongue ausgestreckt, mit vielem Behagen. Er kam seiner Phantasie zu Hilfe, indem er sich Valeria als Messalina dachte, und von da war es nicht mehr weit zu dem Gedanken: Valeria soll die Messalina spielen.

Als er mit dem Manuskripte fertig war, nahm er den Rothstift und schrieb auf den Titel: „Wird gegeben," und neben dem Namen Messalina setzte er vergnügt: Fräulein Belmont.

Zwei Tage später erhielt Andor ein Schreiben mit dem großen Siegel der Intendanz, das ihm die Annahme seines Stückes anzeigte.

Er war darüber so aufgeregt, daß er seinen Hut nahm und weit vor die Stadt hinaus in das Freie lief.

Nun war aber noch gar nichts geſchehen, was ſeine Exaltation rechtfertigte. Direktor, Regiſſeur und zwei namhafte Hofſchauſpieler laſen das Stück und waren über die Annahme desſelben ebenſo erſtaunt als erfreut. Sie hüteten ſich indeß wohl ihre Bedenken zu äußern, dieſe wurden nur zu bald von ganz anderer Seite laut.

Kaum war in den Salons der Reſidenz das Sujet der Tragödie bekannt und beſprochen worden, begann das moraliſche Gewinſel der Phariſäer jeder Farbe. Die religöiſen Phariſäer tadelten nicht etwa die Vorführung des Laſters, ſondern die Verherrlichung heidniſcher Tugend als Gegenſatz desſelben, die loyalen Phariſäer zeigten ſich empört darüber, daß eine Kaiſerin auf der Bühne als Bulerin erſcheinen ſollte, die moraliſchen und aeſthetiſchen Phariſäer entſetzten ſich über die Vorführung römiſcher Sittenloſigkeit und prophezeiten den Beginn allgemeiner Verderbniß.

Die moraliſche Frau Teſchenberg lief zur moraliſchen Frau Roſenzweig, der loyale Herr Roſenzweig zu dem loyalen Miniſter Kronſtein, der fromme Pater Hasfege unterhielt ſich mit Ihrer Majeſtät im Beichtſtuhl von Andor's Stück und ſiebzehn legitime Dichter uud beinahe doppelt ſo viel Kritiker ſprachen erhaben von aeſthetiſchen Geſetzen und der ſittlichen Aufgabe der Bühne.

Das Ende war eine maßlose Verlegenheit des Intendanten. Er hatte das Stück angenommen und mußte seine Würde wahren. Messalina wurde also nicht abgelehnt, aber auch nicht aufgeführt. Monat auf Monat verging, und Andor's schöne Hoffnungen welkten langsam dahin.

„Nun wann werden wir Ihre Messalina zu sehen bekommen" fragte eines Abends Wiepert, „sind die Rollen schon ausgetheilt?"

„Man hat mir einen Wink gegeben, dem Intendanten keine Verlegenheit zu bereiten", erwiderte Andor unmuthig, „er hat das Stück angenommen, darf es aber nicht auf das Repertoire setzen."

„Nun? habe ich nicht Recht behalten", sagte Wiepert, „ich kenne unseren deutschen Pharisäer."

„Es soll vorzüglich der Einfluß der Königin sein. Was rathen Sie mir nun zu thun?

„Was ich Ihnen rieth, ehe Sie Ihr Stück schrieben", entgegnete Wiepert. „Bleiben Sie der Bühne ferne. Das Drama ist in unseren Tagen nicht mehr der Höhepunkt der Poesie, was es einst unstreitig war, und zwar weil es kein abgeschlossenes Kunstwerk für sich ist, sondern des Schauspielers bedarf, um seine volle Wirkung zu üben. Wir verlangen von dem Dichter, daß er uns das ganze Leben gibt, der Dra-

matiker gibt uns aber nur Reden, alles Uebrige, die Geſtalten, die Handlungen, die Leidenſchaften, kurz Fleiſch und Blut muß der Schauſpieler dazu thun und manches andere der Garderobier, der Dekorateur und Maſchiniſt. In erzählenden Dichtungen thut dies Alles der Poet ſelbſt und deshalb empfangen wir jederzeit ein volles Bild, während wir bei dem Dramatiker immer auf die Gaben des Schauſpielers und ſeiner Gehilfen angewieſen bleiben und auf dieſe Weiſe nur ausnahmsweiſe zu einem harmoniſchen Bilde gelangen.

In unſeren Tagen, wo das Theater kein Kunſttempel mehr, ſondern ein Vergnügungsort iſt, wo die Ausſtattung, welche man den Operetten gibt, mit der dürftigen Erſcheinung ernſter Stücke ſeltſam genug kontraſtirt, wo der Schauſpieler nur ſelten mit Ernſt und Weihe an ſeine Aufgabe geht, kann das Drama unmöglich mehr den Vorrang beanſpruchen, da es uns nie die volle Illuſion des Lebens zu geben vermag, mag es uns als Buch oder als geſpieltes Stück entgegentreten.

Die höchſte Dichtungsart wird immer jene ſein, in welcher uns der Dichter Welt, Natur und Menſchenleben am totalſten zu geben vermag, und dies iſt für uns Moderne der Roman: das Epos der Gegenwart,

das die Fessel des Verses abgestreift hat und sich daher so frei und unumschränkt bewegen und den Kreis seiner Darstellung so weit ausdehnen kann, wie es weder die Lyrik, noch Epik oder Dramatik je vermocht hat.

Wie alles Neue minder geachtet wird, will man in einer spaßhaften Verkehrtheit dem Roman, dem alle Mittel poetischer Darstellung im höchsten Maße zu Gebote stehen und dessen Wirkung und Beliebtheit die aller anderen Dichtungsarten weit übertrifft, nur einen untergeordneten Rang einräumen, aber die Thatsache, daß alle echten Talente der Neuzeit sich dem Roman und der Novelle zuwenden, würde allein genügen, um ihre Superiorität zu beweisen. Ich möchte wetten, daß Bret Harte, Storm und Turgenjew vor fünfzig Jahren noch epische Gedichte verfaßt hätten und daß Homer und Dante heutzutage Romane schreiben würden.

Nur im Roman kann der Dichter das ganze Leben umfassen, nur im Roman ist noch ein ganzes Kunstwerk, die vollkommene Verschmelzung von Idee und Realität möglich, alles Andere ist Stückwerk, was der Lyriker, der Epiker, der Satyriker, der beschreibende Dichter, der Didatiker und Dramatiker, Einzelnes leistet, der Erzähler vermag es als Ganzes zu geben,

er entrollt uns die Naturbilder, er läßt Menſchen auftreten und reden und handeln wie der Dramatiker, er gibt uns ihre Stimmungen gleich dem Lyriker. Nichts Irdiſches iſt ihm unerreichbar, Alles kann er in das Bereich ſeiner Darſtellung ziehen, und die Sprache, auf einer Stufe angelangt, wo ſie des Gängelbandes des Verſes nicht mehr bedarf, gibt ihm Mittel der Darſtellung und des Ausdruckes an die Hand, wie ſie weder dem Muſiker noch dem Maler zu Gebote ſtehen."

„Sie ſprechen wohl nicht von unſeren deutſchen Romanen? „wendete Andor ein.

„Ich würdige Ihren Zweifel vollkommen", fuhr Wiepert fort. „Bei uns in Deutſchland erfüllt der Roman ſeine Aufgabe allerdings noch nicht in jenem Maße wie bei anderen Nationen. Wir ſind überhaupt auf unſere Literatur ſehr ſtolz, aber mich dünkt, daß wir eigentlich wenig Urſache dazu haben. Nirgends ſteht die Literatur dem Leben ſo ferne und wird deshalb vom Publikum ſo wenig beachtet wie bei uns in Deutſchland, und in keinem Lande werden fremde Bücher ſo maſſenhaft gekauft und fremde Schriftſteller ſo fleißig geleſen wie bei uns. Es iſt dies ſehr begreiflich, die deutſchen Schriftſteller ſchöpfen beinahe durchaus aus Büchern, oder im beſten Falle

aus ihrer Phantasie, die englischen, französischen, amerikanischen und russischen schreiben Bücher aus der Natur und aus dem Leben.

Wenn man Deutschland nur aus seinen Romanen und Novellen kennt, möchte man es für das idealste Land der Erde halten, für ein Land, wo ein ewiger Frühling in der Natur und in den Herzen herrscht.

Und doch wissen wir, daß dem nicht so ist.

Nicht Deutschland ist es, das andere Länder an Reinheit der Sitten oder Adel der Gesinnung übertrifft, nur unsere Erzähler sind es, welche hinter denen anderer Nationen an Lebenswahrheit und folglich an Talent weit zurückbleiben. Die Bilder, welche sie uns vom deutschen Leben entwerfen, gleichen in nichts den wirklichen, sie sind in idealen Linien gehalten, dies ist ihr Fehler, aber nicht unser Vorzug.

Alle großen Schriftsteller sind vor Allem **wahr** und haben daher Werke geschaffen, in denen ihre Nation und ihre Zeit übel wegkommt, Boccaccio, Cervantes, Rabelais, Thakeray, Gogol, zeichnen durchaus mit scharfen Strichen, welche niemals schmeicheln.

Thakeray sagt einmal in seinem unnachahmlichen „Jahrmarkt des Lebens" von dem alten Osborn: „Wenn er mit einem hochgestellten Manne zusammen-

traf, kroch er vor ihm, wie es nur freie Britten thun können."

Wo finden Sie eine ähnliche Stelle in einem deutſchen Roman?

Da haben Sie z. B. Auerbach, der in ſeinem „Landhaus am Rhein" und zwar ſtets ohne jeden vernünftigen Anlaß immer von Neuem ausruft: das iſt unſer herrliches deutſches Leben! und Johannes Scherr verſichert uns, in ſeinem „Michel", daß „Deutſchland das edelſte Land der Erde" iſt, von deſſen Gedankenhort alle übrigen Nationen zehren; während er das franzöſiſche Weſen einen „Miſchmaſch vom Äffiſchen und Tigerlichen", die Engländer das „niederträchtigſte Heuchlerpack, welches die Erde trägt", die Polen „liederlich und ſchweiniſch" nennt und den Italienern und Spaniern das Kompliment macht, daß ſie an Kultur gegen Deutſchland „unermeßlich" zurückſtehen. Und der Mann, der dies ſagt, iſt einer der redlichſten in Deutſchland.

Phraſen ſind eben lange noch keine lebendigen Gebilde. Es gibt zwei Stufen des poetiſchen Schaffens und Talentes: Reden und Bilden, die letztere iſt die höhere.

„Bilde Künſtler, rede nicht!" hat Goethe uns Deutſchen zugerufen. Wir reden aber noch immer

wacker darauf los und wundern uns nun darüber, daß uns Niemand zuhört.

„Die Schilderung des großen echten Dichters", sagt der große Frankfurter Weise, „ist bis auf das Einzelne herab wahr, wie das Leben selbst." Aber diese Wahrheit behagt uns nicht und wir sind gleich bereit, den Dichter zu lästern, zu verketzern, der uns keine Artigkeiten sagt.

Der russische Homer in Prosa, Nikolaus Gogol, hat dies wunderbar ausgesprochen: Glücklich ist der Schriftsteller, der sich aus dem tiefen Strome täglich wechselnder Gestalten nur wenige Ausnahmen erwählen kann, der von seinem Gipfel sich nie zu seinen armen nichtigen Mitbrüdern herabgelassen. Mit berauschendem Beifall hat er die Augen der Menschen umhüllt, indem er die Schattenseiten des Lebens bedeckte und nur die Glanzpunkte enthüllte. Alles umringt ihn mit unendlichem Beifall, er wird der große Weltpoet genannt.

Doch wie ganz anders ist das Loos jenes Schriftstellers, der sich erkühnt, das Alltägliche, den schrecklichen, anekelnden Schlamm der unser Leben umgebenden Winzigkeit im Bilde darzustellen, der es wagt, mit dem kräftigen unerbittlichen Grabstichel die ganze Tiefe kalter zerstückelter Charaktere, von welchen unser

irdiſcher Lebensweg wimmelt, zu zeichnen. Er hört nicht den Beifall der Menge, er entrinnt auch nicht dem ſtrengen Gerichte ſeiner Zeitgenoſſen, denn dieſes Gericht erkennt es nicht an, daß die Bewegung der kleinſten Inſekten und der Glanz der Sonne gleich wunderbar ſind." — —

Ja, ſo iſt es, mein Freund, genau ſo und mehr als irgendwo bei uns in Deutſchland. Sobald ein wahres, lebendiges, friſches Buch erſcheint, erhebt das Heer der langweiligen Schriftſteller ſeine Stimme dagegen und die literariſchen Phariſäer weinen Krokodilsthränen und das Magazin für die Literatur des Auslandes erklärt es für „unanſtändig."

Wie lange wird es noch brauchen, bis man allgemein begreift, daß es nichts Moraliſcheres gibt als die Wahrheit und nichts Unmoraliſcheres als die Lüge, mag ſie noch ſo ſchön ſein.

Mit Recht ſagt Cuvier: „Das Gute, was man den Menſchen zufügt, wie groß es auch ſei, iſt immer vorübergehend, die Wahrheiten, die man ihnen hinterläßt, ſind ewig."

Dies gilt auch für die Poeſie. Der Dichter, der den Menſchen durch Ideale ſchmeichelt, ſtiftet nur Schaden und ſo kann ſeine Haltung niemals eine ſittliche genannt werden."

„Mir fällt da zu rechter Zeit ein herrlicher Ausspruch Voltaire's ein", sagte Andor; „nach ihm ist es den Schriftsteller, welcher den Nationen die Binde des Irrthums löst."

„Gewiß thut dies der echte Dichter", erwiderte Wiepert, „aber unsere falschen ziehen diese Binde des Irrthums nur noch fester, und deshalb nenne ich ihren Idealismus einen unsittlichen. Wer in einer Welt voll Elend, Laster und Thorheit, unbekümmert um das Schicksal seiner Brüder den Mond anfingt, oder hübsche Märchen erzählt, ist deshalb noch kein sittlicher Schriftsteller, dies ist nur Jener, welcher die Wahrheit, nöthigenfalls in ihrer ganzen Häßlichkeit, zeigt. Geradezu albern ist es aber, vom Schriftsteller zu verlangen, daß er bessert, ohne das Schlechte zu enthüllen, warnt, ohne die Gefahren zu beleuchten, und die Luft reinigt, ohne sich mit den Miasmen, welche dieselbe erfüllen, zu befassen. Es ist nur die Dummheit als Religion verlarvt, und die Unsittlichkeit hinter der Maske der Moral, welche der Schriftsteller und seine Bilder des Lebens einzuschränken suchen."

„Ist doch überhaupt der Dichter der allgemeine Mensch", sagte Arthur Schopenhauer in seiner klaren überzeugenden Weise, „Alles, was irgend eines Menschen Herz bewegt hat und was die menschliche Natur

in irgend einer Lage aus ſich hervortreibt, was irgendwo in einer Menſchenbruſt wohnt und brütet, iſt ſein Thema und Stoff; wie daneben auch die ganze übrige Natur. Daher kann der Dichter ſo gut die Wolluſt wie die Myſtik beſiegen, Anakreon oder Angelus Sileſius ſein, Tragödien oder Komödien ſchreiben, die erhabene oder die gemeine Geſinnung darſtellen — nach Laune und Beruf.

Demnach darf Niemand dem Dichter vorſchreiben, daß er edel und erhaben, moraliſch, fromm, chriſtlich, oder dies oder das ſein ſoll, noch weniger ihm vorwerfen, daß er dies und nicht jenes ſei. Er iſt der Spiegel der Menſchheit und bringt ihr, was ſie fühlt und treibt zum Bewußtſein."

Wenn nur unſere literariſchen Phariſäer, welche jeden echten Dichter, der neu auftaucht, mit der Hartnäckigkeit einer äſthetiſchen Inquiſition verfolgen, ſich die Mühe nehmen wollten, ihren Maßſtab einmal auch an die Todten zu legen, ſie würden entdecken, daß alle großen Poeten, von Homer bis Goethe herauf, alle unſere Klaſſiker, Schiller, das Ideal deutſcher Frauen und deutſcher Jugend, nicht ausgenommen, äußerſt anſtößig und unanſtändig ſind, noch anſtößiger und unanſtändiger würden ihnen die griechiſchen und römiſchen Klaſſiker erſcheinen, welche wir unbeſorgt

unserer Schuljugend in die Hand geben, und am anstößigsten und unanständigsten müßte sich ihnen die Bibel, das Erbauungsbuch aller Juden und Christen darstellen.

Kein neuerer Poet hat zu schildern, hat mit so ehrlicher Nacktheit auszusprechen gewagt, was die hebräischen Poeten des alten Testamentes, was Herodot, Plato, Aristophanes, Martial, Juvenal, Ovid, diese Lehrmeister unserer Jugend, auf jeder Seite bieten.

Und wenn man einmal so moralisch ist, weshalb ist man es nur dort, wo es der Kunst und der ernsten Literatur Hemmnisse bereitet? Weshalb belustigen sich dieselben empfindlichen Damen, welche bei dem „Weib des Claudius" das Theater verlassen, an den frivolen Operetten Offenbach's, an den cynischen Berliner und Wiener Possen? Wer die „schöne Helene" ohne Erröthen sehen kann, dessen Tugend ist bei Goethe's römischen Elegien, Markart's „Sieben Todsünden" und den Komödien Sardou's auch nicht in Gefahr.

Die literarischen Pharisäer der Literaturblätter und Familienzeitungen haben es dahin gebracht, daß in unserer einst so kühnen Literatur die Schwachmüthigkeit und durch sie die Unwahrheit, die ideale Heuchelei vorherrscht. Unsere Poeten geben die Natur mit einem Gesundheitsflanell und die Menschen mit der Nachtmütze des guten Staatsbürgers.

Es iſt daher ſehr erklärlich, daß der Roman, der bei anderen Nationen eines der wirkſamſten Werkzeuge der Kultur iſt, bei uns ſo geringe Bedeutung hat, denn gerade der Roman fordert, daß der Dichter ſeine Schuldigkeit ganz thut, da giebt es kein Blenden durch ſchöne Rede wie im Drama, da heißt es bilden, geſtalten, dem Erdklotz eine Seele einhauchen, da ſind alle jene großen Laute der Natur, jene kleinen Züge des Lebens unerläßlich, welche ſich nicht ideal durch die Phantaſie konſtruiren laſſen, welche nur das Leben an die Hand gibt und der Genius, dem ſich alle Geheimniſſe desſelben entſchleiern."

Wiepert ſchwieg hierauf einige Zeit und auch Andor blickte ſtumm vor ſich nieder: als er endlich ſein Auge erhob, lang ein ſchönes mildes Lächeln wie Licht auf ſeinem Antlitz. „Ich ſtimme Ihnen in Allem bei", ſagte er in ſeiner ruhigen Weiſe, „aber wenn Sie die Abſicht hatten mich für den Roman zu gewinnen, haben Sie nicht die richtigen Mittel gewählt. Sie wollten mir Muth machen und haben mich vollkommen entmuthigt.

Auch ich bin ein Deutſcher.

Wer mit der Flinte auf der Schulter und ſeinen Hund an der Seite das Land durchſtreifen, jetzt in einer Schenke den Wettkampf der ländlichen Sänger

hören, an dem nächtlichen Feuer den Erzählungen der Hirtenknaben lauschen, heute im Edelhofe, morgen in der einsamen Mühle und übermorgen in der Hütte des Bauers einsprechen kann, der vermag die Bilder des Lebens und die Schönheiten der Natur aufzuzeichnen in seinem „Tagebuche" und den Namen eines einfachen „Jägers" zu dem eines Poeten von europäischem Rufe zu machen.

Ich dagegen bin ein rechter Deutscher, fragen Sie mich um Memphis oder Ninive, o! da weiß ich tüchtig Bescheid, aber ich käme in Verlegenheit, wenn ich sagen sollte, wie bei uns in Deutschland die Sonne aufgeht oder wovon sich unsere Landleute auf dem grünen Plan vor der Kirche unterhalten.

Was weiß ich vom Leben!

9. Kapitel.

Der Unbeſtechliche.

In aller Stille kehrte Plant in die Reſidenz zurück, während ſeiner Reiſe vollkommen metamorphoſirt; er trug elegante Kleider, einen hohen, ſchwarzen Kaſtorhut mit ſehr breiter Krämpe, welche ſein Geſicht kräftig beſchattete, eine koſtbare Buſennadel, Brillanten als Knöpfe, einen ſchweren Siegelring, eine goldene Uhr mit den reizendſten Joujous. Sein Haar war wieder rothblond, der Bart vollkommen raſirt, eine goldene Brille mit mattblauen Gläſern verbarg ſein Auge. In dieſer Verfaſſung ging er an ſein Werk.

In der Stadt war ein kleines Haus zu verkaufen es lag in dem alten Quartier, abſeits in einer engen Gaſſe, in die den Sonnenſtrahlen einzudringen überhangende Dächer verwehrten, und hatte nur vier Fenſter Front. Drei geräumige Gewölbe ebener Erde,

über eine finstere Treppe hinauf drei Zimmer im ersten Stockwerk, und ebensoviele im zweiten. Das Ganze war zu geringem Preise zu haben, weil es außer dem Wege lag, den der Verkehr mit der Zeit genommen hatte. Plant bezahlte 20,000 fl. und war Eigenthümer desselben.

Ein Mann, wie er, wußte die Zeit zu schätzen, er warf also mit unanständiger Eile sämmtliche Bewohner auf die Straße, und richtete sich ohne viele Umstände, nach Bedarf, ein. Um von aller Welt unabhängig zu sein, stellte er sich im Erdgeschoß eine Druckerei her, klein zwar, aber genügend für seine Zwecke. Die beiden Zimmer des ersten Stockwerks möblirte er äußerst vornehm als Redaktion, jene des oberen einfacher, aber mit jenem Chic, welcher auf den ersten Blick den Lebemann verrathet, als seine Wohnung.

Während dieses Alles geschah, hatte er seine Redaktion zusammengestellt und dabei weniger auf journalistisches Geschick, als vor Allem auf Unerschrockenheit und unbedingte Ergebenheit Acht gehabt. Er nahm durchaus Leute in seinen Sold, welche so vollständig unmöglich geworden waren, daß sie durch ihn und mit ihm Alles zu gewinnen oder zu verlieren hatten.

Da war zuerst Baron Keith, den er zufällig im Kaffeehause traf, dessen Roulette den Dienst zu versagen dessen letzte Einnahmsquelle zu versiegen begann. Keith nahm Plants Antrag mit Entzücken auf. Aller dings war er kaum im Stande, einen ordentlichen Brief zu schreiben und die Orthographie schien ihm ein Wissenschaft von unergründlicher Tiefe, aber Plant dachte auch nicht im Mindesten daran, ihn je einen Artikel verfassen zu lassen. Keith wurde nur zu dem Zwecke engagirt, Material zu sammeln, das heißt alle großen und kleinen Skandale der Residenz noch frisch und warm der Redaktion zu überbringen, was ihm bei seinen zahlreichen Konnexionen in den höchsten Kreisen sehr leicht wurde, beinahe ebenso leicht wie die Griffe bei der Roulette, mit denen er sein Glück zu verbessern pflegte.

Dann war Ganseles, der bei Steinherz kläglich bezahlt und in einer Weise beköstigt war, welche den nahen Ausbruch einer Hungersnoth anzuzeigen schien. Dieser Brave wurde gewonnen, um Gänge, Kommissionen, Korrekturen und die journalistische Schneiderarbeit zu besorgen, seine Chiffre unter bedenkliche Artikel zu setzen und sich nöthigen Falls einsperren zu lassen. Für letzteren Fall war ihm per Tag eine Zulage von fünf Gulden und zehn Zigarren garantirt.

Endlich war Herr Pfeffermann, ein versirter Fachmann, der aus einer Reihe von Redaktionen ausgepeitscht, sich eben mit dem Plane trug, ein Heiratsbureau zu errichten. Trotz seines üblen Rufes in Journalistenkreisen machte er nichts weniger als den Eindruck eines gefährlichen Menschen. Es hieß, er sei bestechlich. Nun gut, zugegeben, daß er dies war, so stand es doch fest, daß er nie von einer Regierung, politischen Partei oder einem Geldinstitut bezahlt worden war, was vielen seiner sittlich entrüsteten Gegner zum Vorwurf gemacht werden konnte. Er hatte vielleicht einmal fünf Gulden von einem Kunsthändler erhalten, dafür daß er seine Bilder lobte, und war von einer Schauspielerin, in der er eine Rachel entdeckt hatte, zum Souper geladen worden, aber es ist schwer, fünf Gulden zurückzuweisen, wenn man kein gutes Hemd am Leibe hat, und einen Fasan und Champagner unberührt zu lassen, wenn man seit vierundzwanzig Stunden nichts Warmes gegessen und seit undenklicher Zeit nur frisches Brunnenwasser getrunken hat.

Die großen Herren, die Marschälle, die mit Kanonen feuern, haben es leicht, den armen Mann einen Räuber zu nennen, der mit einer schlechten, vielleicht sogar ungeladenen Pistole auf der Landstraße

den kleinen Krieg führt, um sich vor Kälte, Hunger, und Gläubigern zu erretten.

Die ihn näher kannten, wußten, daß Pfeffermann ein guter und, was immer sehr schätzenswerth ist, so gar ein komischer Mensch war. Leute, über die man von Herzen lachen kann, sind nie schlimm.

Pfeffermann hatte vor Allem eine Eigenschaft, welche seine Umgebung jederzeit erheiterte, die Eitelkeit nämlich, Alles zu wissen, jeden Menschen und seine Geschichte zu kennen.

Wenn z. B. eine elegante Dame vorbeifuhr, und man nebenhin fragte: Wer ist denn das? staunte Herr Pfeffermann zuerst aus voller Seele und mit ganzem Körper, was, letzteres nämlich, nicht viel sagen will, denn er war fabelhaft klein und mager, er zog die Stirne empor, balanzirte die Augenbrauen auf und ab, schüttelte jedes Härchen auf seinem ziemlich glattgefegten Scheitel, ließ das Weiße in seinen Augen sehen, und flog wie eine Weidenruthe im Winde hin und her. Er kannte keine Freude, welche diese übertraf, einen Anderen so anstaunen zu dürfen, besonders wenn dieser Andere in irgend einer Beziehung über ihm stand.

Endlich fand er Worte.

„Was, Sie kennen diese Dame nicht?“

Er selbst kannte sie natürlich ebenso wenig.

„Wissen Sie wer die ist? Nun, ich werde Ihnen einmal eine Geschichte erzählen — das ist die russische Fürstin Kutusow, eine Verwandte des berühmten Generals, sie besitzt viele Millionen, ihre Güter nehmen einen Flächenraum ein, welcher nur um 2 und $^{7}/_{10}$ Quadratmeilen gegen den unseres Königreiches zurücksteht, eine Million Sklaven gehorcht dieser Frau, es ist dieselbe, welche den großartigen St. Gotthard-Hund besitzt, den Sie gewiß auf der Hunde-Ausstellung bewundert haben, er ist schwarz und hat weiße Pfoten. Nein, nein, was sage ich da, drei weiße Pfoten und eine gelbe. Die Negerin Zobeide, die Zofe der Fürstin, kennen Sie doch bestimmt. Es ist dieselbe Kutusow, zu der, wie Sie sich ohne Zweifel entsinnen werden, Napoleon III. einmal sagte: In Rußland muß es sehr kalt sein."

Später erfuhr dann wohl der durch Pfeffermann so gut Unterrichtete, daß die Fürstin Kutusow eigentlich Blitzrieder heiße und streng genommen die Frau eines Schuhfabrikanten sei, aber solche verspätete Entdeckungen setzten Pfeffermann niemals in Verlegenheit.

„Blitzrieder!" rief er dann. „Ja, ja, das ist eine Jugendfreundin von mir, sie ist eine geborene Schnür-

lein, ihr Bruder iſt Architekt in New-York, wir haben zuſammen Blindekuh geſpielt."

Insbeſondere kannte Herr Pfeffermann alle berühmten Menſchen, alle Leute, von denen in Zeitungen die Rede war, mit einer Genauigkeit, welche etwas Furchteinflößendes an ſich hatte.

Bismarck hatte einmal die Zigarre an der ſeinen angezündet und dieſe verlockende Gelegenheit ergriffen, um mit ihm über ſeine Pläne gegen Frankreich zu ſprechen; das war 1869 im Frühjahr, Don Carlos hatte ihn einmal im Theater ſcharf fixirt, ſodann durch ſeinen Kämmerer in ſeine Loge bitten laſſen und ihn gefragt, ob er ein Spanier ſei, mit dem Pabſte hatte er einmal Mariage geſpielt und mit der Ebergenyi eine Quadrille getanzt.

Dies waren die muthigen und gewandten Männer, mit deren Beiſtand Plant ſein Wochenblatt gründete.

Es hatte ſeit Valeria's erſtem Auftreten kein ähnliches Aufſehen in der Reſidenz gegeben, als an dem Tage, wo rieſige Plakate das Erſcheinen eines neuen Blattes unter dem grandioſen Titel: „Der Unbeſtechliche", ankündigten und die Probenummer maſſenhaft verſendet, in Jedermanns Hand war.

Das Programm Plant's war in der That erhaben: „Die ganze Preſſe iſt beeinflußt und abhängig,

es gibt kein Organ, das die Interessen des Volkes rücksichtslos vertreten, das die Wahrheit und nur die Wahrheit sagen würde. Ein solches Blatt ist ein schreiendes Bedürfniß. Demselben abzuhelfen, haben sich einige unabhängige, redliche und patriotische Männer entschlossen, ihr Talent und ihr Vermögen dem allgemeinen Wohl zu opfern. Sie zählen dabei auf die Unterstützung aller Wohlgesinnten.

Der Inhalt der ersten Nummer entsprach diesem Programm. Mit einer ähnlichen Rücksichtslosigkeit und Kühnheit war noch nie über die Regierung, die Minister, die politische Lage, den Geldmarkt, das Theater, über Kunst und Literatur, und vor Allem über Privatverhältnisse geschrieben worden, und doch bewegten sich alle Artikel und Notizen auf jener haarscharfen Grenze, wo das Erlaubte aufhört und das Unerlaubte noch nicht anfängt.

Die Königin, welche das Blatt las, ließ den Minister Kronstein, der Minister den Justizpräsidenten, der Justizpräsident den öffentlichen Ankläger kommen, aber der Letztere mußte die Waffen strecken und erklären, das Gesetz sei gegen diese Art perfider, an keinem noch so kleinen Worte ergreifbarer Polemik unzulänglich.

Ihre Majestät begnügte sich also, ihre Kammer-

frau bei der Toilette zu ohrfeigen und ließ die Sache vorläufig auf ſich beruhen,

Eine noch größere Aufregung als im Palaſte gab ſich in allen Kreiſen der Bevölkerung kund, und es gab Niemanden, der nicht Furcht empfand, angegriffen zu werden, und doch mit Wonne las, wie Andere in Stücke geriſſen wurden. So ſind die Menſchen, ſo iſt das Publikum. Wer bekannte und verdienſtvolle Perſonen in den Koth zieht, kann jedes Mal auf den Beifall aller Jener rechnen, welche er verſchont.

Der „Unbeſtechliche“ fand auf dieſe Weiſe raſch ein großes Publikum und ehe noch die zweite Nummer ausgegeben wurde, hatte Plant ſein Glück gemacht, er war über Nacht der gefürchtetſte Mann der Reſidenz geworden, und gefürchtet werden iſt immer viel erſprießlicher als geachtet oder gar geliebt zu ſein.

Es gab Leute, welche ſofort begriffen, was ſie zu thun hatten, anderen Schwerfälligeren kam Plant durch zarte Andeutungen in der zweiten Nummer ſeines Blattes zur Hülfe.

Roſenzweig war einer der Erſten, die ſich ihrer früheren Beziehungen zu Plant erinnerten. „Wir ſind alte Freunde“, ſagte er bei jeder Gelegenheit, „wir ſind ſehr gut miteinander.“

Er kam athemlos in das vornehme Bureau Plant's.

„O! wie ich mich freue, Sie so wohl und bei einer so nützlichen Thätigkeit zu finden, Sie sind ein gemachter Mann. Freut mich wirklich. Brauchen Sie Geld? Habe immer viel auf Sie gehalten, Sie werden doch besuchen mein Haus? Wie viel brauchen Sie? Wir bleiben die Alten. Gegen mich werden Sie nicht schreiben, das weiß ich, hier sind 10,000 fl." — er zog sie hervor und legte sie auf Plant's Tisch — „Morgen speisen Sie bei mir, werden lauter große Leute da sein, o! wie ich stolz bin auf meinen Freund Plant, schade, daß ich habe keine Tochter mehr, würde Ihnen geben auf der Stelle meine Tochter zur Frau."

Nach dem Erscheinen der zweiten Nummer, welche eine pikante Notiz über „eine durch ihre Bizarrerien bekannte Dame unserer Aristokratie" enthielt, bekam Plant einen Besuch von der Gräfin Bärnburg, welche das ganze Zimmer mit einem penetranten Moschusgeruch erfüllte, einige Thränen vergoß, flüsternd die pikantesten Enthüllungen aus Hofkreisen verhieß und sich endlich gleichfalls loskaufte.

Viele andere Personen folgten diesem klugen Beispiel, einige noch ungerupft, andere nachdem sie

einmal oder auch mehrmals Federn gelassen hatten, der eiserne Schrank in Plant's Bureau füllte sich ebenso rasch wie einst seine große Brieftasche.

Eines Abends, Plant stand mitten unter seinen Setzern, welche in ihren Kästen klapperten und seinen Mitarbeitern, welche die Bürstenabzüge durchsahen, ernstlich damit beschäftigt, Fliegen zu erschlagen, ein Sportvergnügen, bei dem ihm die besten Gedanken kamen, wie Beethoven beim Waschen und dem Kardinal Richelieu beim Streicheln seiner Lieblingskatze, als ein Frauengewand imposant hereinrauschte, eine kleine, fein gantirte Hand seine Schulter leicht und vertraulich berührte, und eine helle schöne Stimme seinen Namen rief.

Plant wendete sich rasch um, und blickte in das klassische Gesicht Valeria's, das ihn mit einem miloniſchen Lächeln begrüßte.

„Mich erwarteten Sie wohl am wenigsten hier zu sehen, Herr Redakteur", begann die königliche Freundin in einem Tone, der so spöttisch war, daß er Plant erröthen machte.

„Sie irren, schöne Frau", gab er zur Antwort, und das so leichthin wie nur möglich, um seine Verwirrung einigermaßen zu verbergen. „Ich wußte, daß Sie kommen würden, und ich habe mich gerade

auf diesen Besuch vor Allem gefreut, aber ich muß Sie bitten sich die Treppe hinauf zu bemühen."

Valeria ging ohne alle Umstände voran, sich anmuthig in den Hüften wiegend und wendete nur ein Mal auf dem Flur den Kopf, indem sie auf die Treppe deutend fragte: Da hinauf? Als sie den Fuß auf den grünen Teppich gesetzt hatte, der in Plant's Bureau den Boden vollkommen bedeckte, blieb sie einen Augenblick stehen und sah sich um, dann warf sie sich mit graziöser Trägheit in ein Fauteuil und sah Plant an, recht neugierig und recht spaßhaft.

„Nun, setzen Sie sich doch auch," sprach sie, „ich sehe, daß Sie meiner Dressur alle Ehre machen, Sie wagen es noch immer nicht, in meiner Gegenwart Platz zu nehmen." Sie bemerkte, daß Plant sich in die Lippe biß. „Haben Sie Zigaretten", fuhr sie fort, ohne seine Grimasse zu beachten, „geben Sie mir eine."

Er bot ihre eine kleine Schachtel Laferme, sie zog eine heraus und zündete sie an der Kerze an, die im silbernen Leuchter auf dem Tische stand.

„Da Sie mich erwartet haben, werden Sie wohl auch den Zweck meines Besuches kennen."

„Ja."

„Also?"

„Sie wollen mich kaufen."

„So ist es, Unbestechlicher!"

„Ich lasse mich jedoch nicht kaufen."

Valeria begann laut zu lachen.

„Von Ihnen nicht."

„Warum gerade von mir nicht?" sagte sie. „Wir könnten den Fall umkehren, und ich könnte behaupten, daß ich es gar nicht nöthig habe, Sie zu kaufen. Sie haben bei einem Kriege mit mir genau so viel zu verlieren, wie ich selbst."

„Sehr richtig, und ich werde mich auch hüten, Sie anzugreifen," entgegnete Plant, „aber Sie wollen eine Chance vor mir voraus haben, indem Sie mir Geld geben."

Valeria sah ihn mit einem Blicke an, der bei aller seiner Ruhe etwas Furchtbares an sich hatte.

„Als mein Bedienter", sprach sie, „waren Sie weniger bedenklich."

Plant wurde bleich, und was noch unangenehmer war, er fühlte, wie das Blut aus seinen Wangen zurücktrat. „Sie hassen mich wohl sehr", murmelte er.

„O! ich bewundere Sie vielmehr; aber machen wir es kurz, nennen Sie Ihren Preis."

„Ich bin für Sie nicht käuflich." Plant warf seine Zigarre weg, stand auf, und ging durch das Zimmer.

„Nun Sie können mich aber nicht hindern zu abonniren?“

Plant zuckte die Achseln.

„Was kostet es jährlich?“

„Sechs Gulden.“

Valeria zog ihr kleines Portefeuille aus der Tasche, und legte 6000 fl. auf den Tisch. „Ich abonnire also 10 Exemplare“, sagte sie mit der Miene des Siegers, „und zwar auf hundert Jahre.“

10. Kapitel.

Nichts mehr von sich wissen.

Baron Keith hatte alle Ursache, mit seiner Stellung bei Plant zufrieden zu sein, sie nahm weder seinen Geist noch seine Kenntnisse in Anspruch, nur das, was er in reichem Maße besaß, seine Zeit. Seine Beschäftigung bestand darin, in den Kaffeehäusern mit Offizieren Billard zu spielen, den adeligen Klub zu besuchen und in den vornehmen Salons den Damen, vorzüglich den reiferen und medisanten, den Hof zu machen, je häßlicher und verblüther ein Fräulein war, um so gewisser konnte es sein, Keith zu allen erdenklichen Ritterdiensten herbeieilen zu sehen, er trug mit Ausdauer ihre Mantille, kämpfte heldenmüthig beim Buffet um eine Tasse Limonade oder Eis für sie und tanzte mit Vorliebe Quadrille mit ihr, weil er da am besten Gelegenheit fand, jene pikanten Romane zu hören, welche ihre todbringende

Zunge bald von der, bald von jener gefeierten, schönen und vor allem jungen Dame zum Besten gab.

Für diese angenehme, echt aristokratische Thätigkeit erhielt der Baron einen Gehalt, von dem er sehr anständig mit seiner hübschen kleinen Frau leben konnte. Er hätte sich jetzt ohne Zweifel aufgerafft, wenn nicht seine hartherzigen Gläubiger gewesen wären, die jeden seiner Schlupfwinkel ausfindig zu machen wußten und ihn auf diese Weise zwangen, auch andere Erwerbsquellen aufzusuchen.

Er war durch ein Geldgeschäft auch mit Herrn Steinherz in Berührung gekommen, welcher ihn bei dieser Gelegenheit ziemlich schlecht behandelte.

Als Jean, der Bediente der „Kunstgröße", plötzlich verschwand, ganz „wie wenn ihn der Teufel geholt hätte" — es waren dies Herrn Steinherz höchsteigene Worte, kam der Leuchtthurm aller Kleinen auf der Börse in namenlose Verlegenheit und da Valeria es ziemlich kräftig ablehnte, ihm persönlich Instruktionen zu ertheilen, zog sich der weise Mann bei Zeiten zurück und begann auf einem anderen Gebiet zu arbeiten, das in gewisser Beziehung gefährlicher war, als die Börse, aber auf dem er seit Jahren versirt war.

An die Stelle des Herrn Ganseles war ein gewisser

Eisenmann in seine Dienste getreten, ein Mensch modernsten Schnittes, der vor nichts zurückschreckte und dem jedes Mittel erlaubt schien, wenn es nur zum Ziele führte. Neben diesem Manne mit dem bodenlosen Gewissen bedurfte Steinherz, der Ehrenmann in der rothen Plüschweste, noch eines guten, wo möglich aristokratischen Namens, und da der Name für sich allein nicht zu haben war, suchte er den von demselben unzertrennlichen Menschen und verfiel auf Keith, den er sofort aufsuchte.

„Herr Baron", sagte er mit jener Würde, die ihn im Geschäfte auszeichnete, „ich komme nicht, Sie wegen der Kleinigkeit zu mahnen, ich will Ihnen proponiren — aber Sie dürfen nicht werden beleidigt — wie Sie können was verdienen, ein hübsches Geld und mir noch helfen zu was. Wenn Sie sein einverstanden, will ich zerreißen den Wechsel auf Hundert, so hab' von Ihnen, und will darauflegen baare Hundert, und will geben 10 Gulden von 100 Gulden, die ich verdiene, und Sie haben nichts zu thun bei diesem schönen Geschäft, als einem Jeden, der kommt zu Ihnen und fragt um den Steinherz, zu sagen: „Ich kenne den Steinherz, habe selbst gemacht mit ihm Geschäfte, er ist ein braver Mensch, der Steinherz." Sie können sagen: „mein Freund,

der Steinherz!" aber nein, es macht mehr, wenn Sie sagen einfach der Steinherz, also sagen Sie nicht, „mein Freund der Steinherz".

Keith fand den Vorschlag sehr annehmbar, erhielt seinen Wechsel zurück, zog hundert Gulden ein und bekam am Schluß jeder Woche ganz erträgliche Perzente von Steinherz. Welcher Art die schönen Geschäfte waren, bei denen sein illustrer Name mitwirkte, darnach fragte er niemals.

Herr Steinherz verfuhr bei denselben ebenso vorsichtig als kühn.

Sobald in irgend einem Hotel ein vornehmer Fremder einkehrte, dem auf der Stirne geschrieben stand, daß er Geld suche, erschien Eisenmann, der in einer Spelunke in der Vorstadt unter dem Namen Weißenbach, ärmlich gekleidet, wohnte und schlief, in fashionabler Ausrüstung, eine dunkle Brille vor den grauen stechenden Augen bei demselben und bot das Gewünschte unter sehr billigen Bedingungen, sobald ein sicherer Mann den Wechsel girire. Natürlich erklärte der Fremde in der Regel, daß er Niemanden am Platze kenne, worauf sich Eisenmann kalt lächelnd zurückzog.

Am folgenden Tage erschien er jedoch von neuem und brachte die erfreuliche Nachricht, daß er einen

sicheren Mann Namens Steinherz gefunden habe, der bereit sei, gegen eine angemessene Zahlung sein Giro zu geben, der Herr möge nur fragen, wen er wolle, es sei ein Ehrenmann. Der Fremde erklärt zum zweiten Male, er sei am Platze ganz unbekannt.

„Nun so gehen Sie zum Herrn Baron Keith, ich werde Ihnen geben die Adresse, und fragen Sie den Herrn Baron, der Herr Baron hat schon Geschäfte gemacht mit dem Steinherz."

Der Fremde geht zum Baron, entschuldigt sich sehr und erfährt, daß Steinherz sehr verläßlich ist, getröstet geht er zu Steinherz, der sein Giro giebt und dafür 100 fl. erhält. Eine Stunde später kommt Eisenmann, der in diesem Falle zum Beispiel Grünwald heißt, holt den Wechsel und verspricht Nachmittag mit dem Gelde zu kommen. Er kommt jedoch nicht.

Tag für Tag erwartet ihn der Fremde, endlich eilt er zu Steinherz, der ein furchtbares Gesicht macht: „Ich werde Ihnen sagen, was wird sein, ein Schwindel wird es sein, und ich werde können zahlen den Wechsel, soll mir Gott helfen, werde ich gehen auf die Polizei und da ich nicht kenne den Anderen, werde ich machen die Anzeige gegen Sie."

Und der Fremde hat noch Mühe, Steinherz zu

überzeugen, daß er selbst der Geprellte sei, und ihn abzuhalten zur Polizei zu gehen.

Er begnügt sich, den Wechsel amortisiren zu lassen, und reist mit dem Bewußtsein ab, daß er mit Verlust von lumpigen 100 fl. einer großen Gefahr entronnen ist.

In dieser Art waren sie alle die schönen Geschäfte, bei denen Baron Keith Herrn Steinherz durch seinen guten alten Namen unterstützte, es dauerte jedoch nicht lange, so kam er selbst auf ähnliche hübsche und lukrative Einfälle. Bei jeder Art von Beruf ist die Schule die Hauptsache, und Keith machte bei Plant und Steinherz eine unbezahlbare Schule durch.

„Es ist abscheulich von Dir, Julie", sagte er eines Tages zu seiner reizenden kleinen Frau, „daß Du mich die ganze Last unserer Existenz allein tragen laßt, Du — mit Deinem hübschen Gesichte — könntest auch was verdienen."

„Eugen", schrie die Arme von einem jähen Schreck erfaßt, auf, „Du willst mich verkaufen?"

Der Baron lachte laut auf. „Ich denke nicht daran, aber ich bin auf ein herrliches Mittel verfallen, Geld zu machen, viel Geld, Julie, wenn Du hübsch klug sein willst, und hübsch folgsam und ein wenig kokett."

Julie hörte den Plan und brach in Thränen aus, endlich aber willigte sie ein.

Trotz aller schlimmen Gerüchte, welche über sie in Umlauf waren, blieben — nicht Keith und Julie — aber dem Baron und der Baronin die besten Häuser offen. Sie kamen viel zu Rosenzweig und Bärnburg und Julie hatte ihre Freundschaft mit Micheline erneuert.

Rosenzweig sollte das erste Opfer des so tief gesunkenen aristokratischen Paares sein. Julie begann mit dem alten galanten Herrn, dessen Herz so leicht entzündlich war, heftig zu kokettiren, und er war eitel genug, ihren schmelzenden Blicken, ihren halben mysteriösen Worten zu glauben.

Bei dem ersten tête-à-tête in ihrer Wohnung gestand Julie, daß sie die unglücklichste Frau von der Welt, daß ihr Gatte roh, eifersüchtig und treulos sei, daß sie oft daran denke, sich das Leben zu nehmen und nur durch die Liebe eines edeln, und nicht jungen Mannes — die jungen sind alle herzlos — von diesem Entschlusse zurückgebracht werden könne.

Rosenzweig wurde bei diesem Geständniß um zwei Zoll größer und um zwanzig Jahre jünger, er sprach in den gewähltesten Ausdrücken von seinen Gefühlen für Julie, die reizende kleine Julie, die er

als Kind oft auf seinem Knie geschaukelt, und redete sich selbst so tief in diese süße Erinnerung hinein, daß Julie, die große schöne Baronin Julie, plötzlich auf seinem Schooße saß, und sich verschämt, aber willig von ihm küssen ließ.

In diesem geeigneten Augenblicke erschien plötzlich der Baron, den Hut auf dem Kopfe und einen großen Stock in der Hand, erblickte das hübsche Tableau und begann zu rasen, er drohte sein Weib zu tödten, Rosenzweig zu zerfleischen, kurz, er spielte den Eifersüchtigen auf das Täuschendste, so daß Rosenzweig, der Julie mit aufgelöstem Haare zu den Füßen des Barbaren knien sah, das Fenster aufriß und um Hilfe rufen wollte.

„Rufen Sie nur", schrie Keith, „je mehr Zeugen um so besser, es soll ein Prozeß bei verschlossenen Thüren werden, der in den Annalen der Gerichte seines Gleichen suchen wird. Herbei Ihr guten Leute, herbei!"

Jetzt beschwor Rosenzweig mit Julie vereint den Wüthenden, den Skandal zu vermeiden und die Sache in aller Stille auszumachen.

Nach langem Sträuben zeigte er sich durch die Thränen seiner Frau erweicht.

„Ja, Du bist unschuldig", sagte er, „aber dieser

Elende, dieser Don Juan mit dem Herzen von Stein, der sich in die Familien schleicht und die glücklichen Ehen zerstört, dieser unersättliche Verführer muß sterben. Ich schlage ein amerikanisches Duell vor."

Rosenzweig, der sich durch die Anklagen, die ihm der Baron zuschleuderte, sehr gehoben fühlte, trat mit vieler Würde auf ihn zu und sprach: „Ich bekenne mich schuldig, ja, ich bin ein Freund schöner Frauen" — er blickte dabei auf Julie — „und wenn man mir einiges Glück bei denselben zuschreibt, so hat man vielleicht nicht ganz Unrecht, aber hier hat es sich nur um süße Erinnerungen gehandelt, ich habe vergessen, daß die Baronin Keith nicht mehr die kleine Julie ist, die ich so oft auf meinem Knie geschaukelt, das ist unser ganzes Vergehen. Ich gestehe es ein und bitte Sie, Herr Baron, mir zu vergeben. Ein Duell mit Ihnen kann ich nicht annehmen."

„Gut, dann erdroßle ich Sie", sagte Keith mit großer Kaltblütigkeit.

Rosenzweig flüchtete sich hinter den Tisch.

„Sei doch nicht so heftig, Eugen", flehte Julie, „ach! er ist von Sinnen, weil unsere derangirten Verhältnisse sein Ehrgefühl beinahe täglich auf die härtesten Proben stellen. Hör' mich nur an. Ich

war eben nahe daran, Herrn Rosenzweig, der mich liebt, wie ein Vater liebt —"

„Ja, wie ein Vater", wiederholte Rosenzweig.

„Alles einzugestehen, und ich bin gewiß, er hätte uns geholfen", schluchste Julie.

„Da kommt mir ein guter Gedanke", rief Keith, „duelliren will sich der Geldsack nicht."

„Nein, duelliren will er sich nicht", wiederholte Rosenzweig.

„Ich will ihn also dort fassen, wo es ihm am wehesten geschieht", rief Keith seinen Stock schwingend, „er soll auf der Stelle 1000 fl. erlegen, und dann mag er gehen."

Rosenzweig beeilte sich, das Geld auf den Tisch zu legen, und ging dann nach rückwärts, bis er die Thüre erreicht hatte, hier setzte er seinen Hut auf, warf Julie hinter dem Rücken ihres Gatten, der das Geld zählte, einen Kuß zu, und tänzelte davon.

Nachdem Keith auf ähnliche Weise noch einigen anderen galanten Herren Geld erpreßt hatte, wollte das Geschäft nicht mehr weiter gehen, und er brütete eben an einem neuen Plane, als Plant ihn eines Morgens in sein Zimmer nahm, ihm eine Zigarre und ein Fauteuil anbot, und selbst auf dem Fensterbrett sitzend, in seiner klaren, energischen Weise

begann: „Wissen Sie Baron, daß Sie eine reizende kleine Frau haben"?

„Alle Welt sagt es, mir ist sie längst gleichgiltig."

„Um so besser, denn mir gefällt sie ausnehmend."

„Ah!"

„Machen wir ein Geschäft."

„Lassen Sie hören."

„Was verlangen Sie für Ihre Frau?"

„Für meine Frau? Sie wollen sie um jeden Preis haben, wie ich merke, und es ist in der That eine allerliebste Frau voll Geist und Unterhaltungsgabe. Ich denke — 10,000 fl."

„Sie erhalten die Summe, sobald ich —"

„Ich verstehe."

Damit war das schöne Geschäft abgemacht. — —

Als Andor an jenem Tage spät Abends die Redaktion der „Reform" verließ und den klaren Nachthimmel sah mit den zahllosen flimmernden Lichtern bedeckt, ergriff ihn die Lust, sich noch etwas im Freien zu ergehen, er wendete sich dem Thiergarten zu, verließ jedoch bald die Hauptallee und bog in einen der dunklen Laubgänge zur Seite, welche bei Tage sogar nur selten von Menschen betreten werden. Kaum hatte er jedoch wenige Schritte ge-

than, so hörte er heftig schluchzen und sah ein zarte weibliche Gestalt, welche vor einer Bank auf der Erde lag und mit erhobenen Händen zu beten schien.

Sein Herz regte sich, er trat näher, fragte und erkannte — Julie.

„Mein Gott! Sie sind es, Baronin."

Julie erhob sich, trocknete ihre Augen und ließ sich auf der Bank nieder.

„Vergeben Sie, daß ich mich in Ihr Geheimniß gedrängt habe", sagte Andor, „ich hielt Sie für eine Unglückliche, welche vielleicht —"

„Ich bin sehr unglücklich, lieber Andor", flüsterte Julie unter Thränen, „hier ist kein Geheimniß mehr zu enthüllen, mein Mann ist ein Elender, er hat mich betrogen und ist endlich so tief gesunken, daß er mich verkauft hat, verstehen Sie, verkauft, wie man ein Thier verkauft, aber ich bin nicht ganz so ehrlos wie er meinte, ich habe zu Allem geschwiegen, zu Allem — aber das war ich nicht im Stande, ich sagte nein! und er — er schlug mich —", sie begann zu beben, aber sie weinte nicht mehr. „Ich wollte ihm entfliehen und sehe, daß mir auch dazu die Kraft fehlt. Vielleicht werde ich verrückt! das wäre süß, nichts mehr von sich wissen." Sie preßte

ihr glühendes Antlitz in beide Hände und schwieg einige Zeit.

„Fassen Sie sich, liebe Julie", begann Andor, nehmen Sie meine Hilfe und meine Dienste an, ich werde Sie zu einer edeln Frau bringen, die Ihnen mit Freuden Schutz gewähren und ihr Haus öffnen wird, dann —"

„Ja, was dann, Andor?" murmelte Julie, „ich habe nicht die Kraft gut zu sein und auch nicht jene ganz schlecht zu werden. Nichts mehr von sich wissen, das wäre schön, das wäre das Beste! Ach! wenn ich nur arbeiten könnte, aber ich bin zum Vergnügen erzogen worden und jetzt habe ich keine Gewalt über mich.

Durch Arbeit könnte ich mich retten, aber so muß ich untersinken früher oder später, so gibt es keine Hilfe für mich. Es gibt so wenig reine Herzen, Andor, meines ist auch verdorben, entsetzlich verdorben.

O! ich kann nicht mehr, ich kann nicht, bewahren Sie sich ein reines Herz, Andor, es ist das Beste, was man haben kann."

Sie erhob sich und sah ihn seltsam an. „Nichts mehr von sich wissen — ja — ja — folgen Sie mir nicht— Andor — ich gehe nach Hause."

Sie begann rasch zu gehen und endlich zu laufen.

Andor verlor sie bald ganz aus dem Gesichte —

Im fahlen grauen Frühlicht ging eine schlanke entsetzlich bleiche Frau zwischen den Schienen dem Bahnhof zu, als eben der Zug aus demselben hervorbrauste.

Die Lokomotive schnaubte heftig und spie zu beiden Seiten Feuer aus, zwei rothe Laternen standen vorne wie glühende Augen. Die schmutzige Fahne des Bahnwächters wehte und der monotone Anschlag des elektrischen Signals zitterte wie ein Sterbeglöckchen durch die Luft.

Und die bleiche Frau warf sich auf die Schienen —

„Nichts mehr von sich wissen", murmelte sie.

Der Zug ging über sie hinweg, und flog brausend weiter.

Im Osten zeigte sich ein weißer Streifen, die Bäume regten sich wie verschlafen im Morgenwinde, die Sperlinge schrieen auf der grünen Hecke und der Morgenstern zuckte freundlich in seinem blauen Lichte, der Streifen im Osten wuchs und begann zu leuchten, die erste Lerche stieg jubelnd auf —

Es war ein Morgen, duftig und frisch wie jeder andere.

Auf den Schienen lag eine Todte, ein schönes

junges Weib mit goldenen Flechten, bleich, mit Blut übergossen, und als die Sonne aufging, beschien sie ihr kaltes verzerrtes Antlitz, und die grünen fröhlichen Wipfel der Bäume, und die jubelnde Lerche im blauen Aether mit demselben warmen göttlichen Lichte. —

Leipzig,
Druck von Leopold & Bär.

Inhalt.

			Seite.
1.	Kapitel.	Was der Idealismus alles verschuldet . .	1.
2.	„	Jean	28.
3.	„	Was eine Mutter erzählt	47.
4.	„	Die kleinen Geheimnisse einer Schauspielerin	79.
5.	„	Ein loyaler Mann und eine wohlthätige Frau	100.
6.	„	Eine Ehe nach der Mode	120.
7.	„	Amor auf der Börse	135.
8.	„	Allerhand Pharisäer	151.
9.	„	Der Unbestechliche	181.
10.	„	Nichts mehr von sich wissen	195.

Die

Ideale unſerer Zeit.

Roman in vier Büchern

von

Sacher-Maſoch.

„Was Ihr nicht taſtet, ſteht Euch meilenfern,
Was Ihr nicht faßt, es fehlt Euch ganz und gar,
Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, ſei nicht wahr,
Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht,
Was Ihr nicht münzt, das, meint Ihr, gelte nicht!"
Goethe im „Fauſt".

„Es giebt nur eine Art zu malen und die iſt:
Die Wahrheit zu malen!"
Jean Francois Millet.

Zweite Auflage.

Bern,
Verlag von B. F. Haller.
1875.

Alle Autorrechte, namentlich das Recht der Ueberſetzung in andere Sprachen, vorbehalten.

Sacher-Maſoch.

Viertes Buch.

1. Kapitel.

Die Tugendschule.

Es gab in der Residenz, ja auf der weiten Welt kein zweites Paar so guter zärtlicher Freundinen wie Hanna Generalin Mardefeld und Micheline Baronin Oldershausen, wenn man dem Urtheil der Welt und den heiligen Schwüren der beiden Damen nur den geringsten Glauben schenken wollte.

In der That war ihr Bündniß so ehrlich, waren ihre Gefühle gegenseitig so warm und aufrichtig und ohne Falsch, wie es nur je bei zwei Frauen von gleichem Alter und gleichen Ansprüchen der Fall war.

Wenn sie an einander vorbeifuhren, nickten sie sich heftig zu und winkten lebhaft mit den fein gantirten Händen, sie besuchten sich gegenseitig in ihren Häusern und ihren Logen und wenn sie sich vierundzwanzig Stunden nicht gesehen hatten, begann jenes

hysterische gellende Aufschreien, jenes krampfhafte Umarmen und Händedrücken und Küssen, das den ruhig beobachtenden Mann an das Irrenhaus gemahnt.

Jede der beiden Damen bewunderte die andere, feurig und mit gänzlicher Unterordnung ihrer eigenen Person.

„Ach! wie reizend, wie märchenhaft einfach Du heute wieder bist," schrie dann Micheline und Hanna fand nicht Worte genug, die Seltsamkeit und Pracht des neuen Kostumes ihrer Freundin zu loben.

Bei der nächsten Visite, welche Micheline machte, fünfzehn Minuten später, hieß es aber bereits: „Diese Generalin ist heute wieder angezogen! ja, was soll ich sagen? wie eine Pachtersfrau. Sie wird die kleinen Verhältnisse, in denen sie aufwuchs, nie mehr überwinden, die arme Frau."

Hanna dagegen versicherte die nächste gute Bekannte, welche nach Micheline zu Besuch bekam, daß sie unter hundert eleganten Frauen die Jüdin auf den ersten Blick herausfinden würde, soeben habe ihr ihre „liebe gute" Micheline einen neuen Beweis dafür gegeben, daß das Ghetto sich bei jeder Gelegenheit durch Geschmacklosigkeit und grelle Farben kompromittire.

„Sie sah aus," schloß sie, „ja, wie sah sie aus?

etwa wie eine italienische Kunstreiterin, die einen russischen Fürsten geheiratet hat."

Wenn Micheline irgend eine banale Bemerkung über ein neues Stück oder ein Gemälde, das in der Ausstellung von sich reden machte, mit jener Sicherheit vortrug, welche die Leute von Welt auszeichnet, so rief Hanna regelmäßig: Ganz meine Ansicht, Du sprichst aus, was ich selbst empfunden habe, ich würde Dich um Deinen Esprit und die Gabe, Deine Einfälle so hübsch vorzubringen, beneiden, wenn ich Dich nicht so sehr lieben würde. Bei sich dachte sie aber: O! wie albern bist Du! und doch war das Urtheil Michelinens nicht schlechter und nicht besser, als man es eben täglich in den Salons und den Kaffeehäusern von Leuten hört, die für geistreich gelten und den Ton angegeben.

Die beiden Freundinen hatten selbstverständlich ihre jours fixes, und gaben herrliche kleine Diners, zu denen sich die Matadore der eleganten Gesellschaft, des exquisiten Menus nicht minder als der schönen Wirthinen wegen, gleich eifrig drängten.

Wieder war einmal ein erwählter Kreis dieser Art im Speisesaale des Generals versammelt. Militärs mit hohen Stirnen, borstigen Schnurbärten und Bändchen über dem tapferen Herzen, Diplomaten,

welche langsam, wie es schien mit namenloser Mühe, sprachen, hie und da eine goldene Lorgnette vor die Augen hielten, und in deren Mundwinkeln ein Lächeln erstarrt schien, Aristokraten mit jenem insolenten Blick durch halbgeschlossene Lider, dem feinsten Odeur und den gemeinsten Stallmanieren, Damen, denen die Taille jeden Augenblick bis zu den Hüften herabzusinken drohte, die aber hierdurch in keiner Weise gehindert schienen, von der Verfolgung der Kirche zu sprechen und von der traurigen Gefangenschaft des heiligen Vaters, kurz man war unter sich.

Trotzdem gab es aber keinen Ehrlichen, der es gewagt hätte, auszurufen: „Was politisiren, moralisiren und ästhetisiren wir da, wozu strengen wir uns an, was ist uns Allen das Vaterland oder die Religion, was kümmert uns die Kunst? sprechen wir von dem, was uns Vergnügen macht, von unseren kleinen Schauspielerinen, hübschen Husaren, unseren Pferden, unseren Hunden, unseren Kleidern und etwa noch von unseren Schulden!“

Man heuchelte und spielte auf dem Haustheater genau mit demselben Ernst, wie man sonst öffentlich vor dem Volke auftritt.

Baron Kibitzhausen, deutscher Gesandter an irgend einem kleinen Hofe, in Bukarest, Belgrad oder Monaco,

ein eifriger Leser und wie er in schwachen Augenblicken anzudeuten pflegte, auch Mitarbeiter der Berliner „Kreuzzeitung", sprach von Makart's Atelier, das er auf der Durchreise in Wien besucht hatte. Er erging sich mit Behagen in der Schilderung der „Verirrungen" des genialen Malers, und mit jenem Cynismus, der den Pharisäern unerläßlich scheint, wenn sie die Moral vertheidigen.

Man hat bei unseren deutschen Sittenpredigern immer den Eindruck, daß man, um sie zu hören oder zu lesen, vorher Handschuhe anziehen und ein Fläschchen Eau de Cologne unter die Nase halten muß.

Hanna, die bei aller modernen Nüchternheit nicht ohne ästhetisches Gefühl war, widersprach dem Baron, ja sie ließ sich durch einen großen Blick ihrer Freundin nicht abhalten, die „Sieben Todsünden" ein wunderbares Werk zu nennen.

„Ich stehe ganz auf der Seite Seiner Exzellenz", rief Micheline, ihre Stimme gellte wie das Pfeifen einer Lokomotive durch das Zimmer, „die Kunst hat ihre moralischen Grenzen wie alles Menschliche, ich kann diese Ausschreitungen der Neuzeit nicht billigen, diese Freiheit, welche Maler und Dichter sich in unseren Tagen herausnehmen, sind Symptome des Verfalls. Die sittenlosen französischen Stücke und Operetten

waren die Vorläufer des Sturzes des Kaiserreiches. Man sollte in Deutschland bei Zeiten kräftig einschreiten. Ich behaupte, daß diese Malerei und diese Literatur den deutschen Geist vergiften und daß keine anständige Frau, keine deutsche Frau, ein Bild von Makart oder ein Stück von Dumas Fils ansehen kann."

„Wie wahr", stimmte Baron Kibitzhausen bei, „ach! würden alle unsere Frauen so denken, so empfinden, so handeln, dann würde das erhabene Wort von dem Reich der „Gottesfurcht und reinen Sitte" bald zur leuchtenden Wahrheit."

Micheline blickte triumphirend umher.

Hanna ließ sich indeß nicht so leicht abweisen.

„Ich weiß nicht, was man gegen die französischen Stücke hat", begann sie, „ich finde, daß uns Augier, Feuillet, Sardou, Dumas Fils, das Leben selbst in Bildern von vielleicht unangenehmer, aber stets überraschender und köstlicher Wahrheit geben, und ich kann nicht finden, daß dies in irgend einer Weise verwerflich oder tadelnswerth sein soll. Wer die Menschen als Lichtgestalten vorführt, scheint damit nur beweisen zu wollen, daß Moral und Religion überflüssig sind. Die Schilderung der Thorheit und Schlechtigkeit kann nur veredelnd wirken."

„Gewiß, Frau Generalin", sprach Oberst Grimm von der Garde, der elf französische Dörfer eingeäschert, siebzehn französische Bauern füsilirt, in verschiedenen Orten fünf Millionen Francs Kontribution erhoben hatte und daher für einen großen Helden galt, „aber diese Aufgabe kann der Künstler nur dann erfüllen, wenn er sich einer edeln reinen Form bedient, wenn er stets dezent bleibt —"

„Ich kann mir nicht vorstellen", erwiderte Hanna schlagfertig, „wie man z. B. die Demimonde dezent darstellen soll! Und dann, sind etwa unsere Klassiker dezent? Sind die Szenen des „Faust", welche die Verführung und den Kindesmord des armen Gretchen schildern, oder jene im „Götz von Berlichingen", in denen Adelheid den Pagen Franz an sich lockt und zum Morde treibt, dezent? Hat irgend einer der französischen Dramatiker von heute mehr gewagt als Schiller im „Fiesco" mit Verina's Tochter, ist Lady Milford nicht auch eine Courtisane und der „Carlos" etwas anderes als ein historisches Ehebruchsdrama?"

Micheline zuckte die Achseln und blickte gegen Himmel.

„Sie hat doch gar keinen Takt", dachte sie bei sich, „ja, sie ist schlecht erzogen wie alle Kinder armer Leute."

Als die Tafel aufgehoben wurde, zogen sich die

Herren in ein Zimmer zurück, in dem ein Billard stand und dessen Wände mit Jagdstücken und Schlachtenbildern — welcher entsetzliche Humor liegt in dieser in Deutschland so beliebten Zusammenstellung — geschmückt waren, um zu rauchen, nnd die beiden jungen Frauen begaben sich in Hanna's Boudoir, wobei Micheline nicht versäumte, ihren Arm zärtlich um die Taille der Freundin zu legen.

Die Herren begannen sich nun gegenseitig ihre stark gepfefferten Geschichten zum Besten zu geben, sogar der sittenreine Baron Kibitzhausen stimmte in jenen Ton ein, der von dem deutschen Tabakqualm unzertrennlich scheint, jene laute Biederkeit, hinter der sich so viel Gemeinheit verbirgt.

Und die Damen?

Wenn auch nicht allen Frauen verschiedene Gesichter für Werk- und Festtage, für die Straße, die Gesellschaft und das vertraute Plauderstübchen zu Gebote stehen, das ist sicher, daß die Frauen, die besten wie die schlechtesten, sobald sie unter sich sind, sich ganz anders geben, und vor Allem ganz anders äußern, als in Gesellschaft von Männern. Wir, die ein alter Humorist, ich glaube, es war Gott selbst, irgendwo die „Herren der Schöpfung" genannt hat, sind ihr Publikum. Sobald wir unsere Plätze ver-

lassen haben, der Vorhang gefallen ist, die Lampen verlöscht sind, sind die Frauen wie Schauspieler hinter den Kouliſſen. Die mit Flitterſternchen überſäeten Feengewänder, die erhabenen Purpurmäntel werden abgelegt, die Schminke, welche das Geſicht gleich einer Maske bedeckt, abgewaſchen, und — Schauſpieler geniren ſich in keiner Weiſe unter ſich.

Wenn wir unſere Ideale, vor denen wir knieen, deren Witz wir am Theetiſch bewundern, denen wir mit Begeiſterung die kleinen Sammtpantoffel ausziehen, unter ſich ſehen, und den Reden, die ſie führen, lauſchen könnten, wir würden in der Regel erſtaunen, daß wir Reſeda oder Violette und nicht unſeren lieben deutſchen Tabakqualm in der Naſe haben, ſo ſehr würde uns dieſe Unterhaltung an das Rauchzimmer und ſeine cyniſchen Späße erinnern.

Micheline lag in einem Fauteuil, hatte die Füße ausgeſtreckt, die Hände unter dem Kopf und gähnte, bis ihre Wangen wie rothe Billardballen und ihre Augen wie zwei ſchwarze Striche in ihrem ſonſt ſo hübſchen Geſichte erſchienen. Hanna hatte die Ellenbogen auf die Knie und das Kinn in beide Hände geſtützt. Keine von ihnen gab ſich Mühe, anmuthig oder impoſant, oder geiſtreich, oder ſonſt wie zu erſcheinen, und ſo ſaßen ſie nicht viel anders da als

grobe Bäuerinen oder leichtfertige Dirnen, und was sie sprachen, hatte Alles einen unschönen Anstrich von Nachlässigkeit und Rohheit.

„Was hast Du", fragte Micheline, nachdem sie einige Zeit in das kalte, öde, theilnahmslose Gesicht der Freundin geblickt hatte, „Du bist übler Laune. Es fehlt Dir an Unterhaltung, wie ich glaube. Belästigt Dich Dein Mann? Ist er eifersüchtig?"

„Was soll ich Dir sagen," erwiderte Hanna, „Du kannst Dir denken, daß ich ihn nicht aus Liebe genommen habe."

Micheline lachte gellend auf. „Wer denkt daran, Närrchen."

„Ich kann also nicht behaupten, daß ich mich in ihm getäuscht habe", fuhr Hanna fort, „und doch —"

„Und doch bist Du unzufrieden."

„So ist es."

„Nimm Dir also einen Liebhaber."

Hanna zog die Unterlippe mit einer Geringschätzung empor, die ihr in diesem Augenblicke sehr wohl ließ. „Ich weiß nicht, ob ich bedenklich sein würde", sprach sie, „wenn es einem Manne möglich wäre, mir eine große Leidenschaft, ja nur ein klein wenig Interesse einzuflößen, aber sieh' Dir doch unsere Herren genau an —"

„Nun, es sind doch ganz hübsche Jungen darunter.“

„Gewiß, aber es sind ohne Ausnahme Transparentbilder, hinter denen kein Licht brennt“, unterbrach Hanna ihre Freundin scharf, „der General ist am Ende doch ein Mann, aber was da um unsere Schleppen umherkrabbelt, witzelt, prahlt, anbetet, unser Lob singt, ist um kein Haar besser als der Kehricht, den wir aufwirbeln. Zeig mir Einen unter diesen geschnürten, pomadeduftenden Gecken oder den Stallgeruch mit sich führenden Jockeys, der ein Weib nur eine Viertelstunde lang ernstlich beschäftigen könnte, ein Weib, wie ich es bin.“

„Nun, ich habe mich schon einige Male ganz gut amusirt“, entgegnete Micheline, nachdem sie laut gegähnt hatte, „und mehr verlangt man am Ende nicht.“

„Ich verlange mehr.“

„So nimm Dir doch einen Flügelmann von den Gardegrenadiren.“

„Du willst mich nicht verstehen“, fuhr Hanna fort, „ich habe wenig Temperament und dies ist vielleicht nicht nur mein Glück, sondern meine ganze Tugend. Ich möchte darauf wetten, daß mir meine Sinnlichkeit nie einen Streich spielen wird, ja ich habe noch nie daran gedacht —“

„Daß es pikant wäre, wenn der General auf seinem Posten abgelöst würde?“

Hanna mußte lächeln. „Ich wiederhole Dir, meine Zufriedenheit oder Unzufriedenheit hat mit diesen Dingen nichts zu schaffen. Ich beklage mich weder über meinen Mann, noch über meine Verhältnisse. Es ist in diesem Hause alles genau so ordentlich, bequem, reich, monoton und kühl, wie ich es erwartet habe, ich habe also keine Ursache gegen irgend Jemanden die Stirne zu runzeln. Ich selbst habe mir mein Leben gemacht, genau so gemacht wie es ist und wie es mir für meine Ansprüche und Neigungen passend schien, aber ich fange an zu glauben, daß ich mich damals nicht ganz gekannt oder seit jener Zeit sehr verändert habe. Ich nehme an der Seite des Generals eine Stellung ein, um die mich Viele beneiden, die Königin schenkt mir ihr Vertrauen, Behagen und Luxus umgibt mich, ich habe ein liebes reizendes Kind, ich könnte eine Rolle spielen, ich könnte mich glücklich fühlen —“

„Du bist blasirt.“

„Nein.“

„Was denn?“

„Ich habe die Empfindung, daß mir Etwas fehlt, aber ich kann trotz allem Nachdenken nicht entdecken, was.“

„Ein Liebhaber fehlt Dir", rief Micheline und begann unbändig zu lachen, das kleine herrliche Boudoir verwandelte sich für einige Sekunden in einen von großen Körben umgebenen, von einem Leinwanddach überschatteten Stand, so lacht man auf dem Gemüsemarkt. „Ein Liebhaber!" wiederholte sie.

„Dafür hast Du zwei", sagte die Generalin boshaft.

„Du willst doch nicht Moral predigen?"

„Nein, aber ich möchte, daß Du mich verstehst und ich weiß nicht, wie ich das erreichen soll."

„Sprich deutsch."

„Unsere Zeit läßt nur das gelten, was einen materiellen Werth repräsentirt", begann Hanna.

„Wie philosophisch, das schmeckt stark nach — nach Andor."

Hanna sah Micheline erstaunt an, sie war bei dem Klange dieses einst so theuren Namens weder bleich geworden, noch hatte sich das frische Roth ihrer Wangen gesteigert, aber sehr überrascht schien sie.

„Unsere Zeit ist sehr materiell", fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „und ein unschöner Zug von Verachtung alles Jenen, was sich nicht wägen und zählen läßt, geht durch unser ganzes Leben —"

„Wieder sehr schön gesagt", spottete Micheline.

„Dieser Zug spricht sich in allen Sphären, allen Verhältnissen aus und es gibt Niemanden, der ganz frei von demselben wäre, er hat dem Staatsmann unserer Tage sein Gepräge gegeben, wie dem Feldherrn, dem Gelehrten und dem Künstler. Alles beugt sich dem Erfolge und Alles belächelt die goldenen Ideale, einer erst halbvergangenen Zeit. Nur Wenige können sich in diesem Wirbel, in welchem die widerstrebendsten Interessen, die wildesten Leidenschaften, roh und zerstörend auf einander prallen, aufrecht erhalten. Die Meisten werden zu Boden geworfen und in den häßlichen Schlamm getaucht, der wie die Sündfluth wächst und Alle zu verschlingen droht —"

„Aus welchem Buche hast Du das?" warf Micheline hin, stand dann langsam auf und trat vor den Spiegel.

„Aber nicht Allen wird dasselbe Schicksal", fuhr Hanna fort, ohne die Worte der Freundin zu beachten, „es gibt Naturen, die aus grobem, und andere, die aus feinerem Stoffe erschaffen sind; die ersteren fühlen sich wohl im Kothe der Alltäglichkeit, die letzteren aber, die einen idealen Nerv besitzen, gerathen in einen Zwiespalt, der geradezu entsetzlich werden kann. Sie haben nicht die Kraft, ideal zu leben, den materiellen Gütern, dem Genusse, der sie

lockt, zu entsagen, und zu viel Gewissen, um in diesem unreinen und selbstsüchtigen Dasein glücklich zu sein, das sich auf den Körpern gefallener Feinde aufrichtet. Gleich dem Thiere in diesem sinnlichen, nur von Bedürfnissen und Instinkten erfüllten engen Kreise sein Leben abzuschließen, erscheint mir des Menschen nicht würdig. Verstehst Du mich?"

„Ich verstehe, daß Du sehr langweilig bist", sagte Micheline, ihr schwarzes, wollüstig knisterndes Haar ordnend, „und schließe daraus, daß Du, Arme, Dich selbst sehr langweilen mußt. Folge mir und nimm Dir einen Liebhaber, auf Probe meinetwegen, aber nimm Dir Einen."

„Was würde die Welt dazu sagen!"

„Die Welt wird immer genau das von Dir sagen, was Du selbst willst", gab Micheline zur Antwort, „wenn Du nur ein wenig Geschick besitzest. Sei klug, wahre den Anstand, hüte Dich in's Gerede zu kommen und Du hast die große unantastbare Position in der öffentlichen Meinung gewonnen. Unsere Welt von heute läßt sich nicht täuschen, aber sie ist immer bereit, den Schein für baare echte Wahrheit gelten zu lassen. Ich habe heute beim Diner bemerkt, wie unvorsichtig Du bist. Du wirst in nicht langer Zeit durch Deine Urtheile über Kunst und

Literatur viel mehr kompromitirt sein, als die Bärnburg es durch ihre Legion Anbeter ist.

Wenn ein Buch nur im Mindesten frei ist, so mußt Du die Nase rümpfen, sobald davon die Rede ist, wenn man Dich um Deine Meinung fragt, erkläre, daß Du es nicht zu Ende lesen konntest und Deiner Kammerjungfer geschenkt hast. In der Ausstellung darfst Du vor ein Bild wie Makart's „Sieben Todsünden" nur dann treten, wenn recht viele Menschen um dasselbe versammelt sind, und zwar solche, die Dich kennen, dann rauschest Du vorwärts, nimmst die Lorgnette vor das Auge, rufst „fidonc" und kehrst dem Gemälde entrüstet den Rücken zu. Dafür verzeiht Dir die Welt gerne einen Liebhaber mehr.

Die Hauptsache ist aber immer, recht unerbittlich über fremde Fehltritte zu urtheilen, wenn von einer Frau die Rede ist, die einen Verehrer hat, sich zu geberden, als ob man auf eine Schlange träte, ein Mädchen, das verführt worden ist, nicht mehr zu kennen, wenn es Dich zu grüßen wagt, und sogar dort, wo alle Anderen entschuldigen, niemals zu vergeben, und Deine Tugend wird nicht angefochten werden, auch wenn Du Deine Liebhaber gleich den Moden wechselst.

Laß Dir rathen, liebe gute Hanna, ich habe Er-

fahrung in diesen Sachen, wage es ja nicht mehr Makart oder Dumas Fils zu loben, aber nimm Dir einen Liebhaber, oder wenn Du keinen nach Deinem Geschmacke findest, zwei oder drei, die alle zusammen das sind, was Du von einem Manne verlangst, um Dir angenehm die Zeit zu vertreiben."

„Und wie nennst Du diese Rathschläge, Micheline?"

„Ich nenne sie die Tugendschule, liebe Hanna."

„Aber ich kann nicht heucheln", seufzte die Generalin, „ich bin zu stolz, oder vielleicht noch einfacher, zu bequem dazu."

Sie sprach nur die Wahrheit, als sie diesen großen Vorzug geltend machte, die schöne Hanna, sie war vielleicht selbstsüchtig, und ganz gewiß klug, wohl berechnend und äußerst praktisch, aber die Heuchelei war ihr fremd. Sie gab sich, wie sie war, nicht besser, nicht schlechter. Sie drapirte sich nicht mit sentimentalen Fetzen, aber sie schämte sich auch nicht, eine Empfindung zu verrathen, welche sich von dem allgemeinen Gefühle abhob, wie weiße Spitzen von schwarzem Sammt.

Bei uns in Deutschland, wo Jeder sich bemüht, ein Anderer zu scheinen, als er wirklich ist, wo der gemeine Zotenreißer mit Vorliebe Schiller zitirt und

die Dirne in ihrem mit Flitterstaat und Moschusgeruch erfüllten Zimmer flötet: „Einsam bin ich nicht alleine!“ wo die tapferen Krieger Sonntags zur Predigt gehen und jeder Landrath zu erröthen im Stande ist, wenn man ihn bei der Lektüre von Casanova's Memoiren ertappt, bei uns ist nichts so selten und daher nichts so überraschend und so unglaublich als die Wahrheit.

Wer sich gibt, wie er ist, und spricht, wie er denkt, der wird bei uns die Menschen viel mehr täuschen, als der schlaueste Jesuit.

Das ist ein guter Theil des Geheimnisses, welches die Erfolge Bismarck's umgibt.

Bismarck war kein Macchiavelli, er hat sich den fremden Diplomaten wie den deutschen Patrioten stets nur als Bismarck gegeben, und eben deshalb hat ihm Niemand geglaubt, weder Napoleon III., noch Beust, noch Jakoby, noch Ledochowski, und er konnte sie Alle überraschen und besiegen, ehe sie noch auf den Angriff gefaßt waren.

Offenheit war seine ganze Schlauheit.

Er kennt die Welt und noch besser kennt er seine Deutschen.

In der Aufrichtigkeit, mit der sich die Generalin Mardefeld gab, bestand der ganze Zauber, den sie

auf die Königin übte, Alles Andere ging ganz natürlich zu. Die Königin hatte keine Nebenbuhlerin zu fürchten, sie war ebenso wenig in Gefahr durch den Geist als durch die Schönheit Hanna's in Schatten gestellt zu werden, und hatte es also in keiner Weise nöthig, sie zu hassen.

„Ich beneide Sie um diesen seltenen Muth, den Sie besitzen", sagte sie eines Tages zu Hanna, „unter Verlarvten immer nur ihr wahres Gesicht zu zeigen. Ich will nicht sagen, daß das groß ist, ich wähle nicht gerne die Ausdrücke, die wir aus Büchern entlehnen, aber es ist jedenfalls sehr bequem. Sie sehen mich erstaunt an, Hanna? O! meine Natur bäumt sich nur zu oft gegen diesen Zwang, den ich mir auferlege, aber ich muß ihn dulden, ich bin weder so mächtig noch so frei, als es vielleicht scheint. Es war in der guten alten Zeit, als die Herren noch Zöpfe und die Damen Schönpflästerchen trugen, Sitte, daß die Monarchen zur Krönung in Wagen fuhren, die ganz aus Glas gefertigt waren, damit das Volk sie und ihren Prunk bequem von allen Seiten sehen könne. Diese Sitte ist abgekommen, aber deshalb sitzen wir Herrscher doch immer noch in solchen gläsernen Wagen und dürfen nie vergessen, daß man uns bequem von allen Seiten besehen kann. Ich bin die

Sklavin meiner Hoheit und der Gewalt, die mir gegeben ist."

Die hohe Frau senkte die weiße Stirne und schloß die Lippen, so fest, daß die Zähne leise an einander schlugen, ihre eiskalte Hand legte sich auf die warme Hanna's. „Ich liebe den König nicht", fuhr sie leise fort, aber mit einer Stimme, die rauh und unmelodisch klang. „Sie wissen vielleicht, daß er diese Schauspielerin besucht, alle Welt weiß es. Er hat Recht. Ich habe ihn nie geliebt und seine Leidenschaft hat sich rasch verzehrt. Weshalb sollte er nicht — — aber mich beleidigt es doch. Es ist nicht Eifersucht." Die Königin lachte.

„Aber es empört mich, daß er für mich einen Ersatz gefunden hat, und noch dazu so rasch. Und ich — was soll ich anfangen? — Beklagen Sie mich. Jeder meiner Schritte ist überwacht. In diesem Hofstaat, diesen vornehmen Bedienten, mit denen wir uns umgeben, haben wir uns selbst unsere Inquisition und Polizei erschaffen. Es gibt Augenblicke, wo ich im Stande wäre, Katharina II. zu beneiden, daß sie es wagen durfte, die Uniform der Garde anzuziehen, den Degen umzuschnallen und sich, den Hut mit Eichenlaub bekränzt, an die Spitze der Soldaten zu stellen, um Alles auf Einen Wurf zu setzen.

Ihr war das Glück günstig wie allen Kühnen, sie stürzte den ungeliebten Gatten vom Thron, und ergriff selbst die Zügel der Herrschaft, um fortan ganz nur ihren Neigungen nach zu leben. Aber das war vor hundert Jahren, das war in Rußland möglich! Wir sind viel zu zivilisirt, um noch solcher verwegener Thaten fähig zu sein, und diese Deutschen vor Allem sind zu ledern, zu bedenklich dazu, hier heißt es im Betstuhl knieen und die Landesmutter spielen. Nein, ich ertrage es nicht länger, ich weiß nicht was geschehen soll, aber ich bin entschlossen, dieser erbärmlichen Lage ein Ende zu machen. Ach! wenn ich nur eine Seele hätte, auf die ich mich ganz verlassen könnte, eine treue Freundin — —"

Die Königin brach ab, sah die Generalin scharf an, und senkte dann den Blick zu Boden, indem sie an dem Nagel ihres Daumens kaute.

„Auf eine ergebene Dienerin können Euere Majestät jederzeit zählen," gab Hanna nach einer kleinen Pause zur Antwort.

„Liebe Hanna," flüsterte die Königin, „wenn ich wüßte, daß ich Ihnen vertrauen kann, daß Sie muthig genug sind — denn ich brauche eine tapfere, entschlossene Bundesgenossin —"

Hanna sah sich mit einem Male am Ziele, da

war die Stellung und die Aufgabe, welche sie noch reizen, beschäftigen, ihr Leben ausfüllen konnte, die Vertraute der Königin! Eingeweiht in wer weiß was für Geheimnisse, theilnehmend an verzweigten, vielleicht gefährlichen Intriguen und Unternehmungen! Sie besann sich nur einen Augenblick, und dieses Besinnen war vielmehr ein freudiger Schreck, der ihr für Sekunden die Sprache benahm, dann kniete sie vor der Königin nieder und küßte ihre Hände.

„Nicht so, liebe Hanna," wehrte die Monarchin lächelnd ab.

„Gebieten Sie über mich, Majestät," sprach Hanna fest und mit einer Wärme, welche vollkommen aufrichtig war, „ich werde muthig sein und ich kann schweigen."

Die Königin blickte ihr forschend in die großen grauen Augen die so hell, so thaufrisch gleichsam, erglänzten, und küßte sie auf die Stirne. „Aber Sie sind — so — so streng — so moralisch —"

„Ich bin dem General treu, Majestät", erwiderte die junge Frau — ein wenig schelmisch, „aber es ist wirklich schwer an unserem Hofe und in unserer Gesellschaft es nicht zu sein."

Die Königin lachte und schlug die noch immer vor ihr knieende Hanna leicht auf die Wange.

„Sagen Sie mir nun vor Allem, was man von mir spricht und denkt.“

„Man ist so sehr von Ihrer Frömmigkeit und Tugend überzeugt, Majestät“, erwiderte Hanna, „daß Sie — Alles wagen könnten.“

„Wirklich?“

„Bei uns in Deutschland wird die Tugend, die nackt umhergeht, verdammt und verfolgt und das Laster mit Achtung behandelt, wenn es nur mit dem Feigenblatt bekleidet ist.“

2. Kapitel.

Valeria siegt.

Valeria Belmont, die Despotin des Königs und des Hoftheaters, wurde in demselben Maße, als ihr Ruf als Künstlerin durch gut bezahlte Federn stieg, übermüthiger und nachlässiger in ihrer Darstellung; wozu hätte sie sich auch anstrengen sollen, sie hatte ihr Ziel erreicht und dieses Ziel war in keiner Weise die höchste oder überhaupt eine Stufe der Kunst. Sie spielte endlich nur noch zu ihrem Vergnügen, sie ging leicht über alle Szenen hinweg, die nicht nach ihrem Geschmacke waren oder von denen sie sich keine Wirkung versprach, um dann in irgend einer großen Situation ihr ganzes Talent zu entfalten und das Publikum mit sich fortzureißen. Die Kritiker, welche sie wohl zu behandeln verstand, spendeten ihr jedes Mal ein begeistertes Lob und so fand sich Niemand, der namens der Kunst gegen ihre

Leichtfertigkeit auf der Bühne Einsprache erhoben hätte.

Da besuchte Andor, der in der Redaktion der „Reform" ausschließlich mit den großen und kleinen Weltgeschicken beschäftigt war, einmal ausnahmsweise das Theater, um sich an Goethe's „Götz von Berlichingen" wie an einem frischen Gebirgsquell zu laben.

Er sah Valeria die Adelheid spielen. Ihr Auftreten überraschte ihn, das war das Weib, welches alle Fäden der Intrigue in seiner kleinen ruhigen Hand vereinigen konnte. Kaulbach's bekanntes Bild erschien ihm matt und spießbürgerlich gegen die Macht der Illustration, welche diesem lebendigen Dämon mit den großen flammenden Augen und dem fluthenden dunkeln Haare zu Gebote stand.

In der Szene am Schachbrett mit dem Bischof erschien ihm ihre Apathie als Vornehmtheit und wohl berechnete Vorbereitung der sprunghaften Entwicklung des Charakters dieser verlockenden Frau mit dem Fischschwanz unter dem stillen trügerischen Wasserspiegel, aber gleich der erste Auftritt mit Franz, dem Edelknappen Weißlingens, machte ihn stutzen. Er begann die Stirne zu runzeln, auf seinem Sperrsitz hin- und herzurücken und am Schlusse des vierten Aktes war er

bereits empört über diese freche sorglose Art, die unsterbliche Gestalt eines großen Dichters darzustellen.

Vergebens raffte sich Valeria im letzten Akte auf, der schwere narkotische Duft der Leidenschaft, mit dem sie die nächtliche Szene mit Franz zu erfüllen verstand, machte ebensowenig Eindruck mehr auf Andor, wie die hinreißende Wahrheit, mit der sie die Schrecken des Gewissens und der Todesangst malte, welche die schattenhafte Erscheinung des Vehmboten in ihr wachruft, oder der Beifallssturm, der ihrem „schönen" Fall zur Erde folgte.

Andor begnügte sich nicht, wie das jetzige Publikum mit einem Virtuosenstückchen, er verlangte ein Ganzes zu sehen.

In diesem Sinne sprach er sich am folgenden Tage in der Zeitung aus. Die Wirkung war über alles Erwarten groß. Es gab Niemanden, der die Kritik nicht las. Das Publikum staunte, der König klirrte mit den Sporen und peitschte seinen Reiterstiefel mit der Gerte, Valeria zog die Brauen zusammen, schob ihre Chokolade fort, daß Löffel und Tasse aneinanderklirrten und setzte sich an den kleinen Mahagonischreibtisch.

Eine Stunde später erhielt Andor ein liebens-

würdiges Briefchen von ihrer Hand, dem ein Hundertthalerschein beilag.

Er betrachtete den Schein mit einem gutmüthigen Lächeln, schloß ihn in ein Couvert und sendete ihn zurück, ohne eine Zeile.

Es verstrich ein Tag, an dem das schöne beleidigte Weib sich gleich einer Spinne in ihr Netz zurückzog und brütete, am folgenden Morgen kam eine herzliche Einladung zum Thee bei Valeria, welche von Andor sehr artig, aber sehr bestimmt abgelehnt wurde.

Als Andor Abends aus der Redaktion nach Hause zurückgekehrt war und sich eben zu seinem Schreibtisch gesetzt hatte, um einige Notizen zu machen, ging plötzlich die Thüre seines Zimmers auf, eine in schwarzen Sammt gekleidete Dame trat, ohne erst zu klopfen, rasch und stolz herein, schlug den Schleier zurück und heftete ein paar großer, seltsam glänzender Augen auf ihn.

Andor erkannte Valeria, erhob sich, brachte ihr einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber.

„Sie müssen vergeben, Herr Doktor", begann die Künstlerin mit ihrer volltönenden Stimme, welche sich Jedem so magisch in das Herz schmeichelte, „es ist in der That keine schickliche Stunde, die ich mir

zu meinem Besuche ausgesucht habe, aber Sie sind zu keiner anderen daheim, und da Sie nicht zu mir kommen wollen —" sie vollendete den Satz nicht sondern blickte umher und begann die hohen Gestelle und die Bücher anzustaunen, welche in langen Reihen in denselben standen, ernst und fest an einander geschlossen wie Regimenter in der Schlacht.

„Ich weiß nicht", sagte sie lächelnd, „ich fürchte mich weder vor den Lampen, von denen Unsereins so grell beleuchtet wird, noch vor dem Publikum hinter denselben, aber hier bei Ihnen möchte ich nicht allein sein."

Sie stand auf, ging zwischen den Schränken umher und blieb von Zeit zu Zeit stehen, um mit ihrer Hand, die in dem feinen Handschuh noch kleiner wurde, einen Band herauszunehmen, den Staub herabzublasen und den Deckel aufzuschlagen.

„Es ist unheimlich hier, wie in einem Grabgewölbe" fuhr sie fort, „und die Bücher stehen da wie einbalsamirte Todte, deren Geister jeden Augenblick bereit sind, herauszusteigen und mit uns zu reden."

Andor begnügte sich damit, die hohe Frauengestalt anzusehen, an welche sich der schwarze Sammt so schlank und reich schmiegte, bei jeder Bewegung köstliche Lichter werfend, und sie selbst schien Gott weiß welchen

Glanz mitgebracht zu haben und verschwenderisch in dem großen düsteren Zimmer umherzustreuen, während ein sanfter Duft, der sie umströmte, mehr und mehr des Modergeruches Herr wurde, der sonst hier herrschte

„Was sind das für alte Herren hier", rief Valeria, sich plötzlich mit einer Art kindlicher Freude auf den Boden niederkauernd, „sie stehen in ihren gelben vertrockneten Gewändern wie Mumien da, ach! wie groß und wie schwer," Sie bemühte sich einen Folianten hervorzuziehen.

Andor kam ihr zu Hilfe, eine Staubwolke stieg empor, die Valeria unwiderstehlich zum Niesen reizte dann legte er den Schweinslederband auf den Tisch und schlug ihn auf.

„Ah! wie hübsch, wie frisch die Farben sind, als wäre Alles heute erst gemacht worden, aber das ist ja nicht gedruckt", staunte die Schauspielerin und blinzelte Andor dabei recht freundlich von der Seite an.

„Es ist eine Handschrift, eine Klosterchronik aus dem fünfzehnten Jahrhundert", lautete die liebenswürdige Antwort.

Valeria erschien Andor so vollkommen anders, als er sie sich vorgestellt hatte, sie gab sich so einfach, so naiv, daß es ihm Freude machte, ihr seine Schätze zu zeigen.

Er wurde nicht müde, immer neue Bände aufzuschlagen.

„Und dort oben", schrie plötzlich Valeria auf, „diese Zwerge von Büchern, das sieht ja fast wie ein Scherz aus".

„Es ist die lateinische Klassikerausgabe von Amar, dies ist ein Tacitus —"

„Ta — Ta — was ist das?"

„Ein Römischer Historiker. Amsterdamer Ausgabe. Elzevir. 1649."

„O! und diese braune Mücke."

„Hippokrates, zum Gebrauche der Aerzte, die ihn damals in der Westentasche bei sich trugen."

„Darf ich ihn ansehen."

„Bitte."

Valeria erhob sich auf die Fußspitzen, um das winzige Büchlein aus dem Fache herabzuholen, schrie aber in demselben Augenblicke auf und fuhr zurück.

„Was ist das," fragte sie ängstlich, es hat mich förmlich angeblitzt."

Andor trat näher und sah über die kleinen Bände hinüber ein paar feurige Augen, die unverwandt auf Valeria gerichtet waren. „Vergeben Sie, es ist eine meiner Katzen," sprach er vergnügt.

„Wirklich! Lassen Sie sehen." Valeria stand jetzt

hinter ihm, hatte die Hand leicht auf seine Schulter gelegt und ihr Athem wehte ihn warm an. „Wie seltsam das aussieht, wie ein paar Irrlichter."

„Man möchte beinahe glauben, daß auch Ihre Augen im Dunkeln phosphoreszieren müssen," sagte Andor, zu der Schauspielerin gewendet.

Sie lachte hell auf. „Ich weiß nicht, ob sie diese liebenswürdige Eigenschaft besitzen," gab sie zur Antwort, „aber man hat mir schon öfters gesagt, daß mein Haar elektrische Funken gibt,"

„Ich habe davon gehört, bei rothem Haar insbesonders, es aber noch nie gesehen."

„Versuchen wir also", rief Valeria, „löschen Sie Ihre Lampe aus, Doktor."

Sie nahm den Hut ab, zog die großen Nadeln rasch aus dem Haar, und als es jetzt mit einem Male schwer und dunkel über ihren Rücken herabstürzte und seinen Glanz mit jenem des Sammtes mischte, da blieb Andor mit der Schraube in der Hand stehen, und vergaß umzudrehen.

„Löschen Sie doch aus."

Mit einem Male war es Nacht.

„Haben Sie einen Kamm?"

„Ich weiß nicht."

„Ja, wie soll ich dann?"

„Ich will einen suchen."

„Geben Sie mir den Schildkrötkamm, den ich im Haare hatte, er liegt dort auf dem Tisch", sagte Valeria.

Andor fand ihn nicht. Valeria kam ihm zu Hilfe, ihre warme Hand ruhte dabei nur eine Sekunde auf der seinen, aber es war, als zucke eine Funke aus derselben hervor. Andor fühlte wie er an seinem Arme emporlief und auf sein Herz fiel, das wie unter einem Stich zusammen zuckte.

„Ich hab ihn", sagte Valeria, und tauchte rasch in das Dunkel zurück.

Andor strengte sich vergebens an, sie zu sehen, aber er hörte ihre Schleppe, und sie rauschen, und jetzt ein seltsames Knistern, dann zuckte es in der Luft wie ein feuriger Tropfen und noch ein Mal, zugleich zogen zwei kleine glühende Kreise geheimnißvoll über der Erde heran.

Sein Herz, daß todt schien seit langer Zeit, begann heftig zu schlagen.

„Nun? Gibt es Funken?" fragte Valeria „soll ich fortfahren?"

„Nein, hören Sie auf, ich fürchte, daß Sie mich sammt meinem Tacitus und Hippokrates in Brand stecken."

Andor machte Licht und die schöne Frau ordnete

ihr Haar, wobei sie den Kopf bald rechts, bald links über die Schulter warf, aber sie suchte hier vergebens nach einem Spiegel.

„Sie sind ein merkwürdiger Mann", sagte sie, „alle Eitelkeit der Welt scheint aus diesen vier Mauern verbannt, und da bin ich nun mitten unter diesen Lederbänden, lateinischen Historikern, Globen und Gerippen, was sagen Sie dazu? Sind Sie mir böse? Nein, sie können mir nicht mehr böse sein, wir müssen gute Freunde sein, Doktor, geben Sie mir ihre Hand."

Andor bot sie ehrlich und sie wurde von Valeria lebhaft ergriffen. „Ich muß fort, es ist jetzt an Ihnen mich zu besuchen, Doktor", sagte sie, indem sie ihren Hut aufsetzte.

An der Thüre blieb sie stehen und sah ihm fest in das Gesicht. „Sie haben Recht gehabt mit Ihrer Kritik, ich habe wirklich schlecht gespielt." — —

Andor versuchte, als sie fort war, zu studiren, aber er war zerstreut und gab es auf, ein Roman, den er zur Hand nahm, erschien ihm matt und ohne Leben. Der Duft, den sie zurück gelassen hatte, beunruhigte ihm, und dieser Duft zog mit ihm am folgenden Tage in die Redaktion. Er schüttelte den Kopf wie ein Pferd, das von Fliegen geplagt wird, und nahm die Zeitungen zur Hand.

Als er Abends an einer Straßenecke vorüberging, fiel sein Blick auf den Theaterzettel. Man gab im Hoftheater „Kabale und Liebe“ und Valeria spielte die Milford. Andor blickte auf die Uhr und eilte vorwärts, er war fast erstaunt, als er sich plötzlich vor der Kasse des Theaters sah, aber er nahm hastig einen Sitz und trat in das Auditorium.

Die Vorstellung hatte bereits begonnen, Ferdinand stand seinem Vater gegenüber, noch einige Tiraden und der erste Akt war zu Ende. Andor musterte in der Zwischenpause die Damen in den Logen, er that es sonst nie, nahm Eis, las den Theaterzettel, blickte dazwischen vier Mal auf die Uhr und als das Orchester seine Piece beendet hatte, richtete er seine Halsbinde, zog die Manschetten hervor und strich das Haar an den Schläfen zurück.

Der Vorhang erhob sich, Valeria in einem freien aber reizenden Negligée, wie es Schiller vorschreibt noch unfrisirt, saß vor dem Flügel und phantasirte.

„Die Offiziere gehen auseinander,“ sprach die Kammerjungfer am Fenster, „die Wachtparade ist aus — aber ich sehe noch keinen Walther.“

Valeria erhob sich, um durch den Saal zu gehen. „Ich weiß nicht, wie ich mich heute finde, Sophie, — ich bin noch nie so gewesen —“

Dieselbe Apathie, dieselbe nachlässige Müdigkeit wie als Adelheid im Götz —

„Also Du sahst ihn gar nicht —?“ sie ließ ihren Blick durch das Haus schweifen und erkannte plötzlich Andor. Da fuhr es wie ein prometheus'scher Funke in ein Marmorbild, in dieses kalte menschenverachtende Weib. Was war ihr das Publikum! Für wen sollte sie spielen? Aber da war mit einem Male ein Mann, der jede Fiber ihrer Seele und ihres Talentes aufregte, sie richtete sich groß auf, ihre dunkeln Augen begannen zu phosphoresziren, jetzt war sie wieder ganz das Weib, dessen Haar elektrische Funken entströmten und jetzt begann sie erst zu spielen.

„Man soll mir den wildesten Renner herausführen, der im Marstall ist. Ich muß in's Freie!“ Die Worte fielen wie ein Blitz in das Publikum, sie elektrisirten Andor wie ein Peitschenhieb von Frauenhand.

Sofort trat im ganzen Hause Stille und Spannung ein, ein Jeder fühlte, daß es etwas Außerordentliches gelte und sogar die Damen in den Logen und ihre Anbeter vergaßen ihr gewöhnliches Kichern und Plappern.

In der Szene mit dem Kammerdiener sprengte Valeria's Talent zum ersten Male die Fesseln, mit

denen der materielle Zeitgeist dasselbe zusammengeschnürt hatte, sie trat mit einem Male ganz aus sich heraus, und gleichsam selbst erstaunt vor der Macht, die ihr zu Gebote stand, und entzückt von den Tönen welche sie hervorbrachte, steigerte sie sich von Satz zu Satz, ja von Wort zu Wort. Sie schien jeden Einzelnen der stumm und fast erschreckt da saß, beim Herzen zu fassen und Blut aus demselben zu pressen.

In dem Augenblicke, wo sie der Kammerjungfer zurief: „Soll ich den Fluch seines Landes in meinen Haaren tragen? oder willst Du, daß ich unter dem schrecklichen Geschwirr solcher Thränen zu Boden sinke?" war sie so groß, so überwältigend, daß das Niedagewesene geschah, und das Publikum mitten in der Szene in einen Beifallssturm ausbrach.

Und nun erst das Gespräch mit Ferdinand! Sie war mit einem Male eine große Künstlerin geworden, sie wuchs mit der Rolle und die Rolle wuchs unter ihren Händen. Ihr Abgang: „Wehren Sie sich so gut sie können. Ich lasse alle Minen springen", war der größte Triumph, den sie bis jetzt gefeiert hatte. Das Publikum raste, sogar der König applaudirte, sie sah es aber nicht; als sie endlich erscheinen mußte und sich verneigte, ruhten ihre Augen auf Andor,

sie sah ihn, von seinem Sitze aufgestanden, heftig in die Hände klatschen, da schoß es ihr wie ein jäher Schreck vom Kopfe zum Herzen, und sie war zufrieden, sie war stolz, sie war glücklich.

Der König kam hinter die Coulissen, sie zu beglückwünschen, aber sie entschuldigte sich mit ihrem Umzug und blieb in der Garderobe. Es folgte die Szene mit Louise, und es war, als sehe man ein neues unbekanntes Werk, so hatte noch keine Milford gespielt, die Sätze, die jedem Schulknaben geläufig sind, wie: „Wisse das, Elende! Seligkeit zerstören ist auch Seligkeit" — sie alle bekamen durch sie einen Ausdruck und eine Bedeutung, die Niemand bisher geahnt hatte, und erst ihr Monolog und der Abschied von ihrer Herrlichkeit mit dem höhnischen Refrain: Mann des Erbarmens!

Das Stück war mit dem vierten Akte zu Ende. Nur wenige blieben noch, um den letzten zu sehen.

Andor war sofort nach den letzten Worten der Milford in die Druckerei gerannt und schrieb, noch unter dem frischen Eindruck ihres Spieles eine Kritik, welche Valeria am nächsten Morgen bei ihrer Chokolade las. Das Blatt zitterte in ihren Händen, während ihre Blicke auf dem noch feuchten Papier brannten, ihre

Nasenflügel flatterten unruhig, ihre Brust hob und senkte sich gleich der Woge, die mit weißem Schaum wie mit Schnee bedeckt ist.

Eine Stunde später kam Andor selbst, um ihr das Blatt zu bringen.

Sie eilte ihm entgegen und bot ihm beide Hände, die so kalt waren und so fieberhaft in den seinen zitterten.

„Ich habe schon gelesen", stammelte sie, „ich danke Ihnen, aber ich glaube, Sie haben nur die Wahrheit gesagt." —

„Sie haben herrlich gespielt —"

„Ich habe gut gespielt, denn ich habe — für Sie gespielt."

„Ich muß gestehen", sagte Andor, „daß ich Ihre Leistung anstaune wie ein Räthsel, ich kann mir dieselbe nur erklären, wenn ich annehme, daß Sie —"

„Nun?"

„Daß Sie nicht die Milford, daß Sie sich selbst gespielt haben,"

„O! Sie thun mir Unrecht, Sie thun mir weh!" Valeria war schrecklich bleich geworden, ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie wendete sich ab, um sie zu verbergen, aber Andor sah die hellen Tropfen an ihren langen dunkeln Wimpern hängen —

Und das war der Augenblick, wo sie ihm den Fuß auf den Nacken setzte.

Er ergriff ihre Hand, er stammelte Worte ohne Sinn, aber sie verstand ihn und lächelte endlich.

Fortan kam Andor beinahe täglich zu Valeria.

Jene süße Unruhe, jenes qualvolle Zweifeln, Fürchten und Hoffen hatte sich seiner bemächtigt, das uns so glücklich macht.

Valeria liebte ihn und er schwärmte für sie, er sah in ihr das von der Verleumdung befleckte schutzlose Weib, die Künstlerin mit dem echten Gottesfunken, und er fühlte sich stark genug, sie zu vertheidigen, und von jenem Geist erfüllt, der ihr Talent aus dem ekelhaften Staub der Gewöhnlichkeit emporhob und seine Schwingen entfalten lehrte.

Valeria überraschte jetzt mit jeder neuen Rolle sich selbst und das Publikum, und da sie nüchtern genug war, zu empfinden, daß sie Alles, was sie wurde und erreichte, Andor zu danken hatte, wurde jeder neue Triumph, den sie errang, eine Fessel mehr, die sie an ihn schloß.

Einmal warf sie nebenher die Frage hin, ob Andor sich nicht fähig halte, ihr eine Rolle zu schreiben; er sprach hierauf von seinem Stück. Sie hörte aufmerksam zu und ließ dann den Gegenstand plötzlich

fallen, so plötzlich, daß es Andor verstimmte, aber mit Unrecht. Sie hatte ihren Plan gemacht und fand es als durchaus praktische Natur nicht nöthig, sich noch weiter in Redensarten zu ergehen.

Als Andor fort war, machte sie mit allem Raffinement, das ihr zu Gebote stand, Toilette und empfing so ihren königlichen Anbeter, der zum Ueberfluße noch in der herrlichsten Laune war.

Am folgenden Tage erhielt Andor ein Schreiben des Intendanten mit dem bekannten großen Siegel, in welchem ihm mitgetheilt wurde, daß alle Schwierigkeiten gehoben, sein Stück auf das Repertoire gesetzt und die Rollen bereits ausgetheilt seien.

Es war die vollste wärmste Freude, die Andor im Leben bisher zu Theil geworden war, mit Valeria die „Messalina" zu studiren. Der Reiz dieser Stunden, des ungezwungenen Alleinseins, wurde nicht wenig dadurch erhöht, daß kein eigentliches Verhältniß zwischen ihm und Valeria bestand.

Beide wußten, daß sie sich liebten, aber noch hatte es keines ausgesprochen und es war, als fürchteten sie, daß Worte schon zu plump sein könnten für den Flügelstaub dieser Liebe, aber wenn sie die Rolle zusammen lasen und besprachen, da geschah es, daß Valeria's wehende Locken seine Wangen berührten

und ihn ein Schauer überflog, oder ihr süßer Athem strömte ihm berauschend zu, oder seine Hand ruhte auf der ihren wie ein glühendes Eisen im Schnee liegt.

Es kam der Tag, wo große Zettel an den Ecken klebten und die Aufführung der „Messalina", Tragödie in fünf Akten von Doktor Andor, ankündigten, und es kam der Abend, wo ein zahlreiches Publikum im Hoftheater versammelt war, der König vergnügt in seiner Loge allein saß, Hanna, eine Art babylonischen Thurm von Haaren auf dem Kopfe, sich mit einem großen Elfenbeinfächer Kühlung zuwehte und mit Micheline plaudernd, das Air gab, sehr unbefangen und sehr heiter zu sein, Riva mit dem Onkel Hauptmann hoch oben auf der Galerie vom Fieber der Erwartung geschüttelt wurde, Plant in seinem Sperrsitz gähnte, und Valeria wie ein Götterbild aus ihrer Garderobe heraustrat, um Andor die marmorkalte Hand zu geben und ihm zuzuflüstern, daß sie schlecht spielen werde, weil sie zu sehr aufgeregt sei.

Der Vorhang wurde aufgezogen. Der erste Akt fand eine kühle Aufnahme. Es folgte der zweite, wo Messalina auftrat und nun begann der Kampf, den das Weib für den Mann seines Herzens kämpfte, mit der Wuth und Behendigkeit der Löwin. Von Wort zu Wort, von Szene zu Szene erwärmte

Valeria die Zuseher mehr und mehr und riß sie endlich zu stürmischem Beifall hin.

Das Stück hatte einen schönen Erfolg, zuletzt rief man den Dichter, wobei zwei furchtbare unermüdliche Stimmen von der Galerie aus den Ausschlag gaben.

Der Regisseur erschien und dankte, während die Damen ihre Capuchons aufsetzten und die Herren gleich Bedienten mit Mänteln und Shawls hinter ihnen bereit standen.

„Claque", sagte Plant, die Achseln zuckend.

„Gott sei Dank, morgen haben wir „Pariser Leben," rief Micheline, „das ist doch amusant."

Als Valeria die kleinen Stufen herabkam, um in ihren Wagen zu steigen, stand Andor an dem Hinterpförtchen des Theaters. „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen," sprach er, „Sie haben mein Stück gerettet."

„Was fällt Ihnen ein," gab sie vor Glück strahlend zur Antwort, „ich habe erbärmlich gespielt, aber die Rolle war nicht umzubringen." Dann sah sie ihn an und zögerte einen Augenblick. „Gute Nacht," sagte sie endlich. Er hob sie in den Wagen, und wie dabei ihr bloßer Arm aus dem dunkeln Sammetmantel hervorkam, preßte er rasch seine Lippen auf denselben und eilte davon.

Valeria blickte ihm nach, bis er um die Ecke war, dann seufzte sie auf und drückte sich unmuthig in die weichen Sammetkissen.

Die Morgenblätter enthielten am nächsten Tage sehr zurückhaltende aber nicht ungünstige Kritiken mit Ausnahme des „Unbestechlichen," in welchem Plant höchsteigenhändig das Flügelroß Andor's wie einen Sperling rupfte.

Es gab Leute, die über diese spartanische Art und Weise, die Freundschaft aufzufassen, staunten, diese Wackeren wußten wohl nicht, daß Plant von Andor Wohlthaten empfangen hatte und also Grund genug hatte, ihn zu hassen und zu verfolgen.

Der „Unbestechliche" gerieth aber trotzdem in nicht geringe Verlegenheit, als Andor mit glatter, heiterer Stirne zu ihm kam, um ihm für seine Kritik zu danken.

„Du willst mich wohl beschämen," stotterte er, mit seinen Lackstiefeln spielend, welche er heftig knarren ließ, „ich habe Dich arg mitgenommen, ich gebe das selbst zu, aber Du wirst zu würdigen wissen, daß ich meine Unabhängigkeit wahren muß."

„O! gewiß," entgegnete Andor, „aber Deine Kritik könnte mich eitel machen, denn seit jeher sind es nur die wahrhaft großen Dichter gewesen, welche

so heftige Angriffe erfahren haben. Wir wissen, wie Ben Jonson und Andere in Shakespeare zuerst einen „Verderber der Bühne" sahen, welchen Tadel Goethe erfahren mußte, wie sein „Werther" parodirt wurde und mit welchem Unwillen man die römischen Elegien aufnahm. Die Berliner Kritik hat Schiller seinerzeit in einer Weise mißhandelt und der Exzentrizität und Geschmacklosigkeit angeklagt, welche uns heutzutage unwiderstehlich komisch erscheint. Wir wissen auch, wie verächtlich die Edinburger Kritik Lord Byron's „Stunden der Muse" behandelt und wie furchtbar er sie mit seiner Satyre: „English bards and scotch reviewers" bezahlt hat und sind empört, wenn wir lesen, daß die Zeitgenossen Beethoven den Vorwurf machten, er sende nur deshalb so ganz unmusikalische Musik in die Welt, weil er taub sei."

„Ein Wagen mit Isabellen," rief in diesem Augenblicke Ganseles im Nebenzimmer, „wer kann das sein?"

„Wer kann das sein," fragte Herr Pfeffermann feierlich, „Niemand anderer, als der spanische Gesandte."

Zugleich trat mit vornehmer Nachlässigkeit Baron Keith herein.

„Die Ostbahn will sich nicht einschüchtern lassen", agte er, „sie schlägt uns die Karten rundweg ab."

„So," sagte Plant gedehnt, rückte seine Brille hin und her, und sagte endlich: „Schicken Sie mir Pfeffermann." Pfeffermann kam im schäbigen schwarzen Frack, die Feder hinterm Ohr, die Hände in den Hosentaschen.

„Schreiben Sie einen Artikel gegen die Ostbahn."

„Soll ich schreiben fein? soll ich schreiben grob? soll ich schreiben mysteriös oder soll ich schreiben deutlich?"

„Schreiben Sie grob und schreiben Sie deutlich."

Pfeffermann nickte und ging hinaus.

„Also das ist die Unabhängigkeit, die Du Dir wahren mußt?" fragte Andor mit einem vernichtenden Lächeln, „wie nennst Du diese Art und Weise, die öffentliche Meinung zu vertreten?"

„Geschäft."

„Und Deine Kritik?"

„Freundschaft."

„Eben ist der spanische Gesandte vorübergefahren", sagte im Nebenzimmer Ganseles.

„Er ist ja gar nicht hier," warf Keith verächtlich hin.

„Ich kenne doch seine Isabellen," erwiderte Pfeffermann würdevoll.

„Isabellen, braune Livrée?"

„Ja wohl."

„Das ist General Mardefeld."

„Ich kenne doch die Equipage des Generals," sagte Pfeffermann gekränkt.

„Du bist mir doch nicht böse," sprach Plant zu Andor beim Abschied, „ich hatte wirklich nicht die Absicht, Dich zu kränken."

„Was fällt Dir ein," erwiderte Andor, „weshalb sollte ich böse sein. Ich würde mich nur dann gekränkt fühlen, wenn Du ein besseres Stück geschrieben hättest, als ich."

Plant biß sich auf die Lippe und blickte um sich, wie wenn er etwas Verlorenes suchen wollte.

Er war beschämt vor sich selbst, was noch viel schlimmer ist, als vor Anderen beschämt zu werden, aber er hatte die Genugthuung, daß Andor's Stück nach der ersten Aufführung in die Theaterbibliothek wanderte, um dort mit vielen anderen dramatischen Leichen zu vermodern.

Als Andor seinem Freunde Wiepert in etwas gereiztem Tone die Mittheilung machte, daß seine „Messalina" nicht mehr gegeben werde und daß er

die Luſt verloren habe, ſie noch an andere Bühnen zu ſenden, um vielleicht noch eine ganze Reihe von Scheinerfolgen zu erleben, nahm Wiepert die große blanke Papierſcheere und begann eine Zeitung in kleine Streifen zu zerſchneiden. Nachdem er dies einige Zeit mit vielem Eifer gethan, ſprach er: „Ich möchte Ihnen etwas bemerken, lieber Andor, aber Sie müſſen ſich nicht beleidigt finden.“

„Es gibt nichts, was mich aus Ihrem Munde kränken könnte.“

„Nun, dann geben Sie Acht, es iſt der große Augenblick der Gefahr für Sie gekommen, dem 99 Perzent aller Jener erliegen, welche ſich ſchriftſtelleriſch verſuchen, der Gefahr mißgünſtig zu werden gegen die Leiſtungen Anderer. Sie haben geſtrebt mit beſtem Willen und nicht den Erfolg gehabt, den Sie hofften, den zu erwarten Sie ſich berechtigt fühlten. Halten Sie ſich jetzt unabläſſig vor Augen, daß alle unſere Kritiker, welche Dornen auf den Pfad jedes ſchöpferiſchen Talentes ſtreuen und das Publikum verwirren, verunglückte Poeten, Maler oder Muſiker ſind. Jeder von Ihnen hat verſucht, etwas Großes etwas Selbſtſtändiges zu leiſten und da er mit dieſer ſchönen Abſicht ſcheiterte, begnügt er ſich fortan mit dem Kleinen, mit dem Tadel, mit der Aufſpürung

von Fehlern an Jenen, die das im Stande sind, was er nicht kann. Weil er selbst kein Baum zu sein vermag, haßt er den Wald und wird zum Schlinggewächs, das die Stämme umklammert und erwürgt."

Andor lächelte vor sich hin.

„Also bleiben Sie sich und Ihren schönen Prinzipien treu," sagte Wiepert.

„Ich hoffe es," schloß Andor, „sollte sich aber meine Feder je mit Gift füllen, ohne daß ich es weiß, sollte ich je die Achtung außer Acht lassen, die man Jedem schuldig ist, der überhaupt Etwas zu schaffen im Stande ist, auch wenn sein Geschöpf fehlerhaft und mißgestaltet wäre, dann —"

„Dann werde ich Sie an diese Stunde erinnern."

3. Kapitel.

Messalina.

Es war früh am Morgen.

Die schöne Valeria lag in ihrem Bette ungeschnürt, untoilletirt und ungekämmt, was ihr Alles sehr zum Vortheile gereichte, und neben ihr auf einem kleinen niederen Fauteuil saß ein kleines, hageres verschrumpftes Männchen, mit einem gelben Gesichte, das unzählige kleine Falten zeigte, wie etwa ein Mousseline, auf dem eine korpulente Dame durch einige Stunden gesessen hat, einem schneeweißen Backenbart, einer semmelblonden Perrücke und goldenen Brille und lachte aus vollem Halse, was, da dieser Hals sehr lang und dünn war, bald an das Pfeifen einer Maus, bald an das kühne, aber unsichere Krähen eines jungen Hahnes erinnerte.

Dieses so herzlich lachende Männchen war der Leibarzt Seiner Majestät des Königs.

„Sie glauben nicht an mein Leiden," rief Valeria entrüstet, „geht mein Puls nicht rasch, klopft mein Herz nicht heftig? und diese Hitze, die mich zu ersticken droht?"

„Ihr Puls geht heftig und sogar recht unregelmäßig, ihr Herz pocht, Ihr Kopf und Ihre Hände glühen, Alles richtig," erwiderte das Männchen mit einem gar schlauen Emporziehen der Stirne, „aber deshalb sind Sie noch nicht krank; wenn ich in allem Ernste eine Diagnose stellen soll, so würde dieselbe lauten —", er begann wieder jämmerlich zu krähen.

„Doktor, Sie machen mich böse —"

„Also meine Diagnose würde lauten: Patientin ist verliebt! Hi! hi! hi! Ha! ha!"

„Sind Sie bei gesundem Verstande?"

Der Leibarzt nickte eifrig.

„Ich möchte wissen, in wen ich verliebt sein könnte," sagte Valeria mit einer zornigen Bewegung des ganzen Körpers, die einen Bildhauer entzückt hätte und dem alten Männchen mit der Perrücke ein sehr angenehmes Gefühl bereitete, obwohl es kein Bildhauer war.

„Doch nicht in Seine Majestät?"

„Darüber verbietet mir meine Loyalität zu entscheiden."

„In wen also?“ Valeria dachte nach und wurde plötzlich blutroth. „Sehen Sie doch, wie mir das Blut zu Kopfe steigt, ich fühle mich krank, schaffen Sie mir Erleichterung, wozu sind Sie Arzt, wenn Sie mir nicht helfen können?“

Das Männchen nahm seine Brieftasche hervor und schrieb ein Rezept, das er Valeria sehr ernsthaft überreichte, dann zog er seine Handschuhe an und empfahl sich mit dem abscheulichen Grinsen eines Todtenkopfes.

Valeria sendete ihren Bedienten sofort in die Apotheke.

„Wo ist die Medizin?“ fragte sie, als sie ihn mit leeren Händen zurückkehren sah.

„Der Apotheker hat gelacht,“ sagte er, „und gemeint, diese Medizin sei nicht in der Apotheke zu bekommen.“

Valeria sah hierauf das Rezept an, aber es war lateinisch und so steckte sie es denn ärgerlich zu sich und stand auf, um Toilette zu machen.

„Sollte ich wirklich so ernstlich verliebt sein?“ dachte sie, während die Kammerjungfer sie frisirte. „ich habe in Romanen gelesen, daß man vor Liebe krank werden kann, aber nie daran geglaubt. Ich und Liebe! Ich könnte mich selbst auslachen, wenn mir dabei nicht

so böse zu Muthe wäre. Jedes Farbenspiel der Leidenschaft und des Genusses an sich vorüberziehen sehen, mit einem Herzen, das todt scheint, und plötzlich fühlen zu müssen, wie es sich da regt und sein Recht verlangt. Sollte es wahr sein, daß jeder Mensch mindestens ein Mal lieben muß? Nun, ich habe noch nie geliebt, was erstaune ich also? Und ist Andor nicht ein Mann, der unbegrenzten Liebe des besten Weibes werth? und ich? was bin ich?"

Sie begann zum Schrecken ihres Mädchens mit einem Male heftig zu weinen — — —

An demselben Vormittag geschah es Andor zum ersten Male, daß ihn Jemand in der Redaktion zu sprechen wünschte und noch dazu eine Dame.

Er kam in das Vorzimmer und fand Valeria, welche sehr bleich war und sehr roth wurde, als er ihr die Hand reichte und sie um ihr Begehren fragte.

„Ich wollte" — brachte sie mühsam hervor — „ich hatte nur die Absicht — eigentlich eine Bitte — aber Sie werden böse werden, daß ich Sie mit solchen Kleinigkeiten störe —"

„Ihnen, böse?" sagte Andor herzlich, „das bin ich ja gar nicht im Stande."

Valeria sah ihn mit einem langen dankbaren Blick an und zog das Rezept hervor.

„Bitte, ſagen Sie mir, was das heißen ſoll.“

Andor las und lächelte unmerklich.

„Nun?“

„Das heißt —“

„So ſagen Sie es mir doch.“

„Das heißt: „Empfange Deinen Liebhaber, ſo oft es Dir gefällt.“

„Ah! der ſchändliche Doktor.“

„Ein Scherz des Herrn Leibarztes, er liebt es, für drollig zu gelten.“

„Sie haben jetzt wohl keine Zeit, lieber Doktor?“

„In der That nicht.“

„Auch für mich nicht?“

„Auch für Sie nicht, ſchöne Nymphe.“

„Aber dafür kommen Sie Abends?“

„Heute iſt es mir leider nicht möglich.“

„Und weshalb nicht?“

„Weil ich arbeiten muß.“

„Arbeiten?“ Valeria begann laut zu lachen; „Sie ſcherzen wohl, ich höre zum erſten Male, das Jemand die Arbeit —“ Sie wurde ſehr verlegen und beendete den Satz nicht.

„Dem Vergnügen vorzieht, wollten Sie wohl ſagen.“

„Ja, denn.“

„Nun, Valeria, es gibt für mich kein Vergnügen, das dem gleich käme, bei Ihnen zu sein, aber die Pflicht geht vor.“

„Aber Doktor —“

„Sehen Sie mich nicht so an, ich könnte sonst — vergeben Sie — aber ich habe wirklich keinen Augenblick mehr zu verlieren.“ Andor küßte Valeriens Arm zwischen Handschuh und Aermel und eilte zurück, in das Bureau.

Sie blickte ihm nach, schüttelte den Kopf und seufzte. —

Als Andor Abends nach Hause kam, um zu arbeiten, erschien der Onkel Hauptmann, schrecklich dampfend, in seinem Zimmer und legte mit einem schlauen Lächeln, das seinem ehrlichen Gesichte so reizend stand, ein kleines duftiges Briefchen vor ihn hin, das mit einem unter Rosen verborgenen Pfeil gesiegelt war.

„Eine gar kuriose Person hat es für Dich gebracht“, fügte er hinzu, „schon als es dunkel war, vermummt und verschleiert. Vermuthe, daß es ein galantes Abenteuer gibt, die vornehmen Damen haben sich zu allen Zeiten für die Poeten interessirt, sei nur nicht blöde, mein Junge, geh' einmal ordentlich auf den Leim, Du lebst zu ernsthaft, unterhalte Dich,

es iſt eine Prinzeſſin, mindeſtens eine Gräfin, ſag' ich Dir."

Andor erbrach das Siegel und las:

„Mein Herr!

Wenn Sie ſelbſt, zu Ihrem eigenen Gebrauche, etwas von jener Poeſie beſitzen, von der Ihr Stück erfüllt iſt, und noch ein wenig Muth dazu, dann finden Sie ſich Morgen 8 Uhr Abends im Thiergarten bei der Statue der Diana ein, und folgen Sie der Perſon, welche Sie dort erwarten wird.

Meſſalina"

Andor las noch einmal, und hielt dann das Billet dem Onkel hin.

„Was fällt Dir ein", lachte dieſer, „ſolche zarte Affairen behaltet man immer für ſich allein."

„Meinſt Du, daß ich gehen ſoll?"

„Es handelt ſich alſo um ein Rendezvous" ſprach der Hauptmann, wie eine Erſcheinung aus ſeiner blauen Wolke heraus, „natürlich ſollſt Du gehen, mußt Du gehen."

Andor entſchloß ſich alſo, der myſteriöſen Einladung Folge zu leiſten, aber am folgenden Tage bei hellem Sonnenſchein, bekam er Gewiſſensbiſſe nahm in der Redaktion plötzlich ſeinen Hut und eilte zu Valeria, um ſie den kleinen Brief leſen zu laſſen.

„Werden Sie gehen?“ sagte sie, nachdem ihr Auge mit einem für Andor unerklärlichen Ausdruck auf dem narkotisch duftenden Blatte geruht hatte.

„Was rathen Sie mir?“

„Ich?“ Valeria lachte auf, aber es war nicht ihr gewöhnliches häßliches Lachen, sondern das heitere, melodische eines muthwilligen Kindes; „werden Sie aber auch thun, was ich Ihnen rathe?“

„Befehlen Sie.“

„Ich befehle also, daß Sie gehen“, sagte sie zugleich stolz und spaßhaft, „und nun verlassen Sie mich, lieber Doktor, denn heute habe ich zu — arbeiten.“ —

Lange ehe es 8 Uhr war, hatte sich Andor bei der Statue der Diana im Thiergarten eingefunden und ging mit großen Schritten auf und ab, bis von dem nahen Thurme der Marienkirche die Stunde mit langsamen dröhnenden Schlägen angezeigt wurde und eine zweite und dritte Uhr feierlich Antwort gaben, da blieb er vor der ergrauten steinernen Göttin stehen und blickte um sich.

Eine kleine weibliche Gestalt, in einen großen Mantel gehüllt und dreifach verschleiert, so daß die Augen nur ein wenig durchblitzten, kam auf ihn zu, begrüßte ihn mit einem vertraulichen Nicken und nahm seinen Arm.

„Sie ſind die Dame, welche an mich geſchrieben hat?“ begann Andor.

Die Vermummte ſchüttelte den Kopf und legte den Finger auf den Schleier in die Gegend des Mundes.

„Sie müſſen ſchweigen?“

Die Vermummte deutete auf ihn.

„Ich ſoll ſchweigen?“

Sie nickte.

„Und ſchweigend gehorchen?“

Sie nickte zwei Mal.

„Alſo ein vollkommenes Abenteuer in der Art des Gil Blas oder Simplizius.“

Die Vermummte hielt ihr Tuch vor den Mund und kicherte leiſe.

Andor folgte ihr hierauf ſtumm bis zu dem Gitterthor, an welchem ein Wagen hielt, ſtieg mit ihr ein und als derſelbe fortrollte, ließ er ſie ohne nur einen Ton des Erſtaunens von ſich zu geben, die rothen Gardinen herunterlaſſen und ſich ſelbſt mit einem feinen weißen Tuche die Augen verbinden.

„Was iſt das für ein Geruch, den ich jetzt in der Naſe habe“, dachte Andor, „er kommt offenbar von dem Tuche her, ich kenne dieſen Geruch, aber woher?“

Der Wagen fuhr endlich in einen Thorweg, es war an dem dumpfen Wiederhall deutlich genug zu merken und blieb ſtehen, ohne daß Andor über dieſen Geruch in's Klare gekommen wäre.

Das Thor wurde geſchloſſen, dann der Schlag von Außen geöffnet und ſeine Begleiterin faßte ſeine Hand und flüſterte: „Kommen Sie, ſteigen Sie aus.“ Und als er Boden unter ſeinen Füßen und einen friſchen Luftzug auf ſeinen Wangen fühlte, ſagte ſie: „Geben Sie auf die Stufen acht.“

Sie führte ihn hierauf langſam eine Treppe empor, dann durch einen Korridor, der mit Teppichen belegt war, endlich in ein Zimmer, deſſen Thüre ſie hinter ſich abſchloß.

„So“, ſagte ſie, „entfernen Sie jetzt die Binde.“

Andor beeilte ſich von der Erlaubniß Gebrauch zu machen und fand ſich in einem dunkeln Raum, in den ein greller Lichtſtrahl fiel, unmittelbar vor ſeine Füße, er ſah, daß derſelbe aus dem Nebenzimmer durch eine Portière den Weg hierher fand und dachte ihm zu folgen, aber er beſann ſich und fragte leiſe: „Was nun?“

Er erhielt keine Antwort, ſeine Führerin hatte ihn offenbar verlaſſen, aber es währte nicht lange,

ſo rief eine helle Stimme aus der Ferne: Treten Sie ein!

Er theilte die Portière und betrat zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung einen kleinen Saal, der vollkommen im römiſchen Style von Pompeji eingerichtet war, die Malerei der Decke und der Wände, die Moſaik des Bodens, die beiden reichvergoldeten Ruhebetten mit Purpurdecken bedeckt, welche zu beiden Seiten einer niederen Tafel ſtanden, die Lampe, die von der Decke herabhing, die Gefäße und Krüge, alles ſtimmte vortrefflich zuſammen.

Noch hatte er ſich nicht von ſeinem lächelnden Staunen erholt, als durch eine andere Thüre ein Neger eintrat, den glänzenden Ebenholzleib nur mit einem Schurz von bunten Federn bekleidet, goldene Spangen um Arme und Beine, ſich demüthig vor ihm verneigte und ihm Hut und Mantel abnahm.

Kaum hatte ihn der ſchwarze Sklave, denn das war er offenbar, verlaſſen, als eine ſeltſame Muſik von Flöten, Lyren, Triangeln und Zymbeln ertönte, bei der ein feenartiger und doch wohlbekannte Bilder weckender Zug den Saal betrat.

Es war, als werde die Sage wahr, als balle ſich der Nebel an der Landzunge der Inſel Sirmione

zusammen und Venus betrete mit ihrem Gefolge gespensterhaft die Erde.

Voran schritten schöne Mädchen und Jünglinge, alle in römischen Gewändern, kurz geschürzt, mit Blumen bekränzt, Flöten blasend, Lyren spielend, Triangeln und Zymbeln schlagend, dann folgten Sklavinen mit großen Fächern aus Pfauenrädern und Straußenfedern, vier Sklaven trugen hoch auf ihren kräftigen Schultern eine vergoldete Sänfte, in der auf Purporpolstern ein Weib von herrlicher Körperbildung, eine Maske vor dem Gesichte, halb liegend saß, ihr folgten Tänzerinen und zwölf Gladiatoren mit Schilden und kurzen Schwertern, paarweise schreitend, nach ihnen kam der Haushofmeister mit seinem Stabe, der die Sklaven mit den bedeckten Schüsseln und schöne Sklavinen mit langhalsigen Krügen zu zwei Henkeln hereinführte.

Die Sänfte wurde niedergelassen und Messaline trat aus derselben, um Andor zu begrüßen.

Ein weißes Gewand umfloß sie in reichen Wellen, fiel über den Hüften gegürtet in schweren Falten herab, und ließ, oben und unten offen, und nur von einer Goldspange gehalten, bei jeder Bewegung den herrlichsten Arm und bei jedem Schritt den schönsten Fuß sehen, der auf einer goldenen Sandale ruhte.

Die von den Todten erstandene Kaiserin ließ sich anmuthig auf dem einen Ruhebett nieder und winkte Andor zu sich, indem sie ihm den einen Fuß hinstreckte.

Er erinnerte sich zu rechter Zeit der römischen Sitte, beim Gastmahl die Schuhe abzulegen, kniete rasch nieder und nahm ihr die Sandalen ab. Sie dankte mit einem gnädigen Nicken und streckte sich auf den Purpurkissen aus, ihre Hand forderte Andor auf, das Gleiche zu thun, aber er zog es als moderner Mann vor, sich ihr artig gegenüber zu setzen.

Der Zeremonienmeister winkte und das Mahl begann, die Sklaven bedienten mit den Speisen, während schöne Mädchen goldene Schalen mit köstlichem Wein füllten und kredenzten.

Beim Klange der Musik begannen die Tänzerinen eine mimische Darstellung, Diana mit ihren Nymphen, die von Aktäon überrascht, denselben in einen Hirsch verwandelt, und gingen dann in einen wilden bacchantischen Tanz über, der mit einem schrillen Aufschrei aller Instrumente endete.

Nun zogen die Fechter drei Mal um den Saal herum und stellten sich endlich paarweise zum Kampfe, die kurzen Schwerter kreuzten sich, dann begann das Gefecht, die Schläge hagelten nur auf die Schilder

nieder, dazwischen blitzten die Stöße, tönte Kampfruf und Spott.

Erregt folgte Andor dem muthigen Spiel, bis es plötzlich einem der Gladiatoren gelang, seinen Gegner zu treffen und unmittelbar vor Messalina's Füßen niederzuwerfen, er setzte ihm das Knie auf die Brust und das Schwert an die Kehle, von der Gebieterin Tod oder Gnade erwartend.

Sie blickte zuerst auf Andor, dann auf den Mann zu ihren Füßen, der mit brechendem Blick sein Leben von ihr erflehte und kehrte gelassen den Daumen um.

Schon traf den Unglücklichen der mörderische Stahl und sein Blut spritzte über Messalina's weißes Gewand.

Andor sprang mit einem Aufschrei empor.

„Es ist ja nur das Blut eines Fechters", rief Messalina.

Andor starrte sie an.

Auch diese Stimme war ihm bekannt, bekannt wie der Duft, der dem Taschentuch entströmte, aber der sterbende Fechter, der eben von seinen Genossen fortgetragen wurde? träumte er? Er griff unwillkürlich in sein fieberhaft erhitztes Gesicht und rieb sich die Augen.

„Du träumſt nicht“, ſagte die ſchöne tiefe Stimme zu ihm, „es ſind auch nicht Geſpenſter, die Du ſiehſt, und ich bin ein lebendiges Weib.“

Und wieder begann der Kampf der Fechter und dazwiſchen raſten die Tänzerinen wie Mänaden, bis ſich endlich gegen den Schluß des Mahles zu Alles in ein wildes Bacchanal auflöste, die Fechter hoben die ſchönen Mädchen auf die Schultern und entführten ſie wie einſt die Römer die Sabinerinen, Flötenbläſer, Lyraſpieler und Zymbelſchläger folgten ihnen, die Sklaven ſchrien Evoë und ſchwangen Tyrſusſtäbe und Fackeln hinter ihnen.

Mit einem Male war der Saal leer und die Lampe ſchwand, bis nur noch ein mildes Dämmerlicht von oben auf das kaiſerliche Weib mit der Maske fiel.

„Komm zu mir“, gebot ſie.

Andor ſtand auf und näherte ſich ihr, am ganzen Leibe bebend.

„Bleib hier zu meinen Füßen“, fuhr ſie fort, ihm einen Polſter zuſchiebend.

Er ließ ſich auf beide Knie nieder und blickte ſie an.

Sie begann zu lachen.

„Du willſt mich erkennen? Vergebliche Mühe, Du kennſt mich nicht.“

„Dieſes Lachen, das kann nur —“

„Nur Meſſalina ſein“, ſpottete ſie, „wenn Du glücklich ſein willſt, ſo gib es auf, zu denken. Gib Dich ganz in meine Hände, ich liebe Dich, ich will Dich ſelig machen, wie nur ein Weib vermag. Wirſt Du mich lieben?“

„Kann man zugleich zwei Frauen lieben?“ fragte Andor.

„Du liebſt alſo.“

„Ja.“

„Und wirſt wieder geliebt.“

„Ich wage nicht, es zu hoffen.“

„Nun, ſo will ich es Dir ſagen: Du wirſt geliebt, geliebt, wie nur ein Mann von einem Weibe geliebt werden kann.“

Meſſalina hatte ſeine beiden Hände ergriffen und preßte ſie an ihre wogende Bruſt.

„Geliebt? von Dir?“

„Ja, von mir, die Du liebſt —“

„Mein Gott!“ ſchrie Andor auf.

„Denn Du liebſt mich“, fuhr ſie jauchzend fort, „ich weiß es, daß Du mich liebſt, und ſo bin ich Dein, wie Du mein biſt, ganz mein und für immer“, ſie ſchlang den einen Arm um ſeinen Nacken und riß zugleich die Maske herab.

„Valeria!“

„Du gehörſt mir, Andor, und Niemand ſoll Dich mir entreißen!“

Sie hielt ſeinen Kopf zwiſchen ihren Händen, ſah ihn an, preßte ihn an ſich und ſah ihn wieder an, bis er zu ſprechen verſuchte, da beugte ſie ſich mit wilder Anmuth über ihn und ſchloß ihm den Mund mit ihren feuchten, brennenden Lippen.

4. Kapitel.

Worin die Majestäten dem Zeitgeist huldigen.

In der Nähe der Residenz, zu Wagen nicht viel mehr als eine Stunde von derselben entfernt, lag auf einem Hügel, welcher der Straße eine steile Felswand zukehrte, Schloß Wolfseck, noch keine vollständige Ruine, aber seit mehr als zweihundert Jahren nicht bewohnt und daher vielfach verfallen und dem Einsturz nahe.

Es machte viel von sich reden, als sich unerwartet ein Käufer für dieses alte werthlose Gemäuer fand, der es allerdings nicht eben theuer bezahlte, aber zum allgemeinen Erstaunen sofort hunderte von Arbeitern in Bewegung setzte, um es nach dem ursprünglichen Plane wieder aufzubauen, und was die Neugierde noch mehr erregte, war, daß Niemand den Namen des neuen Eigenthümers kannte, ja nicht einmal zu sagen wußte, ob es ein Käufer oder eine Käuferin war.

Die Damen entschieden sich daher für einen mit dem Spleen behafteten englischen Lord, die Herren für eine unermeßliche reiche und berückend schöne russische Fürstin.

Se. Majestät nahm, um seine Wißbegirde zu befriedigen, die Polizei zu Hilfe, und e hielt endlich die verläßliche Mittheilung, daß eine Amerikanerin, Frau Cäzilie Walkers, das Schloß gekauft habe. Se. Majestät erzählte es Valeria, Valeria in der Theater-Garderobe, eine kleine Schauspielerin beglückte Herrn Pfeffermann und dieser freudestrahlend seinen Chef mit der großen Neuigkeit, am folgenden Tage stand sie in der Zeitung, und die Welt war beruhigt, aber nicht für lange.

Als die Herstellung des Schlosses und die Umwandlung des dasselbe umgebenden Waldes in einen herrlichen Park vollendet war, erfuhr man, daß von verschiedenen Seiten die herrlichsten alten Möbel, Gemälde und zahllose andere, der Bauart des Schlosses entsprechende Gegenstände kamen, mit welchen dasselbe ganz im Sinne und Geschmack der Zeit, in der es entstanden war, eingerichtet wurde.

Dann zog eines Tages ein alter, finster aussehender Kastellan im Erdgeschoß des Wartthurmes ein, die Zugbrücke wurde aufgezogen, das Thor ge-

sperrt, und das Schloß selbst blieb eben so unbewohnt, als in den verflossenen zwei Jahrhunderten.

Nun regten sich von Neuem die abenteuerlichsten Vermuthungen, und diesmal wußte nicht einmal die deutsche Polizei Rath, der doch sonst keine Aufgabe zu schwierig ist, und fand nicht den geringsten Anhaltspunkt zu Nachforschungen, da es doch Niemanden verboten werden kann, ein Schloß zu kaufen und es nicht zu bewohnen.

Es verging kein Tag, wo nicht irgend eine Geschichte von demselben von Mund zu Mund ging.

Leute, die Abends vorübergingen, sahen die ganze Front der Fenster hell erleuchtet.

Ein Bauer, der, wie er selbst eingestand ziemlich angetrunken, von einer Kirchweihe heimkehrend den Park durchschritt, hörte in der Nähe weibliche Stimmen, er folgte den Ton, und schlich unbemerkt bis an das mit Gebüsch eingesäumte Ufer eines kleinen Teiches, theilte die Zweige, und erblickte zwei Frauen von überirdischer Schönheit, welche sich in lauer Sommernacht in den mondbeglänzten Wellen badeten. Als sie ihn entdeckten, lockten sie ihn nach Nixenart mit süßen Schmeichelworten, aber er bekreuzte sich, und entfloh von ihrem Gelächter verfolgt.

Mehr als ein blasirter Löwe der Residenz durch-

streifte die Umgegend des geheimnißvollen Schlosses bei Tag und Nacht, in der Hoffnung, ein hübsches Abenteuer zu erleben, aber kehrte unverrichteter Sache zurück.

Glücklicher war ein junger Amerikaner, welcher bei Tag den Hügel erstieg und die Mauer zu erklettern versuchte.

Er sah plötzlich ein geheimes Pförtchen aufspringen und einen uralten, ganz in Grau gekleideten Mann mit schneeweißem Haare vor sich stehen, welcher ihn mit einem stummen, aber verständlichen Geberdenspiel einlud, ihm zu folgen. Er faßte sich ein Herz und ließ sich von dem seltsamen Alten durch Gänge und über Treppen in ein getäfeltes Zimmer führen, in welchem ein Tisch für ihn gedeckt schien. Von seinem Führer freundlich eingeladen, nahm er an demselben Platz und wurde in wahrhaft fürstlicher und zugleich märchenhafter Weise bewirthet, denn Gericht auf Gericht stieg aus der Tafel selbst vor ihm auf, so daß es den Eindruck machte, als werde er von unsichtbaren Händen bedient. Schüsseln, Teller und Bestecke waren aus getriebenen Silber, im antiken Geschmack Benvenuto Cellini's, Szenen aus der Mythologie der Griechen und Römer darstellend.

Nach dem Male lud ihn sein Wirth, ohne jedoch

ein Wort zu sprechen, zu einer Schachtpartie ein. Bei derselben wurde er von der Dunkelheit überascht und der Alte gab ihm zu verstehen, daß es zu spät sei, um ohne Gefahr den Heimweg anzutreten, und forderte ihn auf, im Schlosse zu übernachten, was der herzhafte Amerikaner gerne annahm. Er wurde nun in ein prachtvolles, in Geschmack der Zeit des dreißigjährigen Krieges eingerichtetes Schlafzimmer geführt, der Alte war ihm mit der feinen Art eines königlichen Kammersdieners beim Auskleiden behilflich, zündete dann eine rothe Ampel an, welche von der Decke herabhing uud verlöschte die Kerzen des silbernen Armleuchters.

Ehe der junge Amerikaner einschlief, fiel sein Blick auf das lebensgroße Bild einer schönen Frau im schwarzen mit Gold gestickten sammtenen Costume, dem großen mit Goldfäden durchzogenen Halskragen und dem offenen Lockenwust der Wallenstein-Zeit, welche einen Fächer aus weißen Straußfedern in der Hand hielt.

Das Bild nahm ihm gegenüber die Mitte der Wand von oben bis unten ein, rechts von demselben hing das Porträt eines Generals mit eisernem Halskragen, Schärpe und Kommandostab, links jenes eines Prälaten im violetten Talar.

Als er mitten in der Nacht in Folge eines unheimlichen Geräuſches und eines ſcharfen Luftzuges, der ihn anwehte, erwachte, fiel ſein Blick inſtinktiv zuerſt auf das Frauenbild, das ihn ſo lebhaft angezogen hatte, und da war es ihm, als löſe ſich die herrliche Geſtalt aus dem Rahmen und trete vor ihn hin.

Er richtete ſich auf, rieb ſich die Augen und ſah jetzt deutlich, daß der große goldene Rahmen leer war und daß die Frau im ſchwarzſammtenen Gewande vor ihm ſtand.

Offenbar malte ſich etwas wie Schrecken auf ſeinem Geſichte, denn ſie lächelte und trat näher, um neckend ſeine Wange mit dem zarten Federflaum ihres Fächers zu berühren.

Da that der amerikaniſche Freigeiſt was der deutſche Bauer am Ufer des Teiches gethan hatte, er machte das Kreuz, aber der holde Spuck ſchien nicht im mindeſten davon berührt, ein ſilberhelles Lachen ertönte und das ſchönſte Frauenantlitz beugte ſich über ihn; jetzt faßte er ſeinen ganzen Muth zuſammen und umſchlang, entſchloſſen, die Erſcheinung zu vertreiben, das liebliche Geſpenſt mit ſeinen Armen, aber es verfloß nicht im Nebel, wie er erwartete, ſondern er hielt zu ſeiner Ueberraſchung ein lebendiges

Weib mit wogender Brust und heißem Athem gefangen.

So weit hatte der junge Amerikaner das Abenteuer einem guten Freunde erzählt, natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, der Freund hatte es unter demselben in Deutschland ebenso beliebten als wenig respektirten Siegel weitergegeben und so kam es endlich bis zu dem Könige, der es der Königin bei ihrem Lever zum Besten gab.

Die schöne Frau runzelte ein wenig die Stirne und versuchte zu lächeln.

Nachmittags wurde die Generalin Mardefeld zu ihr befohlen und zwei Tage später reiste der junge Amerikaner ab, Niemand wußte wohin und noch weniger weßhalb.

So räthselhaft aber auch Alles war, was von dem Leben und Treiben in dem geheimnißvollen Schlosse in die Oeffentlichkeit drang, die galanten Kavaliere der Residenz wurden dadurch in keiner Weise abgeschreckt, sondern vielmehr nur gereizt und angespornt, die Abenteuer aufzusuchen, welche in demselben winkten.

Es kam in die Mode, versteckt anzudeuten, daß man von dem Schlosse und seiner seltsamen Bewohnerin mehr wisse, als man verrathen dürfe. Mehr als

ein kühner Held wurde um die Bekanntschaft des holden Gespenstes beneidet, der in Wahrheit von dem Schlosse nicht mehr erblickt hatte als die alten grauen schwermüthigen Mauern.

Eines Tages erhielt ein polnischer Graf, dessen Güter in Lithauen lagen, welcher jedoch im Auslande lebte und sich vor Kurzem erst in der deutschen Residenz niedergelassen hatte, durch die Post ein Billet doux mit verstellter weiblicher Handschrift, das ihn einlud, sich an einem bestimmten Abende in der Nähe des mysteriösen Schlosses, an einem einsamen Orte, der durch drei hundertjährige Eichen und einen verwitterten, mit Moos überzogenen Stein bezeichnet war, einzufinden.

Der Pole, welcher ein Mann von seltener Schönheit war und den Ruf eines Don Juan genoß, zweifelte keinen Augenblick, daß es sich nur um ein Liebesabenteuer handle, und fand sich pünktlich ein.

Statt des alten schweigsamen Mannes, der den Amerikaner eingeführt hatte, erschien diesmal ein kleines dicht vermummtes Frauenzimmer von außerordentlicher Schwatzhaftigkeit, daß sich mit dem Grafen im besten Französisch unterhielt und ihm die höchsten Liebesfreuden in den Armen ihrer Herrin verhieß. Sie blendete ihm die Augen mit ihrem Taschentuche

und plauderte ununterbrochen, bis sie ihn die Binde abnehmen hieß.

Der schöne Pole fand sich jetzt in einem schönen Zimmer im Rokokogeschmackte, das einer Pompadour oder Dubarry zum Boudoir hätte dienen können. Die kleine vermummte Schwätzerin machte einen tiefen Knix und gab ihm einen Wink, in das Nebenzimmer einzutreten, worauf sie eilig davon trippelte.

Er öffnete die Thüre und sah sich in einem kleinen Saal, der, mit Säulen geschmückt, dem Innern eines griechischen Tempels glich. In der Mitte desselben lag, wie auf einem Altare, auf einem Lager, das vier Karyatiden, Faune darstellend, auf ihren Köpfen trugen, in rothsammtene, mit Goldquasten behangene Polster hingestreckt, ein schönes Weib, dessen Gesicht eine schwarze Sammtlarve verhüllte, während es ihm zugleich in heiterer Sorglosigkeit den Leib einer Liebesgöttin zeigte.

Der schöne Pole stürzte vor ihr nieder und neigte seine Stirne anbetend zur Erde nieder.

Er war so unvorsichtig, das olympische Abenteuer in einer schwachen Stunde einer jungen Dame, welche ihm ihre Gunst geschenkt hatte, auszuplaudern. Sie erleichterte sich, als das Geheimniß sie zu erdrücken drohte, indem sie es einer Freundin mittheilte, diese

zog einen liebenswürdigen Husaren in das Vertrauen, der Husar einen Kürassier, welcher es im Jockeyklub zum Besten gab.

Nicht lange darnach erhielt der Graf die Mittheilung, daß sein Reisepaß nicht mehr verlängert werde, und die Aufforderung in seine Heimat zurückzukehren.

Er gehorchte und man erfuhr nach einiger Zeit daß er wegen gefährlicher Verbindungen im Auslande nach Sibirien transportirt worden sei.

Dies machte die klugen Leute nachdenken und brachte die bösen Zungen der Residenz mit einem Male zum Schweigen.

Während die Residenz sich mit diesen mysteriösen Vorgängen beschäftigte, hatte die Freundschaft zwischen der Königin und der Generalin Mardefeld einen Charakter angenommen, welcher den Hof auf das Höchste beunruhigte; die Königin setzte sich über alle jene heiligen und unumstößlichen Gesetze der Etiquette, welche deutsche Höfe so angenehm machen, lächelnd hinweg, sie besuchte die Generalin zu jeder Tageszeit ohne jede Begleitung, blieb oft bis tief in die Nacht bei derselben oder ritt mit ihr, nur von einem Reitknecht begleitet, am Morgen davon, um erst spät Abends in den königlichen Palast zurückzukehren.

Einmal, als die beiden Frauen auf einsamen Waldwege langsam neben einander ritten, stützte die Königin plötzlich die linke Hand rückwärts auf den Sattel und blickte zurück, ob sie Niemand hören könne.

Der Reitknecht war fünfzig Schritte hinter ihnen und weithin nichts als die gelben Sonnenstrahlen, welche sich durch das zitternde Laub der Bäume stahlen und eine Elster, welche von Zeit zu Zeit schwerfällig aufflog und ein spöttisches Gelächter ertönen ließ.

„Ich bin entschlossen, etwas Entscheidendes zu unternehmen," begann sie hierauf mit halber Stimme, während ihre Rechte mit der schlanken Reitgerte dem schönen Pferde, das sie trug, die großen Fliegen wegfegte, die es belästigten, „und will mir vor Allem Verbündete gewinnen. Wir leben in einem anderen Jahrhunderte, als jenes war, in welchem sich ehrgeizige Fürstinen vor Allem einiger muthiger Offiziere und der Garden versicherten. Ich bedarf keiner Bajonnete, Hanna, darüber bin ich mir klar, Alles, was ich für den Anfang brauche, besteht in einer Zeitung. Eine Zeitung ist heute ebenso viel werth, als es am 5. Dezember 1741 das Regiment Preobraschenski war. Man muß dem Zeitgeiste huldigen, Hanna, wenn man reussiren will.

„Majestät wollen ein Blatt gründen?“ bemerkte die Generalin nicht wenig erstaunt.

„Wozu“, machte die Königin mit einem verächtlichen Zucken der Unterlippe, „für Geld ist heutzutage Alles zu haben. Ich werde mir ein Blatt kaufen, das ein großes Publikum hat und das vor Allem gefürchtet ist. Was sagen Sie zu dem „Unbestechlichen“?“

„Es ist ohne Zweifel jenes Journal, dessen Bündniß am meisten zu wünschen wäre und der Herausgeber ist ein kluger, unerschrockener und — durchaus nicht bedenklicher Mann.“

„Sie kennen Plant?“

Hanna erröthete. „Allerdings“, hauchte sie fast unhörbar, den Blick auf den Hals ihres Pferdes gerichtet.

„Nun, weshalb geniren Sie sich dieser Bekanntschaft? Ein Mann dieser Art wird in unseren Tagen viel mehr respektirt als ein Edelmann von tadelloser Familie und dem ritterlichsten Auftreten. Wir sind sehr weit entfernt von Ludwig XIV.“

„Ich kenne Plant aus früherer Zeit —“

„Ah! ich verstehe.“

„Wie, Majestät?“

„Er war wohl ein Freund jenes jungen Gelehrten,

den Sie liebten und der das langweilige Stück geschrieben hat, wie heißt er doch?"

„Andor."

„Richtig. Und, Sie haben also mit Plant damals in einer Weise verkehrt, welche eine Annäherung von Ihrer Seite jetzt nicht allzu auffallend erscheinen ließe?"

„Durchaus nicht."

„Das ist gut, das wollen wir benützen."

Die Königin ließ ihr Pferd ganz nahe neben jenem der Generalin gehen und begann ihren Plan zu entwickeln.

Bei der nächsten musikalischen Soirée, welche Rosenzweig gab, es war dies eine echt deutsche Unterhaltung, mit langen Gesichtern und unterdrücktem Gähnen, hübsch still und äußerst ehrbar, nur durch die Virtuosen mit langem ungekämmten Haar und die unmenschlich dekoletirten Sängerinen ein wenig gewürzt, erschien Hanna in einer Toilette, welche nicht allein kostbar, wie die der übrigen Damen, sondern auch geschmackvoll war, denn sie hatte dieselbe direkt aus Paris bezogen. Es lag etwas in dieser Toilette, eine Grazie der Einfachheit, ein Adel des Reichthums, das alle Blicke auf sich zog, mehr als die Diamanten der Frau von Kronstein und das an

eine mit allen möglichen und unmöglichen Farben bedeckte Palette mahnende Schleppkleid Michelinens.

Auch Plant befand sich unter den Gästen und fand es nicht unter der Würde, die er sich zu geben verstand, sich der schönen Generalin zu nähern und ihr mit seinem kalten Lächeln ein Kompliment zu machen, das allerdings sehr gewöhnlich war, aber Hanna in diesem Augenblicke ein ganz besonderes Vergnügen machte.

„Es freut mich von ganzem Herzen", sagte sie, „die Bekanntschaft mit Ihnen zu erneuern, ich habe in Ihnen immer den Mann von Geist geachtet."

Eben begann ein schwindsüchtiger Jüngling mit großen Händen und Füßen, mit einer Phantasie von Liszt, nach einem Motiv von Richard Wagner dem Klavier alle Töne der Hölle zu entlocken, und mitten in diesem Gewinsel, Geheul, Zähneklappern und Brüllen der Verdammten gab Hanna Plant einen Wink, ihr in das Nebenzimmer zu folgen, wo sie sich unbemerkt mit ihm auf ein kleines Sopha zurückziehen konnte, das zwischen auf Golddraht gezogenen Epheuspalieren wie in einer grünen Laube stand.

„Es ist mir sehr lieb, daß ich Sie hier getroffen habe", begann Hanna mit ihrem Fächer spielend, „man kann sich in einer großen Gesellschaft voll-

ſtändig ausſprechen, ohne daß man in Gefahr kommt, jenes Aufſehen zu erregen, das eine Frau von Welt immer zu vermeiden ſuchen wird. Ich habe einen Auftrag an ſie.“ —

Hanna hielt inne, und ſchien mit ihren großen, grauen Augen Plant durchdringen zu wollen, aber das war vergebene Mühe.

„Eine Perſon, welche mir Ihr Vertrauen ſchenkt, wünſcht ein Blatt zur Verfügung zu haben,“

„Ah!“ dachte Plant, „die Königin! Niemand Anderer.“

„Es liegt jedoch nicht in ihrer Abſicht, ein Blatt zu gründen oder zu kaufen, ſondern —“ wieder der durchdringende Blick.

„Ich verſtehe, man möchte ein Blatt kaufen und den Mann dazu, der es ſchreibt, der es leitet.“

„Ja, Herr Plant, man möchte den „Unbeſtechlichen“ kaufen und Sie dazu.“

„Um welchen Preis?“

„Ueber den Preis werden wir uns einigen“, erwiderte Hanna, „aber es ſind andere Bedingungen zu erörtern, welche jener Perſon viel wichtiger erſcheinen und von denen ſie nicht abzugehen vermag.“

„Und dieſe Bedingungen ſind?“

„Man verlangt, daß Sie ſich verpflichten, die

Zeitung so lange fortzuführen, bis man Sie dieser Pflicht entbindet, und zwar genau mit demselben Programm und in demselben Tone, welcher dem „Unbestechlichen" in kurzer Zeit so zahlreiche Leser gewonnen hat natürlich, gegen einen angemessenen Gehalt."

„Dagegen habe ich nichts zu bemerken."

„Man wünscht jedoch einen gewissen Einfluß auf das Blatt und durch das Blatt auszuüben —"

„Selbstverständlich."

„Und es ist eben die Hauptfrage, ob Sie geneigt sind, sich diesen Einflüssen zu fügen, ob ihre Ueberzeugungen —"

Hanna sah Plant unmerklich lächeln und hielt inne, denn sie fühlte sofort instinktiv, daß sie auf dem Wege sei, sich eine Blöße zu geben.

„Es gibt kein Prinzip, keine Meinung, keinen Standpunkt, die sich nicht mit Geist und Witz vertheidigen und zur Geltung bringen ließen, nur eines dürfte man mir niemals zumuthen —"

„Und das wäre?"

„Dumm zu werden."

„Wie?"

„Ich meine, unsere Zeit verzeiht Alles, sie verzeiht das Laster, die Charakterlosigkeit, die Schlechtig-

keit des Herzens, die Bosheit, ſie verzeiht ſogar das Verbrechen, nur die Dummheit erſcheint ihr unverzeihlich, auch dann unverzeihlich, wenn ſie mit Tugend, mit den edelſten Geſinnungen und dem reinſten Wandel vereint iſt.“

Hanna lachte hell auf.

„Sie wiſſen nun, auf welche Bedingungen hin ich bereit bin, meine Seele zu verkaufen“, fuhr Plant fort.

„Dem Satan?“

„Wenn er den guten Einfall hätte, Ihre Geſtalt und Ihre Züge anzunehmen und ſeine Toiletten aus Paris zu beziehen, warum nicht?“

Hanna ſtrafte ihn raſch mit einem Fächerſchlag und Plant wurde durch dieſe Vertraulichkeit ermuthigt, ihre Hand zu ergreifen und zu küſſen.

Sie erhob ſich, nicht wenig verwirrt, ſah ihn groß an, rauſchte bis zu der Thüre des Salons, in dem das arme Klavier ſeine letzten Seufzer auszuhauchen ſchien, kehrte aber noch ein Mal zu Plant zurück und ſagte raſch und leiſe: „Laſſen Sie ſich meinem Manne vorſtellen und machen Sie recht bald Ihren Beſuch bei uns, ich habe den Auftrag, die Sache ſo raſch als möglich abzumachen, und — die Piece geht zu Ende — hier iſt keine Gelegenheit, das Geſpräch fortzuſetzen.“

Noch ein Kopfnicken, halb stolz, halb intim und sie stand wieder im Salon, mitten zwischen den Herren mit den großen Ordenssternen und geschnürten Gardeoffizieren in glänzenden Uniformen.

Plant aber zog seine Brieftasche hervor und begann zu rechnen.

Nach dem Soupeée fand er Gelegenheit sich durch Rosenzweig dem General Mardefeld vorstellen zu lassen und zwei Tage später fuhr er vor dem Hause desselben vor, zu einer Zeit, wo sich der General im Militärkasino befand, und machte Hanna seinen ersten Besuch, im Frack, mit weißer Halsbinde und einer großen goldenen Uhrkette.

Man kann vielleicht Alles lernen, nur das Eine nicht: ein Gentlemann zu sein.

Indeß machte Plant trotz seiner großen Uhrkette den besten Eindruck auf Hanna, vielleicht imponirte ihr sein scharfer Verstand, aber ganz gewiß fand sie an seinem nüchternen praktischen Wesen Geschmack. Sie wurden über den Ankauf des „Unbestechlichen" schnell einig, lachten dann zusammen über Andor's Stück und zuletzt küßte Plant wieder die kleine kühle Hand der schönen Generalin.

Von dieser Stunde an, wurde Hanna, im vollsten Sinne des Wortes Plant's Chef, von ihr empfing

er seine Instruktionen, nach den Winken, die sie ihm gab, leitete er sein Blatt, und er schien ebenso gerne zu gehorchen, als ihr die Miene des Befehlens einen neuen Reiz verlieh. Plant hatte eine Art den Hof zu machen, welche für die Generalin den Zauber der Neuheit hatte, er benahm sich bei ihr, wie bei einer Schauspielerin oder einer Löwin der vornehmen Demimonde, und machte damit mehr Wirkung als er je zu hoffen gewagt hatte.

Vielleicht hätte er die bis dahin tadellose Frau erobert, wenn nicht ein mächtiger Nebenbuhler zum zweiten Male seinen Weg gekreuzt hätte.

„Ich habe eine Neuigkeit für Sie, Generalin", sagte eines Morgens die Königin zu Hanna; „der König ist in Sie verliebt."

Hanna erröthete und fand keine Worte.

„Wie leicht Sie noch roth werden", bemerkte die Königin, „und wie Ihnen dieses königliche Faible schmeichelt. Sollte ich mich in Ihnen getäuscht haben?"

„Seine Majestät weiß, daß ich keine galante Frau bin.

„Das dürfte ihn kaum abschrecken."

„Ich glaube nicht, daß er sich einem Refus aussetzen kann."

„O! Sie werden gegen ihn nicht ſo unbarmherzig ſein, wie Sie es gegen Andere waren.“

„Ich glaube doch.“

„Aber der König hat es ſich einmal in den Kopf geſetzt, zu beweiſen, wie ſehr er ſein Volk liebt und wie geneigt er iſt, den Ideen der Zeit entgegenzukommen. Er will eine bürgerliche zu ſeiner Favorite erheben und zugleich zur Vermittlerin zwiſchen ihm und ſeinem Volke machen. Es iſt eine glänzende, eine beneidenswerthe Rolle, die er Ihnen zugedacht hat, und wenn ich Alles erwäge, ſo ſind Sie, liebe Hanna, genau die Frau, um den Platz einer deutſchen Pompadour einzunehmen.“

„Sie kennen mich nicht, Majeſtät.“

Die Königin ergriff Hanna bei beiden Händen und blickte ihr lange in das Auge.

„Wenn Sie fähig wären, den König zurückzuweiſen“, rief ſie mit einem dämoniſchen Ausdruck des Haſſes, „wenn ich das erleben könnte, daß er zu Ihren Füßen liegt und fleht und daß Sie über ihn lachen, ich würde vor Ihnen knieen, Hanna.“

„Nun dann, Majeſtät, werden Sie in der That vor mir knieen.“

„Hanna! überſchätzen Sie Ihre Kraft nicht?“

„Ich weiß, wie weit ich auf mich zählen kann.“

„Dann sollen Sie sich schön machen, Hanna, schön wie noch nie, ich selbst will Sie schmücken, und ihn locken nnd bestricken, bis er wahnsinnig vor Ihnen im Staube liegt, und dann — o, lassen Sie sich küssen Hanna.“

Die Königin zog sie an sich und bedeckte ihr schönes kaltes Antlitz mit leidenschaftlichen Küssen.

„Du gehörst mir“, fuhr sie fort, „wie ich ganz Dir gehöre, Nichts in dieser Welt soll sich zwischen uns stellen dürfen, verstehst Du? o! wie wir ihn martern werden!“

„Ja, das wollen wir.“

„Schwöre mir —“

„Ich schwöre Ihnen Majestät —“

Die Königin schlug sie leicht auf den Mund.

„Ich schwöre Dir, daß ich nur Dir dienen, nur Dir gehorchen werde“, sagte Hanna, „gebiete über mich.“

5. Kapitel.

Reichthum geht vor Redlichkeit.

Wieder einmal zu jener Dämmerungszeit, in welcher Menschen nnd Dinge ihre festen körperlichen Umrisse verlieren und gleich gestaltlosen Schemen im Grau des Zwielichts erscheinen, betrat Plant den kleinen Salon mit den braunen Damastmöbeln, in welchem die Generalin Mardefeld so gerne Hof hielt, um von ihr Befehle zu empfangen,

Bald saßen sie sich in höchst ungezwungener Weise gegenüber.

Hanna lag halb in den Polstern des Sopha's und hatte den einen Fuß über den anderen heraufgezogen, so daß ein kleiner Sammtpantoffel unmittelbar vor Plant's Nase herumbalanzirte und seine sonst so festgeschlossenen Gedankenreihen verwirrte. Plant hatte sich ein Fauteuil ganz nahe zu dem

Sopha gerückt und saß, die Hände über den Knien in einander geschlungen, nach vorne geneigt, als wolle er aus der Spitze dieses Pantoffels die tiefsten Philosopheme oder die kühnsten Berechnungen schöpfen.

„Ihre letzten Vorhersagungen, die Börse betreffend, sind in überraschender Weise eingetroffen", warf die Generalin im Laufe des Gespräches scheinbar absichtslos hin.

„Es ist eine Wendung, welche alle Welt überrascht hat", erwiderte Plant, der sogleich Feuer fing, „nur mich nicht. Ich habe ein gutes Geschäft gemacht, indeß ist es doch eigentlich schade, daß mir kein größeres Kapital zu Gebote steht, ein theoretischer Sieg befriedigt mich nicht und mit den Mitteln, die ich in's Gefecht führen kann, ist es nicht möglich eine Rolle zu spielen, oder sich gar zum Beherrscher der Börse aufzuschwingen."

„Sie fühlen sich also einer solchen Position gewachsen", sagte Hanna, den Kopf über die Schulter halb zu ihm wendend.

„Gewiß."

„Andere Leute sind auch dieser Meinung."

„Darf ich fragen, wer?"

„Ich, zum Beispiel."

„Sehr schmeichelhaft; und der Eigenthümer des „Unbestechlichen"?"

„Auch dieser."

„Ich bin sehr glücklich über die Würdigung, welche meine Fähigkeiten finden, aber es ist dies ein sehr ideales Vergnügen."

„Es liegt nur an Ihnen, demselben eine praktische Seite abzugewinnen."

„Ich bitte um Aufklärung."

„Darf man Ihnen vertrauen, Herr Plant?"

Hanna kehrte ihm mit einem Male ihr ruhiges kluges Antlitz zu und schien das seine zu studiren.

„Vertrauen läßt sich nicht verdienen", erwiderte Plant leise mit einem eigenthümlichen Blick auf die schöne Frau in den weichen Kissen, „es wird einem geschenkt wie die Liebe, oder ohne Erbarmen verweigert wie diese, und jedes Mal ohne Grund."

„Nun denn, wir vertrauen Ihnen", sagte Hanna, „und sind bereit, jene Summen in ihre Hände zu legen, welche für Sie unentbehrlich sind, um Ihre großen Spekulationen, Ihre genialen finanziellen Ideen durchzuführen, aber welche Sicherheit wollen Sie uns bieten?"

„Jede, die in meiner Macht liegt", sagte Plant,

„Sie kennen die Summe, welche ich für den „Unbestechlichen" erhalten habe —"

„Nein, nein, Sie müssen mit Ihrer Person haften," sagte Hanna rasch.

Es lag in diesem Augenblick Etwas in dem Wesen derschönenFrau, was Plant entzückte, sie hatte ihm noch nie so gut gefallenals jetzt, wo sie sich ihm in ihrer ganzen Klugheit, Sicherheit und Vorsicht zeigte.

„In welcher Weise befehlen Sie, daß ich dies thue", sprach Plant, an der Oberlippe nagend.

„Sprechen wir ganz offen", entgegnete die Generalin, „wir sind Beide viel zu klug, um nur einen Augenblick hoffen zu können, daß es Einem von uns gelingen könnte, das Andere zu täuschen oder zu übervortheilen, übrigens liegt dies auch gar nicht in meiner Absicht —"

„Ebensowenig in der meinen", beeilte sich Plant zu sagen.

„Sie sind ehrgeizig, Sie streben nach einer Stellung, nach Einfluß und Reichthum", fuhr Hanna fort, „die Motive, welche bei jener Person maßgebend sind, die ich in dieser Angelegenheit vertrete, gehören nicht hieher, aber Sie werden mir nicht widersprechen, wenn ich Ihnen ruhig sage, daß Sie es sind, der bei der Sache Alles zu gewinnen hat —"

„Ich gebe es zu —"

„Die Person, welche Ihnen das Kapital zur Verfügung stellt, kann im besten Fall viel Geld gewinnen, im schlimmsten Falle viel Geld verlieren, aber der größte Verlust würde weder ihre Vermögensverhältnisse erschüttern, noch ihre Stellung je bedrohen können."

„Auch dies will ich gerne glauben —"

„An ihnen ist es also, bei einem Spiele, in dem Sie alle Chancen für sich haben, sich selbst zum Einsatz zu machen."

„Ich verstehe."

„Es ist ihre Sache, zu reussiren. Ein Mißlingen von Ihrer Seite bleibt unter allen Umständen ein Vergehen, wir sind nicht so altväterisch, einen Verlust, den uns Ihre Ungeschicklichkeit zufügt, minder strafbar zu finden, als jenen, den wir Ihrer Unredlichkeit zu danken hätten. Wir wollen eine Schrift in Händen haben, welche Sie im Falle einer Unvorsichtigkeit oder eines Unglücks ebenso vollständig in unsere Gewalt gibt, wie im Falle eines wirklichen Verschuldens von Ihrer Seite. Sie müssen mir neuerdings Ihre Seele verschreiben, Herr Plant", schloß Hanna lächelnd.

„Haben Sie das Dokument zur Hand?" sagte Plant, der entschlossen war, das Glück, das sich ihm

in seiner für ihn lockendsten Gestalt bot, festzuhalten, um jeden Preis.

„Ich werde Ihnen morgen den Entwurf senden", erwiderte die Generalin, „ich war nicht darauf gefaßt, daß ein flüchtiger Einfall so rasch Gestalt gewinnt. Und jetzt, lieber Plant, gehen Sie. Mein Mann kann jeden Augenblick aus dem Kasino heimkehren — —"

Plant erhielt am folgenden Tage den Entwurf, schrieb denselben eigenhändig in's Reine, versah ihn mit seiner Unterschrift und brachte ihn so Hanna zurück. Er fühlte, daß er Alles auf Eine Karte setzte, aber er schreckte vor den Folgen des Mißlingens nicht zurück, weil er von dem Erfolge überzeugt war, er vertraute seinen Talenten und seiner Kaltblütigkeit und gewiß mit vollem Rechte.

Es bildete sich nun eine Art geheimes Damenkonsortium für Börsespekulation, die Königin trat mit einer imposanten Summe ein, aber auch Hanna selbst, ihre Mutter, die Räthin, Micheline, die Gräfin Bärnburg, betheiligten sich nach Kräften.

Es war ein schwerwiegendes Kapital, das Hanna, mit der Nonchalance einer echten Weltdame, Plant übergab, aber sie konnte ohne Gefahr nonchalant sein, sie hatte ihn ja ganz in ihrer Hand, wenn nicht sein Leben, so doch seine Ehre, seinen Kredit, seine

Existenz. Plant schwindelte es, als er das viele Geld in sein Portefeuille gleiten ließ, aber es war nur ein Augenblick der Schwäche, im nächsten hatte er seine ganze Ruhe wieder gewonnen und schon in den nächsten Tagen gab er eine glänzende Probe seines zeitgemäßen Genies.

Während die Börse am zahlreichsten besucht war, brachte ein Börsediener dem Präsidenten derselben einen an ihn gerichteten Brief der Kreditbank, den er sofort den Anwesenden mitzutheilen für nöthig fand. Der Brief enthielt die Mittheilung, daß die Kreditbank beschlossen habe, ihr Aktienkapital um 10 Millionen zu vermehren, und erregte eine beispiellose Aufregung. Die Kreditaktien, welche am Morgen zu 85 eröffnet hatten, fielen rasch bis auf 70.

Aus allen in der Nähe der Börse liegenden Kaffeehäusern und Weinstuben eilten die Makler herbei, um zu verkaufen, aber Niemand fand sich, der kaufen wollte, bis plötzlich Plant wie ein homerischer Held mitten in dem Schlachtfelde stand, und Kreditaktien verlangte.

Im Augenblick war er von den Maklern wie von hungrigen Wölfen umheult, und in ernstlicher Gefahr, von ihnen zerrissen zu werden, aber Nichts schüchterte ihn ein, er hörte ruhig dieses Konzert, er

ertrug kaltblütig hundert Püffe und ebenso viel Fußtritte, und kaufte unermüdlich.

„Sie ruiniren sich", flüsterte ihm Rosenzweig in's Ohr, „was wollen Sie retten, es ist Nichts zu retten."

„Die Kreditbank kauft ihre Aktien zurück um sich zu halten", hieß es, „und Plant ist ihr Bevollmächtiger."

Aber es kam ganz anders als irgend Jemand erwartete oder vermuthete.

Die Nachricht von der Börsederoute der Kreditbank drang rasch in die Direktionskanzlei dieser Anstalt und der Präsident derselben erschien auf der Börse, um die verhängnißvollen Gerüchte zu dementiren. Man hielt ihm den Brief der Kreditbank vor und er sah mit Erstauneu das Formular seines Institutes und seine mit Glück nachgeahmte Unterschrift. Sofort wurde der Brief als Fälschung erklärt und sein Inhalt widerrufen.

Die Aktien der Kreditbank stiegen auf der Stelle um 10 Perzent. Plant hatte indeß genug gekauft und zog sich als Sieger zurück.

Am folgenden Tage hatten die Aktien ihren früheren Cours wieder erreicht, er verkaufte nun, und zwar mit einem Gewinn von 15 Perzent.

Eine Untersuchung wurde eingeleitet, jedoch bald

wieder eingestellt, da man keine noch so geringen Anhaltspunkte für die Fortsetzung derselben gewann.

Allgemein wurde Plant in den Börsekreisen für den eigentlichen Urheber des unerhörten, echt amerikanischen Schwindels angesehen, aber es fehlte an Beweisen, ja sogar an den allereinfachsten Inzichten, und so konnte er triumphiren.

Das Allermerkwürdigste war jedoch, daß er durch diesen Coup in der Achtung aller großen und kleinen Leute auf der Börse bedeutend stieg, sie blickten allerdings mit Scheu, aber zugleich mit Bewunderung auf ihn, und Jene, welche ihn bisher unterschätzt hatten, begannen ihm ihre Aufmerksamkeit in der schmeichelhaftesten Weise zu schenken.

Rosenzweig suchte ihn schon am folgenden Tage auf, nahm ihn in eine Fenstertiefe und sagte: „Sie haben uns gestern Alle geschoren, Alle ohne Ausnahme, wie eine Heerde Schafe, mich auch, mich auch, aber ich bin Ihnen deshalb doch nicht böse, im Gegentheil, ich achte Sie, Ihr Genie, ich möchte Sie mit Kolumbus vergleichen, sie sind mit einem Schlage der populärste Mann der Börse, es wäre der Moment da, unter Ihrer Aegide Etwas zu unternehmen, etwas Großes, Sie verstehen mich. Sie — Sie haben das sehr gut gemacht mit der Kreditbank — sehr gut."

Rosenzweig lachte gellend auf und blinzelte Plant an, wie ein rechter alter Spitzbube einen jüngeren ansehen mag, wenn er sich von demselben plötzlich überflügelt sieht.

Sobald es außer Zweifel stand, daß die Untersuchung nichts gegen Plant ergeben werde, fanden sich noch andere respektablere Bewunderer seiner Kühnheit und seiner Talente bei ihm ein, zuerst Baron Oldershausen, dann Graf Bärnburg und endlich sogar General Mardefeld und Jeder von ihnen wünschte, Plant möge sich an die Spitze irgend eines Unternehmens stellen.

Sie alle waren von der Krankheit der Zeit ergriffen, auf der Jagd nach den Idealen derselben, aber ein gewisses Schamgefühl verbot ihnen, selbst die bis nun reinen Hände in fremde Taschen zu versenken, sie wollten dies unangenehme Geschäft durch einen Anderen besorgt wissen und Plant schien ihnen der Geeignete, der auserwählte Mann dazu.

Plant begann nachzudenken, ein Projekt jagte das andere in seinem Kopfe, zuletzt blieb er zwischen einer Bank und einer Eisenbahnunternehmung stehen, wie Buridan's Thier. Aber er war in keiner Weise blöde.

„Wir wollen Beides ausführen", sagte er zu

ſich ſelbſt, „eines nach dem anderen. Mit Hilfe der Königin muß mir Alles gelingen, das Verwegenſte ſogar. Wenn ich ſie nur einmal ſprechen könnte.“

Das Schickſal, in der anmuthigen Geſtalt Hanna's, kam ſeinen Wünſchen entgegen. Ihre Zofe brachte ihm ein Billet, das berauſchend nach Reſeda duftete und deſſen Inhalt in ihm die kühnſten und köſtlichſten Hoffnungen weckte. Es lautete: „Lieber Plant! Ich erwarte Sie heute Abends neun Uhr in meinem Wagen in der Nähe des Mauthhauſes von Weißendorf. Hanna.“

Weißendorf iſt eine entlegene Vorſtadt der deutſchen Reſidenz

Plant dachte mit Recht an ein galantes Abenteuer und fand ſich, auf das Sorgfältigſte gekleidet, friſirt und parfumirt bei dem Rendezvous ein, und zwar als Mann von Welt um eine Viertelſtunde früher. Hanna kam pünktlich in ihrem Wagen, ließ halten, winkte Plant zu ſich und hieß ihn einſteigen.

„Ich weiß nicht Generalin“, begann Plant, als der Wagen wieder im Rollen war, „wie ich ſo viel Vertrauen verdienen ſoll —“

„Sie haben mich ſelbſt darüber belehrt, daß uns das Vertrauen ebenſo wie die Liebe geſchenkt wird.“

„In der That, alſo laſſen Sie mich Ihnen ſagen,

wie glücklich Sie mich machen.“ Er hatte ihre Hand ergriffen, den Handschuh aufgeknöpft und umgeschlagen, und bedeckte sie jetzt mit Küssen.

„O, Herr Plant! so ist es nicht gemeint“, rief die Generalin mit einem hellen Lachen, „ich bin ebenso wenig in Sie verliebt, als Sie es in mich sind.“

„Was mich betrifft —“

„So sind Sie ein Genie in der Spekulation“, unterbrach ihn Hanna, „und das ist mir viel angenehmer, als wenn Sie ein glühender Anbeter wären, den Letzteren fände ich ohne Zweifel langweilig, während Sie mir mit Ihrem kühnen, unternehmenden Wesen ganz gut gefallen. Aber zur Sache. Ich bin im Begriffe, Sie zu entführen. Sie fürchten sich hoffentlich nicht, Ihre kostbare Person, die Sie mir bereits schriftlich überliefert haben, nun auch faktisch in meiner Gewalt zu wissen, denn es wird von meiner Seite äußerst romantisch dabei verfahren werden, aber diesmal hat die Romantik ihre praktische Seite, man fürchtet ein wenig Ihre Indiskretion.“

„Ich verstehe nicht —“

„Sie werden sofort verstehen“.

Die Generalin nahm ihr Tuch, dem derselbe Resedaduft entströmte wie ihrem Billetdoux und band Plant die Augen zu.

„Aus welchem Ritterroman haben Sie das?"

„Das ist noch lange nicht Alles", erwiderte Hanna, „geben Sie mir ihre Hände."

Sie zog eine starke seidene Schnur hervor, und ehe Plant noch recht wußte, um was es sich handle, hatte sie ihm die Hände gebunden.

„O! das wird ja immer romantischer" murmelte er.

„Es ist nur, damit Sie die Binde nicht vorzeitig entfernen", sagte die Generalin. „Man fürchtet Sie, Sie sind ein gefährlicher Mensch. Und jetzt, wo Ihre Hände nicht mitsprechen können, erzählen Sie mir von Ihrer Liebe, denn ich hoffe, daß Sie im Ernste in mich verliebt sind."

Plant biß sich auf die Lippe und schwieg.

Als der Wagen nach längerer Fahrt hielt, wurde er von zwei offenbar männlichen Armen herausgehoben und eine Treppe hinaufgeführt, dann ging es durch eine Reihe von Zimmern, bis endlich eine feine weibliche Hand die seine faßte und ihn weiter geleitete.

„Wir sind am Ziele, irrender Ritter", sagte plötzlich die helle spöttische Stimme der Generalin, zugleich nahm sie ihm die Binde ab.

Plant sah sich in einem großen, reich geschmückten Gemache mit prachtvollen Gemälden, das durch fünf

Kerzen auf einem goldenen Armleuchter nur mäßig erhellt war.

Auf einer Ottomane, die mit einem Tigerfell bedeckt war, lag eine Dame ausgestreckt, deren Gestalt eine Art faltiger Domino von Rosaseide, mit weißen Spitzen garnirt, verhüllte, während ihr Gesicht sich hinter einer schwarzen Sammtlarve verbarg.

Die Dame sah ihn lange und aufmerksam an mit großen gebietenden Augen, welche durch die Larve noch feuriger und drohender wurden, dann gab sie ihm einen Wink, Platz zu nehmen.

Plant ließ sich in einem Fauteuil, das für ihn bereit stand, nieder, während die Generalin zu den Füßen der maskirten Dame auf einem Schemel saß.

„Sie haben da ein sehr gewagtes Spiel gemacht, mein Herr", begann die Dame mit der Sammtlarve, „aber das Glück scheint Ihnen günstig, oder ist es Ihr überlegener Geist, der das Glück zu zwingen versteht? Wir haben alle durch Sie gewonnen und zwar über alles Erwarten in so kurzer Zeit. Der Erfolg macht Muth und reizt zu weiterem Wagniß. Haben Sie nicht irgend ein Projekt, das sich mit meinem — mit unserem Beistand realisiren ließe? Ein Mann wie Sie muß immer Pläne, Ideen haben, die auf ihn einstürmen, ihn förmlich

quälen, nun haben Sie Gelegenheit Ihre ſtolzeſten Entwürfe durchzuführen. Wir vertrauen Ihnen, zeigen Sie ſich dieſes Vertrauens werth. Nun, was haben Sie mir zu ſagen?"

„Ich kann nicht ſprechen, wenn ich die Hände gefeſſelt habe", gab Plant gemeſſen zur Antwort.

„Nun, ſo gib ihn frei, Hanna", ſprach die Dame mit der Larve.

„Es wäre gefährlich er iſt ſehr wißbegierig."

„In dieſem Falle weiß ich Alles, was ich zu wiſſen nöthig habe", ſagte Plant.

„Wie das?" fragte die Dame mit der Sammtlarve.

„Ich weiß, daß ſich die ſchönſte Frau der Welt hinter dieſer Maske verbirgt", fuhr er fort.

„Und das wäre?

„Meine Königin." Plant ließ ſich raſch auf die Knie nieder, und blieb ſo vor der maskirten Dame, welche ſich lebhaft aufgerichtet hatte, liegen.

„Wer ſagt Ihnen?"

„Mein Gefühl, Majeſtät", erwiderte Plant in einem Ton, den er vortrefflich Schiller abgelauſcht hatte, halb Mortimer, halb Poſa.

„Es giebt nur eine Frau auf Erden, die mir dieſen überwältigenden Eindruck macht und meine Knie in den Staub zwingt."

Die Dame mit der Maske blieb einige Zeit stumm, sie war offenbar auf diese Wendung nicht gefaßt gewesen, rathlos blickte sie bald auf Hanna, bald auf Plant.

„Ich hoffe, daß man Ihnen vertrauen darf," sagte sie endlich zu dem Letzteren.

„Die Zeit der absoluten Herrschaft, des ritterlichen Lehendienstes ist vorüber", gab Plant zur Antwort, „es ist nur noch unser Herz, das uns bestimmen kann, unserer Freiheit zu entsagen. Sehen Sie in mir Ihren Vasallen, Majestät, den ergebensten Ihrer Unterthanen, ja Ihren Sklaven, und gebieten Sie über mich, wie über eine Sache, die Ihr Eigenthum ist, wie über ein willenloses Werkzeug Ihrer Pläne." Dabei dachte aber das willenlose Werkzeug: „Jetzt ist Alles gewonnen, die Königin ist in meiner Hand und soll die schönste Marionette meines Puppentheaters werden."

Auf einen Wink der maskirten Dame löste Hanna Plant's Fesseln, er erhob sich und zugleich nahm die Erstere die Sammtlarve ab, und er blickte zum ersten Male in dieser Nähe in das schöne herrische Antlitz der Königin. Sein Herz pochte heftig.

„Setzen Sie mir nun Ihren nächsten Plan auseinander", begann die Königin, welche ihn jetzt, wo sie keine unbekannte mehr war, wo die Gloriole der

Herrschaft „von Gottes Gnaden“ sie umschwebte, vor sich stehen ließ wie einen Supplikanten, einen Unterthan, einen Sklaven.

Und Plant begann in seiner klaren, überzeugenden Weise seine kühnen Projekte zu entwickeln.

Die beiden Damen lauschten athemlos dem praktischen Philosophen, wie sie andächtiger vor hundert Jahren keinem Schöngeist, und vor einem halben Jahrtausend keinem Minnesänger hätten lauschen können.

9. Kapitel.

Bist Du Gottes Sohn, so sprich zu dem Stein, daß er Brod werde.

Rosenzweig war der Erste, dem Plant die Idee und die Grundzüge seines Projektes einer allgemeinen Güterbank entwickelte, er fand sich dadurch nicht wenig geschmeichelt und da er mit einer Art blinden Fatalismus an Plant und sein Glück glaubte, erklärte er sich, ohne das geringste Bedenken zu äußern oder irgend eine Bedingung zu stellen, bereit, mit seinem ganzen Ansehen und Vermögen für das Unternehmen einzustehen.

In einer Soirée, welche Rosenzweig zu diesem Zwecke gab, gewann Plant eine Reihe anderer „großen Leute" für dasselbe.

Während im Salon halbnackte Damen und steife junge Gecken mit großen Backenbärten und gelang-

weilten Gesichtern, um das Piano gruppirt, irgend einer in Rosaseide gekleideten Baroneſſe zuhörten, die deutsche Lieder, mit sehr viel Gefühl und sehr wenig Stimme sang, und jene Damen, die ihren Taufschein nicht mehr verleugnen konnten, da er auf ihrem Gesichte durch die Schminke durchschlug, mit gesetzten Diplomaten, mürrischen Militärs und runden lächelnden Bankiers in zwei anstoßenden Zimmern Whist spielten, zog Rosenweig bald den einen, bald den anderen jener Auserwählten, welche Plant an seinem bevorstehenden Triumphzuge theilnehmen lassen wollte, in das Rauchzimmer, und jedesmal war zufällig auch Plant da, um gemüthlich eine Havanna zu rauchen, und entwickelte, so weit er es für gut fand, seinen Plan.

In den nächsten Tagen fanden förmliche Konferenzen der Gründer statt, an denen außer Plant und Rosenzweig auch Baron Oldershaufen, Graf Bärnburg und General Mardefeld theilnahmen.

Es war Allen bereits bekannt, daß die Königin stille Theilnehmerin an den Geschäfte sei, und die projektirte Bank sich ihres besonderen Schutzes erfreue doch berührte Niemand diesen delikaten Punkt, da Plant keinem der Anwesenden bestimmte Mittheilungen in dieser Richtung gemacht hatte; es genügte ihm

daß der Glanz der Majestät unsichtbar die kleine Versammlung umschwebte, und ein entfernter Schimmer desselben bis in die schmutzigen Säle der Börse drang.

Während Plant bisher Theilnehmer für sein Unternehmen gesucht hatte, begann in den folgenden Tagen eine förmliche Jagd nach Plätzen in dem Gründungscomité, die ersten Bankiers der Residenz befanden sich unter den Bewerbern. Plant hatte die Wahl, und verstand es, die Reihen seiner Anhänger durch die angesehensten Namen der Finanzwelt zu ergänzen.

In zweiter Linie stand eine Gruppe von Damen, welche sich nicht offen an das Tageslicht wagten, aber mit bedeutenden Kapitalien an der neuen Bank betheiligten.

Da war zuerst die Gräfin Bärnburg, deren abgespannte Nerven nur noch durch Spiel und Spekulation erregt werden konnten, Micheline Baronin Oldershausen, die kluge Tochter Rosenzweig's, der das „Geschäft" im Blute lag, die Generalin Mardefeld, welche ihre kleinen Ersparnisse mit Plants Beistand auf der Börse verzehnfacht hatte und Valeria, welche in knisternder Seide in das Bureau des „Unbestechlichen" kam und eine Aufnahme fand, deren Liebenswürdigkeit zu neun Zehntel auf Rechnung

des Königs zu setzen war, den Plant durch sie gleichfalls in den kühnen Handel hereinzuziehen hoffte.

Plant gewann endlich noch eine Verbündete von unschätzbarem Werthe an der Räthin Teschenberg. Er ging zu ihr, ohne daß Jemand von diesem Schritte eine Ahnung gehabt hätte, legte sich ihr in seiner halb bescheidenen, halb ironischen Weise zu Füßen und lud sie ein, sich an der Gründung der allgemeinen Güterbank zu betheiligen.

Die Räthin zupfte verlegen an den Quasten ihres echt französischen Schlafrockes und zog die Augenbrauen sehr erstaunt in die Höhe.

„Sie wollen offenbar über mich spotten", sagte sie, „die ganze Stadt weiß ja, daß ich, die Mutter der Armen, selbst nur eine Arme bin, wie sollte ich, die Gott jeden Abend mit Inbrunst für das tägliche Brod dankt, eine Summe zur Verfügung haben — Ich bin arm wie eine Kirchenmaus."

Plant lieferte hierauf eine gelehrte Abhandlung über die Mäuse, aus der umstößlich hervorging, daß die Kirchenmäuse durchaus nicht die ärmsten seien.

„Sie haben gewiß schon häufig von den sogenannten Betheiligungen gehört", sagte er endlich, „die Institute geben den Zeitungen eine Anzahl Aktien, um gewiß zu sein, daß sie keiner scharfen

Kritik unterzogen, sondern vielmehr in ihrem Wirken unterstützt werden. Es ist für mich, speciell für mich von Werth, eine Dame, welche, wie keine zweite, die allgemeine Achtung genießt —"

Stumme Verneigung der Räthin.

„Unter den Gründern der Güterbank erscheinen zu sehen. Ich verlange von Ihnen, meine Gnädige, kein Kapital. Ich nehme an, daß Sie sich mit 10,000 fl. betheiligen und werde die Ehre haben, Ihnen persönlich 10 Stück Aktien zu 1000 fl. zu überreichen."

Die Räthin sah Plant ein wenig mißtrauisch an, während ihr großes feistes Gesicht langsam zu strahlen begann.

„Aber — Sie verzeihen — was habe ich dafür zu thun?"

„Nichts weiter als durch Ihren Namen dem Unternehmen ein gewisses Lustre zu geben." Dies Mal sprach Plant vollkommen aufrichtig.

„Es könnte aber ein schiefes Licht auf mich und den Verein, dem ich vorzustehen die Ehre habe, werfen, wenn man erführe —"

„Man wird erfahren, daß Sie sich mit 10,000 fl. betheiligt haben", unterbrach sie Plant eifrig, „nichts weiter und man würde im Gegentheil erstaunen, wenn

Sie einem Unternehmen ferne bleiben wollten, das sich an allen wohlthätigen Anstalten in hervorragender Weise betheiligen wird."

„Indem Sie dies sagen, machen Sie es mir zur Pflicht, Herr Plant, mich nicht auszuschließen —"

„Es ist auch Ihre Pflicht, Frau Räthin, ein gemeinnütziges Wirken wie das unsere zu unterstützen."

Die Beiden wurden hierauf bald einig und Plant sagte sich vergnügt, daß er den Beistand der Räthin nicht zu theuer bezahlt habe, er hätte ihr gerne das Fünffache gegeben, wenn sie es verlangt hätte, ja diese Frau war geradezu unbezahlbar für ihn. Was nützte ihm Rosenzweig, was nützten ihm die anderen Bankiers, und Grafen und Barone? Sie gaben Geld und gaben ihre Namen, welche in jenen Kreisen Vertrauen erweckten, die ohnehin bereits von der Spekulationen vollkommen ergriffen waren, aber die Räthin Teschenberg, die Mutter der Armen, gewann ihm mit einem Schlage alle kleinen Leute, sie eroberte jene Schichten der Bevölkerung, welche das Börsespiel und was damit zusammenhängt, als etwas Unchristliches verdammten und verabscheuten, sie gab dem Unternehmen einen moralischen Glanz und das verlockende Gepräge der Redlichkeit und Solidität.

Nachdem ihm dieser große Schritt gelungen war, ging Plant daran, die Zeitungen zu gewinnen.

Es war im Salon bei General Mardefeld, wo diese wichtige Operation zur Sprache kam.

„Mir scheint kein Blatt nach dem „Unbestechlichen" so entscheidend für das Gelingen unserer Pläne", bemerkte Rosenzweig, „als die „Reform".

„Sehr richtig", fügte der General hinzu, „es genießt großes Ansehen, man beachtet es sehr in Regierungskreisen und Seine Majestät der König liest es mit besonderer Vorliebe, trotz seiner offenen, oft scharfen Kritik aller politischen Maßnahmen."

„Das Blatt ist ohne Zweifel wichtig", sagte Plant, die Stirne runzelnd, „aber ich fürchte, wir müssen uns von allem Anfang an mit dem Gedanken befreunden, in demselben einen Gegner, und zwar unseren gefährlichsten, zu erblicken. Sowohl der Redakteur Wiepert als mein Freund Doktor Andor sind Ideologen der ärgsten Sorte."

Hanna wurde aufmerksam und beschäftigte sich bei dem Samowar, um unbemerkt und scheinbar unbekümmert kein Wort von dem Gespräche zu verlieren.

„Ich zweifle, das sie sich gewinnen lassen werden", fuhr dieser fort, „für Geld sind einmal Beide absolut nicht zugänglich."

„Sie wissen, daß jede Tugend ihren Preis hat," warf Micheline hin.

„Ich wage zu behaupten, daß Andor eine Million ebenso empört zurückstoßen würde, wie eine Fünfguldennote", erwiderte Plant, „er ist durch keine Summe zu bestechen, vielleicht durch andere Werthe, zum Beispiel durch ein schönes Weib, das weiß ich nicht, aber durch Geld gewiß nicht."

„Das ist schlimm", bemerkte der General, „Doktor Andor führt eine Feder, die gefürchtet ist."

„Eine sehr gefährliche Feder", stimmte Plant bei, „aber ich will Alles aufbieten, ihn unschädlich zu machen. Wir sind Jugendfreunde, und er ist der Mann, die Freundschaft im römischen Sinne zu nehmen und sich aufzuopfern, um das Glück eines Freundes nicht zu zerstören."

Hanna wandte sich ab, das Blut war ihr vom Herzen zum Kopf geschossen, sie empfand etwas wie Aerger und doch auch wie Beschämung, als sie die natürlichen Gegner des Mannes, den sie von sich gestoßen hatte, mit so seltener Achtung von demselben sprechen hörte.

Und doch hatten sie nur die halbe Wahrheit gesagt, ja nicht einmal diese.

Die „Reform" war unter Wiepert's gediegener

und edler Leitung immer ein geachtetes Blatt geweſen, aber allgemein geleſen, von den Einen bewundert, von den Anderen gefürchtet wurde ſie erſt, ſeitdem Andor ſeine ganze Kraft, ſeine vielſeitigen Kenntniſſe, ſeine zugleich klare und feurige Schreibweiſe, ſeinen ſtets energiſchen und idealen Geiſt, ſeine beiſpielloſe Unerſchrockenheit in den Spalten derſelben mehr und mehr entfaltete. Die Zahl der Abonnenten war ſeit ſeinem Eintritt in die Redaktion beinahe auf das Vierfache geſtiegen.

Die Stimme der „Reform“ wurde in allen Schichten der Bevölkerung, wurde von den Miniſtern, den Diplomaten, ja am Hofe und von dem Könige ſelbſt nicht weniger beachtet, als jene des Landtages.

Es gab Niemanden im Lande, der nicht überzeugt war, daß in dieſem Blatte jedes Wort wahr, und wenn vielleicht aus einer irrigen Auffaſſung entſprungen, doch vollkommen ernſt und redlich gemeint war. Politiker, Spekulanten, Künſtler und Schauſpieler wußten in gleichem Maße, daß die Mitarbeiter desſelben in keiner Weiſe beſtechlich ſeien, ſo kam es, daß jedes Lob der „Reform“ vollwichtig angenommen wurde und jeder Tadel, und daß ein Angriff derſelben gleichbedeutend war mit tödtlicher Verwundung, wenn nicht mit Vernichtung des Angriffenen.

Auch die Börse war längst darüber einig, daß der „Unbestechliche" durch seine glänzenden finanziellen Artikel nur die Spekulationen seines Redakteurs einzuleiten und zu verdecken habe, während die „Reform" die Verhältnisse des Geldmarktes immer nur sachgemäß und parteilos besprach.

Man las den „Unbestechlichen" gerne, aber Glauben schenkte man doch nur der „Reform", dagegen wurde die letztere nur von den anrüchigen Leuten gefürchtet, während vor dem ersteren auch die anständigen Menschen zitterten.

Plant wußte, wie sehr er die „Reform" zu fürchten hatte, und nur sie; dies erbitterte ihn nicht wenig gegen die beiden Redakteure derselben, und er mußte sich selbst erst durch einige durchaus nicht schmeichelhafte Anreden bestimmen, sein Gefühl auch diesmal seiner Klugheit unterzuordnen, ehe er den ebenso wichtigen als peinlichen Gang in die feindliche Redaktion machte.

Als er eintrat, saß Wiepert in seinem Rollstuhl und diktirte seiner Frau eben einen Artikel gegen die Demoralisation, welche das zunehmende Börsespiel in Deutschland im Gefolge habe, ein ganz artiges journalistisches Gewitter mit Donner und Blitz.

Plant blieb stehen und hörte lächelnd einige

der kräftigsten Sätze. Als Wiepert ihn bemerkte, legte er die Hand über die Augen und sprach: „Es ist Jemand da, sieh' doch nach, Pauline."

Er hatte nämlich Plant noch nie gesehen.

Dieser trat jetzt vor, verneigte sich und sprach:

„Ich bin Plant, der Herausgeber des „Unbestechlichen".

„So", sagte Wiepert, zog die Augen zusammen, musterte ihn, nicht lange zwar, aber scharf, und wies ihm einen Stuhl an, „was führt Sie zu mir?"

„Geschäfte, Herr Doktor", erwiderte Plant, indem er sich recht unbefangen in den Stuhl warf und Wiepert seine mit den theuersten Havannas gefüllte Zigarrentasche anzubieten versuchte, aber der Versuch mißlang. Wiepert lehnte weder ab, noch nahm er an, er schien Plant's Liebenswürdigkeit einfach nicht zu bemerken.

„Geschäfte", wiederholte er mit einem Tone, der Plant wie ein Messer traf, „ich wüßte nicht, welche Art Geschäfte wir zusammen machen könnten."

„Es dürfte Ihnen vielleicht bekannt sein, daß ich mit Rosenzweig, dem Grafen Bärnburg —"

„Ah! Sie wollen von der projektirten Bank sprechen?"

„Es ist bereits mehr als ein Projekt", sprach

Plant, „und ich bin gekommen, um Sie zu bitten, dem neuen Unternehmen Ihren Beistand zu leihen —"

„Herr Plant", rief Wiepert, „sind Sie von Sinnen oder glauben Sie, daß ich meinen Verstand verloren habe? Wir kennen den glücklichen Spekulanten, welcher die Börse mit einem gefälschten Briefe der Kreditbank dupirt hat, und wir haben keine Lust, mit diesem Manne in irgend welche Verbindung zu treten. Eine Bank, die er gründet, kann nur ein schwindelhaftes Unternehmen sein und ein solches werden wir niemals unterstützen."

„Herr Wiepert, Sie haben Familie —"

„Was soll das?" schrie der arme, kranke, gelähmte Mann auf, indem er sich groß und imposant in seinem Rollstuhl aufrichtete und einen Augenblick vor Plant stand, „wagen Sie es nicht, mir — mir anzubieten — was Ihnen so geläufig ist und was ich nicht über meine Lippen bringen kann. Adieu, Herr Plant."

„Ich bitte Sie, die Sache zu überlegen", begann Plant von Neuem.

„Adieu, Herr Plant," wiederholte Wiepert.

Plant erhob sich und näherte sich dem Gelähmten, da blitzten ihn ein paar muthige Augen zornig an und Frau Pauline vertrat ihm den Weg.

„Mein Herr, da iſt nichts zu überlegen“, ſagte ſie nach Athem ringend, „Sie beleidigen meinen Mann und regen ihn auf, ich erſuche Sie, uns zu verlaſſen.“

„Aber ich bitte, meine Gnädige —“

„So gehen Sie doch“, herrſchte ihm die kleine Frau mit jener Majeſtät der Weiblichkeit zu, die keinen Widerſpruch verträgt und keinen Ungehorſam zuläßt.

Plant machte ein ziemlich ungeſchicktes Kompliment und ging. Auf der Treppe blieb er ſtehen und überlegte. „Ein kranker Menſch“, ſagte er endlich laut und zuckte die Achſeln, „ich will mit Andor ſprechen“, fügte er leiſe hinzu.

Es war ein Abend, wo Valeria ſpielte, und als Plant in der Dämmerung — er liebte ſich in ihrem grauen Nebel zu verbergen — in das alte wohlbekannte, ſeit langer Zeit nicht betretene Haus kam, hieß es, Andor ſei im Theater. Plant begab ſich hierauf in das Theater, ſetzte ſich auf den Sperrſitz, welcher der Redaktion zur Verfügung ſtand, und nach dem Schluſſe des Aktes — er war in der Mitte des dritten hereingekommen — ſendete er den Billeteur zu Andor und ließ ihn in das Foyer bitten.

Es war ein echt deutsches Foyer, mit kahlen Wänden, zugig und schmutzig, in dem sich die beiden Freunde trafen.

„Lieber Andor", begann Plant, den Angeredeten krampfhaft unter den Arm fassend, „ich bitte Dich, mir eine halbe Stunde zu schenken, ich habe wichtig und dringend mit Dir zu sprechen, aber hier ist es recht ungemüthlich, komm' mit in eine Weinstube, da setzen wir uns in eine Fensternische —"

„Ich ziehe es vor, in der Allee hinter dem Theater auf- und abzugehen", erwiderte Andor, „es ist eine schöne sternenhelle Nacht und zu dieser Stunde wird uns kein Mensch stören."

„Auch gut."

Sie traten, Arm in Arm, aus dem Schauspielhause und gingen schweigend bis zu den alten großen Kastanienbäumen, welche über ihnen die Aeste zu einem dunkeln Gewölbe vereinigten, durch das nur hie und da die goldenen Himmelslichter, gleichsam verstohlen niederblickten.

Andor blieb stehen und ließ Plant's Arm los.

„Was hast Du mir also zu sagen?" begann er mit einem Ernst, welcher Plant's Hoffnungen sehr herabstimmte.

„Ich werde nicht viel Worte machen", gab Plant

zu Antwort, er bemühte sich möglichst schlicht zu erscheinen und schlug einen warmen herzlichen Ton an, „wir sind ja alte Freunde, ich kenne Dich und Du kennst mich, mit Dir kann ich offen reden, wie wenn ich ein Selbstgespräch halten würde. Ich stehe auf dem Punkte, mein Glück zu machen, lieber Andor."

„Zum wievielten Male?" rief Andor, ziemlich spöttisch, was sonst nicht seine Art war.

„Ich habe viel erreicht, das ist wahr", entgegnete Plant ruhig, „aber diesmal stehe ich an dem Wendepunkte meines Lebens."

„Du sprichst von der Bank, die Du zu gründen im Begriffe bist."

„Ja, Andor, ich spreche von diesem Unternehmen, das sich der Unterstützung der ersten Geldkräfte unseres Landes und der Gunst hoher und allerhöchster Personen erfreut. Ich bin auf dem Wege, das Ziel, das ich seit Jahren angestrebt habe, zu erreichen und ich rechne dabei auf Dich, ich rechne auf Deine oft bewährte Freundschaft. Ich hoffe, daß Du mir nicht entgegentreten wirst —"

„Du sagst, daß Du mich kennst", unterbrach ihn Andor, „ich sehe eben, wie wenig dies der Fall ist, Du müßtest sonst wissen, daß ich weder in Gutem noch Bösem mich je von persönlichen Rücksichten oder

Gefühlen bestimmen lasse. Die Person ist mir nichts, das Prinzip Alles. Wenn Dein Unternehmen meinen Grundsätzen entspricht, werde ich dafür sein, wenn es meine Ueberzeugung beleidigt, werde ich dagegen sein, verstehst Du?"

„Also noch immer der alte Prinzipienreiter!"

„Meinetwegen der Don Quixotes des Prinzips", sagte Andor lächelnd, „ich werde mich nicht mehr ändern, lieber Plant, ich bin zu alt dazu."

„Wenn Du nicht für mich auftreten willst", wendete Plant ein, „so weiß ich doch, daß Du nicht gegen mich schreiben, sondern einfach schweigen wirst."

„Da bist Du wieder im Irrthum", rief Andor, „zu einer Sache schweigen, die man verurtheilt, ist nur etwas weniger unredlich, als eine solche Sache verfechten. Die Presse ist mir eine heilige Sache. Um mit Abraham a Santa Clara zu sprechen, so heißt es, seine Feder immer zuerst in sein Gewissen und dann in die Tinte tauchen."

„Sehr schön", erwiderte Plant, „aber Du stehst mit solchen Anschauungen allein in einer Welt, die Dich nicht versteht, und die — weit entfernt Dich zu bewundern — Dich noch überdies verspotten wird. Wirst Du denn nie praktisch werden? Jetzt wäre die beste Gelegenheit für Dich, Ansehen, Einfluß, Reich-

thum zu erringen. Fasse endlich Vertrauen zu mir, laß' mich Dir beweisen, wie aufrichtig, wie gut ich es mit Dir meine, gehe den Weg, den ich Dich führen werde, und Dein Name wird bald jenen Klang haben, der ihm gebührt, Du wirst mich sogar wahrscheinlich sehr rasch überholen, denn Du hast ja viel mehr gelernt, wie ich, gib diesen idealen Trotz auf, mit dem Du einer neuen Welt, die Du Dich zu verstehen sträubst, gegenüberstehst, streife diesen Mondscheinmenschen ab, folge mir und Du wirst mir auch einmal Recht geben, ja, Du wirst mir dankbar sein."

„Auf der Bahn, die Du betreten hast, Plant, bin ich nicht im Stande, Dir zu folgen."

„Aus welchem Dichter hast Du das? vermuthlich aus Schiller."

Die beiden Freunde gingen einige Zeit stumm neben einander her.

„Ich lasse jede Ansicht gelten", sagte plötzlich Plant, indem er stehen blieb und die Spitze seines Stockes gegen den runzeligen Stamm eines alten Kastanienbaumes stemmte, „jede, die sich begründen läßt und — und dies entscheidet in meinen Augen — Erfolge aufzuweisen hat. Bei Dir sehe ich mich aber vergebens nach Erfolgen um, was hast Du mit so viel Geist, Talent, Kenntnissen, Charakter und

Begeiſterung während der ganzen Zeit Deines Strebens, Deiner öffentlichen Thätigkeit erreicht? Was haſt Du für Dich erreicht? oder wenn Dir das verächtlich erſcheint, was haſt Du für Andere erreicht? Haſt Du Deinen Mitmenſchen irgend einen Nutzen gebracht haſt Du ihr Leben verſchönert? Welcher Art ſind die Vortheile, ſind die Genüſſe, welche wir Dir zu danken haben, oder haſt Du die Welt in irgend einer Richtung verbeſſert?"

„Es iſt nicht Jedermanns Sache, große Wirkungen hervorzubringen, genug, wenn man in ſeinem kleinen Kreiſe redlich wirkt."

„So zeige mir den Nutzen, den Du in einem kleinen Kreiſe geſtiftet haſt", rief Plant, „wo ſind Deine Erfolge? Ich will Erfolge ſehen, greifbare Erfolge, dann werde ich an Dich und Deine ideale Sendung glauben."

„Der Teufel aber ſprach zu ihm: Biſt Du Gottes Sohn, ſo ſprich zu dem Stein, daß er Brod werde", entgegnete Andor.

„Was willſt Du damit beweiſen?"

„Daß es das alte Wort des Verſuchers iſt, das mir aus Deiner Rede herausklingt", ſagte Andor, „und weißt Du, was der Sohn Gottes zur Antwort gab: Der Menſch lebt nicht allein vom Brod."

„Ich sehe einen Gegensatz zwischen uns, der jedes Einvernehmen unmöglich macht", murmelte Plant.

„Den sehe ich lange schon."

„Ich für meinen Theil bedauere Dich", fuhr Plant fort, „Dein Streben wird unfruchtbar bleiben, es wird eine Zeit kommen, wo Du auf Dein Leben zurückblicken wirst, wie der Verschwender, der ein ererbtes Vermögen leichtfertig vertändelt hat, mit Groll, mit Reue —"

„Nein, Plant, das werde ich nie", sprach Andor mit einer freudigen Gewißheit, die etwas Erhabenes an sich hatte, „Jene, welche bei ihren Handlungen nicht von Eigennutz, sondern nur von Menschenliebe geleitet waren, sind häufig verlacht, ja — sogar verfolgt worden, und starben nicht selten in Armuth und Elend, aber bereut hat Keiner von ihnen. Das Licht, das aus Ihnen heraus die Welt für sie verklärte, erlosch immer erst mit dem Lichte des Lebens.

Ich habe große und heilige Ideale, das ist richtig, aber deshalb bin ich nicht so unpraktisch, wie Du glaubst. Ich bin nur zu wenig selbstsüchtig. Du denkst nur an das Nächste, ich denke weiter, der ganze Unterschied liegt vielleicht nur in unserem Auge. Der Kurzsichtige glaubt leicht, daß Jener, welcher in die Ferne sieht, sich selbst täuscht und ihn belügt.

Nicht das allein ist wahr, was man mit Händen greifen, mit seinen beiden Augen sehen kann. Es gibt Dinge, die sich nicht tasten, nicht berechnen und nicht wägen lassen, und die deshalb doch sind und größere Wirkungen üben, als jene nächsten greifbaren, an die ein Jeder glaubt."

„Wenn ich Dich so reden höre", sagte Plant nach einer kleinen Pause, während er sich damit unterhalten hatte, Blätter von den Bäumen herabzuschlagen, „frage ich mich, wer von uns Beiden ein Narr ist, aber daß wir Beide unmöglich bei gesundem Verstande sein können, darüber bin ich nicht mehr im Zweifel."

Andor blickte auf die Uhr. „Es ist Zeit für mich in das Theater zurückzukehren, ich möchte den letzten Akt nicht gerne versäumen. Hast Du mir noch etwas zu sagen?"

„Nichts."

Plant reichte ihm die Hand, die Andor nur zögernd nahm. So schieden sie. Nachdem Plant einige Schritte gegangen war, blieb er stehen und blickte Andor nach.

„Von nun an sind wir offene Feinde", sagte er, „aber eigentlich waren wir es von jeher. Ich habe seine Sentenzen immer abgeschmackt gefunden." — —

Nachdem die Zeitungen und die Räthin, welche wenigstens ebenso viel leistete, als sämmtliche Journalisten zusammen, das Publikum gehörig vorbereitet hatten, wurde eines Tages an dem ersten Stockwerk eines palastartigen Hauses in der Königsstraße eine große Tafel mit goldenen Lettern angebracht, im Erdgeschosse wurden die frisch angestrichenen Thüren eines Komtoirs aufgelehnt, ein großer, dicker, grober, Portier nahm seinen Posten im Thorwege ein und die „allgemeine Güterbank" trat in's Leben.

Um 10 Uhr Vormittags sollte die Emission der Aktien beginnen; schon nach 9 Uhr mußte Polizeimannschaft erscheinen, um die Passage frei zu erhalten, so sehr war die Menge angewachsen, welche die Thüren des Komtoirs belagerte.

Schlag 10 Uhr begann die Einschreibung, begann der wüthende Kampf um den Eingang. Man stieß sich mit den Elnbogen, trat sich mit Füßen, drückte sich gegenseitig auf dem frischen Anstrich der Thüren ab, schimpfte und fluchte, wie es nur gebildete Deutsche allein in solchen Lagen vermögen, und die Frauen, welche sich in das Gedränge gewagt hatten, wurden zwar förmlich in Stücke gerissen, aber gewiß in zarter Weise, wie es einem Volke ziemt, das die „Würde der Frauen" erfunden und die Verehrung

derſelben ſeit beinahe 1000 Jahren als ſein Monopol anſieht.

Am Abende, als Alles glücklich vorbei war, verſammelten ſich die vornehmſten Gründer bei Roſenzweig. General und Generalin Mardefeld waren gleichfalls anweſend.

„Nun, was haben Sie bei der „Reform“ ausgerichtet?“ fragte Baron Oldershauſen Plant, welcher einſtimmig zum Direktor der Bank erwählt und mit einem doppelten Miniſtergehalte bedacht worden war.

„Nichts“, gab er trocken zur Antwort, „wie es von dieſen Ideologen zu erwarten war.“

Hanna wurde wieder purpuroth, aber ſie empfand diesmal nicht allein Aerger und Scham, Andor begann ihr zu imponiren, und ſie ſollte bald eine noch ganz andere Entdeckung in Bezug auf ihr Gefühl für ihn machen. Während die Männer den Gegenſtand in ernſter Weiſe noch weiter erörterten, warf Micheline, wie ſie es liebte, eine boshafte Bemerkung ein, welche eine Reihe ebenſo merkwürdiger als verſchiedener Wirkungen hervorbrachte.

„Andor iſt ja der Liebhaber der Belmont“, rief ſie. Sie wollte offenbar ſagen wie kann der Mann ein Idealiſt ſein, der eine Maitreſſe anbetet.

„Das iſt nicht möglich“, ſchrie Plant, indem er aufſprang und die Hände, wie ein Muſelmann beim Schwur, flach vor ſich hinhielt, ſein Auge rollte wild, ſeine Bruſt arbeitete heftig.

Hanna war bis in die Lippen bleich geworden und hatte die Hand unwillkürlich auf das Herz gepreßt.

Roſenzweig ſtand erſtarrt mit offenem Mund, während General Mardefeld aus vollem Halſe lachte.

Als Hanna an dieſem Abend zu Bette ging, dachte ſie, nach langer Zeit, wieder einmal über ſich ſelbſt nach, aber es waren unfreundliche unwillkommene Gedanken, die ihr ſchönes, ſonſt ſo ſorgloſes Haupt umſchwirrten.

„Was war das?“ ſagte ſie ſich immer wieder, „es traf mich wie ein Dolch, mitten in das Herz, welchen Antheil nehme ich noch an ihm, weshalb ſoll er nicht zu den Füßen dieſer Schauſpielerin liegen?“ und endlich fragte ſie ſich, ob es nicht Eiferſucht war, was ſie empfunden? „Nein, nein,“ brachte ſie ſich zum Schweigen, „nichts weiter als verletzte Eitelkeit. Ja, das war es, das allein.“

Ein Zufall wollte, daß der König kurz danach auf den Einfall kam, eine Theatervorſtellung am Hofe zu arrangiren und Hanna die Hauptrolle in einem

Proverbe von Muſſet erhielt, und es war kein Zufall, daß ſie Valeria Belmont wählte, um mit ihr die Rolle zu ſtudiren. Sie wollte die Frau kennen lernen, welche Andor liebte.

Eines Abends, als Andor eben mit Valeria den Thee nahm, blickte dieſe plötzlich auf die Uhr, zog unmuthig die Stirne zuſammen und ſagte dann: „Wir werden heute geſtört werden, es kommt eine Dame, um mit mir eine Rolle durchzunehmen, eine ſehr ſchöne und vornehme Dame, Du wirſt Augen machen.“

„Ich bin nicht neugierig.“

„Auch dann nicht, wenn ich Dir ſage, daß es die Generalin Mardefeld iſt?“

„Wann ſoll ſie kommen?“ fragte Andor, ohne nur eine Miene zu verziehen.

„Jetzt gleich.“

„Dann gehe ich.“ Er nahm Hut und Stock.

„Was fällt Dir ein?“

„Ich muß gehen.“ Er legte den Arm um Valeria's Taille, küßte ſie auf den blühenden Mund und eilte davon.

Als er die Treppe hinabſtieg, rauſchte ihm ein Frauengewand entgegen und er erblickte Hanna, welche leicht und anmuthig die Stufen herauf ſprang. In

dem Augenblicke, wo sie ihn erkannte, bedeckte eine tiefe Bläſſe ihr Antlitz, sie wankte und lehnte sich gegen die Mauer, indem sie den Arm auf das Geländer stützte.

Andor nahm den Hut ab und ging vorbei, auch ihm schoß das Blut zum Herzen, aber seine ernsten, gleichsam versteinerten Züge verriethen nicht die mindeste Bewegung.

7. Kapitel.

Die neue Anadyomene.

Andor hatte den Grafen Riva seit vielen Monaten nicht gesehen, wenn er zu ihm kam, hieß es, er sei nicht zu Hause, endlich sogar einmal, er sei verreist. Es schien ihm daher etwas ganz Besonderes anzukündigen, als der halbvermoderte Kammerdiener des Sonderlings, in seiner Livrée wie ein Knochenmann schlotternd, bei ihm in der Redaktion erschien und eine Karte desselben übergab, welche eine Einladung für den Abend zu einer „wichtigen Unterredung" enthielt.

Obwohl Valeria an diesem Abende zum ersten Male die Esther, in dem wunderbaren Fragment Grillparzer's spielte, begab sich Andor doch sofort nach Abschluß des Blattes in das kleine Palais, dessen Pforte, als er die Glocke zog, wie von unsichtbaren Händen geöffnet wurde. Der alte Diener kam ihm ent-

gegen und führte ihn zu seinem Herrn, der ihn elegant gekleidet, in dem sogenannten grünen Zimmer erwartete.

„Mein, lieber junger Freund", begann der Graf, nachdem sie allein waren, Andor bei der Hand fassend, „ich habe Sie zu mir bitten lassen, weil wir hier vollkommen ungestört sprechen können und ich Ihnen eine ebenso wichtige als zarte Frage zu stellen habe. Halten Sie mich weder für neugierig, noch für einen Sittenprediger, nur die Sorge um Sie konnte mich bestimmen, diese Sache zu berühren. Es ist mir recht unangenehm" — er hielt inne, machte einige Schritte durch das Zimmer, blieb dann vor Andor stehen und beschäftigte sich heftig mit einem Knopfe seines Rockes. „Lieben Sie diese Valeria Belmont und ist es wahr, daß sie — Ihre — Ihre Geliebte ist?"

„Als Mann von Ehre sollte ich die Antwort schuldig bleiben", erwiderte Andor, unangenehm überrascht, „aber jedes Gesetz, das strengste, erkennt Ausnahmen an, ich glaube kein Unrecht zu begehen, wenn ich Ihnen sage: Ja, ich liebe Valeria."

„Und sie?"

„Sie liebt mich wieder."

Der Graf nahm sich wie ein Verzweifelter beim Kopfe und rannte im Zimmer hin und her.

„Was haben Sie?" fragte Andor betreten.

„Mein Gott! was soll daraus werden!“ rief der Graf, „ich sehe, Sie sind auf dem Punkte, wo es schwer, wo es für den Mann, der aufrichtig und glühend liebt, beinahe unmöglich ist, sich zurückzuziehen und doch — Sie dürfen dieses Verhältniß nicht fortsetzen, Sie konnten es nur in einem Irrthum befangen schließen, so wie ich Sie kenne, Sie sind in das Netz einer Messalina gerathen, armer Freund, die mit Ihnen ein grausames und schmachvolles Spiel treibt, und das Unglück ist, daß Sie diese Messalina lieben.“

„Ich sehe mit Bedauern, Herr Graf, daß auch Sie, der Kenner der Menschen und der Verächter ihrer Bosheiten und Niedrigkeiten, den Gerüchten Glauben schenken —“

„Hören Sie mich Andor“, unterbrach ihn Riva mit Würde, „ich spreche nie anderen Leuten nach, niemals, und ich bin der Letzte, irgend Jemand, und wäre es eine Straßennymphe, zu verurtheilen; wenn ich diesmal — ganz gegen mein Prinzip — rede, so geschieht es nur in der Herzensangst um Sie. Sie sind in Gefahr, so lange Sie zu diesem Weibe in Beziehung stehen, Ihre Ehre ist in Gefahr. Ein ganzes Leben voll Redlichkeit könnte vielleicht nicht genügen, das Schandmal vergessen zu machen, das Ihnen

dieses Weib vor den Augen der Welt früher oder später aufdrücken wird. Hören Sie mich und erfüllen Sie mir nur diese eine Bitte. Prägen Sie sich die Anklagen ein, welche ich gegen diese Frau erhebe, halten Sie sich dieselben fortan stets vor Augen und beobachten Sie das Leben dieser Frau ruhig, aufmerksam, scharf und sehen sie selbst, ob ich ihr Unrecht thue. Ich sage Ihnen, Valeria Belmon ist die Favorite des Königs und die Astarte eines ganzen Kreises anbetender Götzendiener. Widersprechen Sie mir nicht, gehen Sie, denken Sie nach, und beobachten Sie. Ihr Herz, Ihr Ehrgefühl wird Ihnen dann sagen, was Sie zu thun haben."

„Ich danke Ihnen", sagte Andor, indem er seinen Hut nahm, „und ich werde Alles aufbieten, um in dieser Sache klar zu sehen, aber ich hoffe, daß Sie Unrecht haben."

„Ich würde es wünschen", sagte Riva schmerzlich lächelnd, „um Ihretwillen, armer Freund."

Andor hatte nach dieser Unterredung eine recht unruhige Nacht. Am Morgen hatte das Mißtrauen bei ihm gesiegt und er begann die Geliebte mit einer Schärfe zu beobachten, welche bei einem bis zum Wahnsinn Verliebten mindestens sehr merkwürdig war.

Bisher war ihm Valeria immer nur auf den Brettern oder in ihrem reizenden Boudoir, in den

wunderbaren Stunden traulichen Alleinseins entgegengetreten, jene Valeria, welche die Welt kannte, war für ihn eine Fremde. Er erinnerte sich jetzt daran, und verließ Mittags das Bureau der „Reform", um die Geliebte auf ihrer Triumphfahrt zu sehen, welche sie, wie er gut wußte, täglich zu dieser Stunde durch die Hauptstraßen der Residenz und den Thiergarten unternahm. Er vermied die Gassen, durch welche sie kommen mußte, eilte durch Seitengäßchen dem Gitterthore des Parkes zu, und wendete sich hier von der Hauptallee ab, um in einem schmalen, mit derselben parallel laufenden Laubgange, von Valeria unbemerkt, die Art ihres Auftretens studiren zu können. Er ging an seine Aufgabe so ernst und genau, wie wenn es einen Pergamentband zu durchforschen gelte.

Er wartete nicht eben lange, so kam Valeria in ihrer offenen Equipage, einen großen dicken Kutscher auf dem Bocke und einen kleinen Bedienten hinter sich, angefahren, sie trug eine Robe von Rosaseide, mit kostbaren weißen Spitzen, wie mit duftigem Schnee bedeckt, einen kleinen Rosahut und ein Bouquet in der Hand, die Schleppe ihrer Robe flatterte gleich einer Fahne aus dem Wagen heraus und schleifte von Zeit zu Zeit über den Koth der Räder.

Andor ſah einen jungen Kavalier, der ihr in ſeinem Wagen, ſelbſt die Pferde leitend, entgegenkam, ſie grüßen. Der Gruß hatte etwas ſo Leichtes, Vertrauliches an ſich, daß Andor am liebſten ſofort durch die Zweige gebrochen und gleich einem Tiger dem Frevler an die Kehle geſprungen wäre, aber Valeria nickte und winkte mit den Augen, und lächelte, ſie war offenbar nicht im Mindeſten verletzt.

Andor verlor ſie bald aus dem Geſicht, füllte jedoch die Pauſe bis zur ihrer Rückkunft von der üblichen Tour zum Rondeau, dadurch nützlich aus, daß er in die Hauptallee bog und ſich unter die Fußgänger miſchend, einem ſehr intereſſanten Geſpräche zwiſchen einer Modiſtin und einem Friſeur zuhörte.

„Soll das wahr ſein", ſagte eben die Modiſtin, „die Generalin Mardefeld? Ei! ich bin doch viel im Hauſe, unſere Madame ſendet immer mich hin, wenn ein Hut, den die Generalin gekauft hat, dort abzugeben iſt, oder etwas zum Moderniſiren abgeholt wird, aber man erfährt nichts von den Dienſtleuten, nicht das Mindeſte. Bis jetzt ſteht ſie tadellos da, vollkommen tadellos, aber freilich, wer kann einer Majeſtät widerſtehen."

„Ich ſage Ihnen, Fräulein Liſette", erwiderte der Friſeur, „ich bediene doch die meiſten Damen

vom Theater, wie Sie wissen, und habe auch die Ehre, die Belmont zu frisiren, aber es ist nur ein Jubel unter der Bagage, daß der König jetzt der Generalin den Hof macht und die Belmont nächstens fortschicken wird, Bagage, sage ich, weil es ein Neid ist von dem Weibervolk. Die Valeria bleibt doch ein schönes Weib, und am Ende wird sie sich gar nicht so viel daraus machen, wenn der König nicht mehr kommt, sie kann dann erst recht ungenirt ihr Leben genießen, was sie jetzt doch heimlich thun muß. Und bezahlt ist sie! Eine halbe Million hat sie in der englischen Bank, und das Palais, in dem sie wohnt, hat ihr der König zum Geschenke gemacht, und auch die Villa da draußen vor Kurzem erst."

Andor kehrte um, er hatte genug gehört.

Als Valeria ihn, vom Rondeau zurückkehrend, einholte, ritt Baron Oldershausen neben dem Schlage ihres Wagens und sie plauderten und scherzten und lachten. Er vernahm kein Wort von ihrem Gespräche, aber die Art und die Weise, in der dasselben geführt wurde, verletzte ihn.

Plötzlich gerieth die Wagenreihe in's Stocken und es hieß: der König kommt! Die Fußgänger blieben stehen und bildeten ein lebendiges Spalier. Andor bemerkte, wie Valeria dem Baron einen Wink

und er seinem Pferde die Sporen gab, um rasch aus ihrer Nähe zu verschwinden. Schon sah man den König, der auf dem hohen Bock eines kleinen Wagens saß und selbst kutschirte, Alles grüßte ergeben, Valeria verneigte sich tief, ihr Blick begegnete lächelnd jenem des Königs, welcher huldvoll dankte, und zugleich drückte sie das Bouquet, das sie in der Hand hielt, unmerklich an ihr Herz.

Andor zog den Hut in die Stirne herab und seufzte auf. Sollte Riva recht haben? Er hatte manches gehört und mit eigenen Augen gesehen, was dafür zu sprechen schien, aber war dies Alles genügend, um ein Weib zu verurtheilen, von dem er sich geliebt wußte, um ein Weib zu verlassen, das er anbetete? Finster kehrte er an seinen Tisch in die Redaktion zurück, der Zweifel saß ihm im Herzen, die Freude an der Arbeit war dahin, er schrieb und las, um dann wieder in ein dumpfes Hinbrüten zu verfallen.

Als er Abends zu Valeria ging, sah er eine dichte Gruppe Neugieriger der besseren Stände vor dem strahlenden Fenster einer Kunsthandlung. Auch er blieb stehen und sah unerwartet aus einer breiten Goldrahme Valeria ihm entgegenlachen.

Er wußte überhaupt nicht, daß sie einem Maler gesessen war und nun gar in dem sehr bedenklichen

Kostume einer Bacchantin. Schön war sie, berückend schön, in dem offenen mit Weinlaub geschmückten Haare und dem Pantherfell, das die herrliche Bildung ihrer Büste und ihrer Arme sehen ließ, aber was war dies? im besten Falle eine Reklame, welche das Weib mit seinen seltenen Reizen für die Künstlerin machte.

Andor setzte seinen Weg ziemlich ärgerlich fort, er war entschlossen, mit Valeria über das Bild ernstlich zu zanken, als sie aber erst wieder an seinem Halse hing, da küßten ihre rothen brennenden Lippen alle Vorwürfe von den seinen, allen Unmuth von seiner Stirne und sogar den Zweifel .aus seinem Herzen weg.

Am folgenden Tage überraschte er die Langschläferin, was sie früh am Morgen nannte, nämlich zu jener Zeit, wo der schlichtere und bessere Thei der Menschheit zu Mittag zu essen pflegt.

„Du kommst heute zu einer verdrießlichen Stunde", rief sie ihm von Weitem schon entgegen, „zur Strafe dafür mußt Du mir jetzt helfen."

„Helfen? wobei?" fragte Andor, der Valeria in einem kostbaren Morgenrock vor ihrem kleinen Mahagonischreibtisch sitzen sah, mit einer Stahlfeder zwischen den weißen Zähnen und die schöne Hand mit Tinte beklext.

„Da Du nicht über mich schreibst, muß ich es selbst thun", erwiderte sie, und lehnte sich dabei in den kleinen Lehnstuhl zurück, um mit der Fußspitze im Takt gegen den Tisch zu klopfen und Andor von unten herauf auzulächeln.

„Was, Du schreibst für Zeitungen, und noch dazu über Dich selbst?" rief Andor empört.

„Ja, dieser schwarzen Kunst mache ich mich schuldig", gab Valeria spöttisch zur Antwort, „aber glaube mir, Andor, ich thue nichts, was nicht Andere in noch viel größerem Maßstabe thäten. Um heutzutage emporzukommen, muß man sich selbst loben wie Richard Wagner, oder alle Anderen herabsetzen, wie Paul Lindau. Wenn man es nicht selbst zu einer Größe bringen kann, nun dann macht man die Anderen klein, so lange klein, bis es den Anschein hat, daß sie uns nicht mehr überragen. Freilich kommt am Ende nicht viel dabei heraus, Goethe bleibt Goethe, Gottschall Gottschall, und Paul Lindau Paul Lindau, aber es ist doch ein Vergnügen!"

Nicht lange nach dieser Unterredung zog Valeria in ihre Villa und obwohl dieselbe nahe genug war, erlaubte es Andor seine angestrengte Thätigkeit doch nicht, wie in der Stadt, täglich zu ihr zu kommen, dafür machte er sich dann von Zeit zu Zeit, wenn

Valeria nicht spielte, für einen ganzen Tag frei und brachte denselben bei ihr zu. Valeria schien dann wieder, wenn nicht zum Kinde, so doch zum munteren unverdorbenen Mädchen zu werden, und wenn sonst alles Raffinement des Luxus sie nicht mehr zufrieden stellen konnte, war sie dann glücklich, wenn sie mit Andor an dem Ufer ihres kleinen Teiches im Grase sitzen, Kränze aus bescheidenen Feldblumen winden und die Schwäne, welche, sich stolz aufblähend, herangeschwommen kamen, mit Brodkrumen füttern konnte.

Einmal kam Andor auf den unglücklichen Einfall, die Geliebte mit seinem Besuche zu überraschen, er hatte bis tief in die Nacht hinein gearbeitet und sich dadurch den kommenden Tag erobert.

Es war ein frischer strahlender Morgen, als er die Residenz verließ und auf hübschen Feldwegen, wo ihn das grüne Korn zu beiden Seiten mit seinen im Sonnenlichte blitzenden Wogen begleitete, oder stillen in sanfte Düsterheit gehüllten Waldpfaden der Villa seiner Göttin zuschritt.

Als er sich dem Eisengitter mit den vergoldeten Pfeilspitzen, das dieselbe einschloß und das von Gott Amor selbst verfertigt schien, näherte, überlegte er, ob er die Gelegenheit nicht benützen solle, um sich über

die Geliebte und ihre zweifelhaften Verhältnisse Gewißheit zu verschaffen. Er verwarf den Gedanken als häßlich und unwürdig, um ihn von neuem als klug und praktisch in Erwägung zu ziehen und endlich siegte wieder seine Ehrlichkeit.

Er zog die Glocke an dem Gitterthor und bald erschien der Portier, welcher ihn freundlich begrüßte und einließ.

„Die Gnädige ist im Bade", sagte er, „vielleicht wollen der Herr Doktor die eben angekommenen Zeitungen durchlesen."

„Ich danke", gab Andor zur Antwort, „ich werde im Parke bleiben."

Er ging den wohlbekannten, sich zwischen mit Baumgruppen besetzten Wiesen sanft schlängelnden Kiesweg zum Teiche hin, wurde hier von den Schwänen mit einem gut gemeinten, aber recht garstigen Geschrei begrüßt und ließ sich dann in einer Grotte aus Tuff auf einer Moosbank nieder, von der aus man eine hübsche Aussicht genoß.

Er saß noch nicht lange an dieser Stelle, als er fünf Reiter auf der Fahrstraße herankommen und vor dem Gitterthore der Villa halten sah. Der Portier öffenete ihnen, und als sie abstiegen, erkannte Andor Rosenzweig und dessen Schwiegersohn Baron

Oldershausen, die drei anderen Herren, von denen der eine die Uniform der Garde du Corps trug waren ihm fremd. Er sah noch den Kutscher und den Reitknecht ihre Pferde in Empfang zu nehmen und sie selbst durch das große mit Säulen geschmückte Portal in die Villa treten, dann erhob er sich und ging gleichfalls auf die letztere zu, in der Absicht, der kleinen Zofe einen Gruß an Valeria aufzutragen und dann den Heimweg anzutreten.

Andor trat unbemerkt von rückwärts ein, fand die Thüre des Boudoirs offen, aber die Portieren gegen den Salon zu geschlossen, so daß er nicht weiter zu gehen wagte, sondern sich in einen der kleinen Fauteuils warf und das große Photographien-Album zur Hand nahm, das er merkwürdiger Weise noch nie angesehen hatte.

Das erste Bild war das des Königs.

Das überraschte ihn zuerst ziemlich unangenehm, aber er dachte: „In welchem Album der sogenannten guten Gesellschaft darf dieses Bild fehlen, und in welchem wird es nicht den ersten Platz einnehmen.

Er schlug das Blatt um, da war wieder Se. Majestät, und noch einmal. Andor kam nicht dazu, weiter zu blättern, denn eben traten die Herren von der andern Seite stürmisch genug herein.

„Im Bade ist sie?“ hörte er eine ihm unbekannte Stimme fragen.

„Wir wollen sie im Bade sehen,“ rief Rosenzweig.

„Sie soll uns einlassen“, meckerte eine dritte Stimme, „oder wir sprengen die Thüre.“

„Das ist durchaus nicht nöthig“, hörte Andor jetzt Valeria's volle schöne Stimme Antwort geben, „denn da bin ich und hier die Strafe für Ihre Unverschämtheit, Graf.“

Eine Reitpeitsche pfiff durch die Luft, ein Säbel klirrte und fünf Stimmen brachen in ein rohes gellendes Gelächter aus.

„Geben Sie uns ein Dejeuner“, sagte jetzt Oldershausen in jener trägen gedehnten Sprechweise, die jetzt in der Aristokratie en vogue ist und einem immerwährenden Gähnen gleicht.

„Ja, ja, Belmont, wir sind in der schmutzigsten Absicht gekommen“, stimmte der Meckernde bei.

„Und Champagner“, rief Rosenzweig, „das versteht sich von selbst.“

„Ein Frühstück sollen Sie haben, meine Herren“, erwiderte Valeria, „aber keinen Champagner.„ Sie zog zugleich die Glocke.

„Was, keinen Champagner?“ schrien Alle zugleich.

„Nein, Sie scheinen mir ohnehin etwas montirt, und ich liebe die Exzesse nicht", entgegnete Valeria scharf und zurechtweisend.

„Aber Göttliche", flehte Rosenzweig, „wir müssen Champagner haben."

„Ja, wir müssen Champagner haben", wiederholte der Chor.

„Gut, meine Herren", rief Valeria mit dem Uebermuthe einer Göttin, die eben den Olymp verlassen hat, „dann trinken Sie den Champagner, in dem ich mich eben gebadet habe."

„Was?" — „Sie baden sich in Champagner?" — „Nicht möglich!" — „Das ist stark." — „Bah! Sie scherzen", riefen die Herren durcheinander.

„Ich scherze nicht", sprach Valeria, „Champagner ist nach Menschenblut das erprobteste Mittel, Schönheit und Jugend zu erhalten, und da ich leider keine Gelegenheit habe, mich gleich Ludwig XI. oder Elisabeth Nadasdy in warmem Blut zu erfrischen, so bade ich mich jede Woche einmal in Champagner."

„Und wir sollen diesen Champagner trinken?" meckerte es mit Begleitung von Säbelgeklirr.

„Wie unpoetisch", rief Rosenzweig, dessen verlebte Sinne der Gedanke angenehm kitzelte, „fragen Sie Graf, ob wir ihn trinken dürfen? Gläser her!

Wo iſt das freundliche Element, dem Du entſtiegen biſt, neue Anadyomene, champagnerſchaum-geborne!"

„Gläſer her!" ſchrien die Anderen durcheinander, dann eilten ſie fort, ſie drangen offenbar in das Badezimmer.

Andor hörte noch Valeria's melodiſches triumphirendes Gelächter, dann verließ er das Zimmer und das Haus, um ſich durch den Park zu entfernen, er kam bis zu der kleinen Pforte, durch welche man aus demſelben in die Felder gelangte, fand ſie aber verſchloſſen und bemühte ſich vergebens, über das Gitter zu ſteigen. Die vergoldeten Pfeile drohten ihn zu ſpießen und hielten ihn feſt, als den Gefangenen ihrer Herrin.

Es blieb ihm nichts übrig, als, auf die Gefahr, von Valeria erblickt zu werden, durch das vordere Thor hinauszugehen, als er ſich aber dem vor der Villa befindlichen mit weißem Kies beſtreuten Platze näherte und die geliebte Frau, im weißen duftigen Morgenrock mit offenem, nur von einem rothen Sammtband gehaltenen Haare in der Mitte der fünf Herren ſtehen ſah und lebhaft mit denſelben konverſiren hörte, verlor er den Muth und blieb unentſchloſſen hinter einem Bosquet ſtehen, das ihn der luſtigen Geſellſchaft verbarg.

„Sie haben Ihren Champagner gewollt und haben ihn erhalten," rief Valeria, welche die vornehme Bande wie eine Königin ihre Unterthanen behandelte, „ich will dafür meine Spazierfahrt haben. Ich bin gewohnt täglich um diese Zeit meine Tournee zu machen, und da eines meiner Pferde krank ist und die Ihren, wie der Graf uns versichert, das Einspannen nicht vertragen, werde ich Sie selbst einspannen, meine Herren!"

„Welche neue Laune!" rief der Garde du Corps, seinen kleinen Schnurrbart drehend.

„Diese Idee ist noch bizarrer, als die mit dem Champagner", gähnte Baron Oldershausen.

„Bizarr oder nicht", erwiderte Valeria, „ich spanne Sie ein,"

„Das wäre denn doch — " machte der Offizier

„Wer sich nicht auf der Stelle fügt, darf nie wieder über meine Schwelle", rief Valeria mit blitzenden Augen. „Werden Sie also gehorchen?"

„Ja Göttin", entgegnete Rosenzweig, indem er die zum Befehl erhobene Hand der schönen Schauspielerin ergriff und abküßte, „aber ist es denn Ihr Ernst, uns, die wir symbolisch Ihren Triumphwagen ziehen, auch faktisch gleich Pferden vor Ihren Phaëton zu spannen?"

„Ja wohl, Sie Alle meine Herren“, ſagte Valeria einen böſen Zug von Verachtung um die blühenden Lippen. „Sie ſprechen jederzeit ſo viel von Ihren Gefühlen für mich, von den Opfern, welche Sie mir zu bringen im Stande wären; nun, ich werde Sie Alle wie Sie da ſind, auf die Probe ſtellen, vor meinen Phaëton ſpannen und dieſes koſtbare Geſpann ſelbſt durch die ganze Reſidenz kutſchiren.“

„Ein guter Spaß“, antwortete der Garde du Corps.

„Kein Spaß“, gab die Schöne boshaft zurück, „ſondern voller, je nachdem Sie es auffaſſen, bitterer oder ſüßer Ernſt.“

„Sie wäre im Stande, dieſe tolle Idee auszuführen“, quetſchte Oldershauſen mühſam heraus.

„Ich werde ſie ausführen und zwar auf der Stelle“, ſagte Valeria, ſie ertheilte dem Kutſcher ihre Befehle und dieſer zog raſch einen kleinen leichten Wagen auf den Kiesplatz heraus. „Nun?“ fragte ſie mit unnachahmlicher Geringſchätzung über die Achſel weg, und ſo groß war die Macht der ſchönen Tyrannin über ihre Anbeter, daß ſie ihr willenlos folgten und ſich ohne Widerrede von ihr paarweiſe vorſpannen ließen.

Als dies gelungen war, ſtieg Valeria mit einem

triumphirenden Lächeln auf den Kutschbock und ergriff die Zügel.

„Aber Baron", rief sie, „ich sehe erst, daß Sie übrig geblieben sind.„

„Oldershausen, Du mußt auch ins Joch", schrie der Garde du Corps.

„Es fehlt eben ein Sechster", sagte Olderhausen.

„So ist es", rief Valeria, „wo nehme ich aber schnell noch einen meiner Sklaven her?"

„Nehmen Sie mich", sprach in diesem Augenblick Andor mit gepreßter zitternder Stimme.

Es war aus dem Bosquet getreten und Valeria blickte erschreckt in sein bleiches, drohendes Gesicht. Sie faßte sich indeß schnell.

„Sie werden nicht eingespannt", sagte sie, mit einem stolzen Lächeln ihr Haar zurückwerfend, „Sie sind das Publikum, sehen Sie zu, wie hübsch ich fahre", und sie begann das seltsame Gespann lustig um die Villa herumzujagen, unbekümmert um die zornigen Thränen, welche Andors Augen füllten.

8. Kapitel.

Worin unser Held diesem Namen alle Ehre macht.

Nachdem Andor die Villa der Geliebten eilig verlassen hatte, war er in dem nahen Walde herumgeirrt, gleich den Gott-begeisterten Männern längst vergangener Zeiten, welche in die Einöde gingen, um ferne von der Welt über das Elend der Menschen nachzudenken und über die Mittel demselben abzuhelfen. Von Zeit zu Zeit setzte er sich auf einen abgehauenen mit Moos überwachsenen Stamm in die Nähe einer Quelle und löschte seinen Durst oder er warf sich auf den grünen Teppich nieder, um Beeren zu pflücken und mit denselben seinen Hunger zu stillen.

Müde, mit Staub bedeckt, das Haar verwirrt, das Auge fieberhaft, kehrte er in der Dunkelheit des Abends nach Hause zurück, um sich sofort an den Schreibtisch zu setzen und an Valeria zu schreiben. Es waren nur wenige Zeilen, die er auf das Papier warf. Sie lauteten:

„Ich habe an Dich geglaubt trotz Allem, was die Welt von Dir erzählt, und habe Dich geliebt mit aller Kraft meines Herzens. Seit heute glaube ich nicht mehr an Dich und deshalb gebietet meine Ehre, das Band zu lösen, das uns bis jetzt vereinigt hat.

Bedauere mich, daß ich Dich noch immer liebe.

Andor."

Er siegelte es und sendete es ab, dann ging er zu Wiepert.

Er kam wie gerufen.

Es fand eine Unterredung zwischen diesen beiden ehrlichen Menschen statt, deren Gegenstand Plant und ein neues von ihm soeben mit dem höchsten Glanz eingeführtes Unternehmen war. Das Ergebniß dieser Unterredung war, daß Valeria sofort wieder tief in den Schatten zurücktrat und Andor zum raschen und kräftigen Handeln aufgerufen, mit einem Male die ganze Stärke und Gesundheit seines Wesens zurückerlangt hatte.

Durch den überraschenden Erfolg der „allgemeinen Güterbank" kühn gemacht, war Plant mit seinem zweiten Projekt hervorgetreten.

Es galt diesmal den Bau einer Eisenbahn, welche eine bisher vom Staate vernachlässige, fruchtbare Provinz mit der Residenz verbinden und zugleich

an das Schienennetz eines großen Nachbarreiches anknüpfen sollte.

In dem Plane selbst lag nichts Gewagtes, nichts was Mißtrauen zu erregen im Stande war, im Gegentheil, die neue Bahn kam dem allgemeinen Bedürfniß entgegen, und es wurde deshalb der Königin leicht, Plant und den mit ihm verbündeten Herren Rosenzweig, Baron Oldershausen, General Mardefeld und Graf Bärnburg die Konzession zu derselben zu verschaffen, aber die Art und Weise, wie dieses nützliche Unternehmen zur Ausführung kam, war ein Faustschlag in das Gesicht aller rechtlich Denkenden.

Die Königin dagegen schien mit den Diensten, welche ihr Plant bei dieser Gelegenheit leistete, ausnehmend zufrieden, denn beinahe zugleich mit seiner Ernennung zum Generaldirektor der neuen Bahn erfolgte die Verleihung des Schwert-Ordens an ihn und seine Erhebung in den Freiherrenstand mit dem Beinamen „von Rheinfels."

Andor ging im Redaktionsbureau auf und ab und überlegte, obwohl es in ihm vor Zorn und Empörung kochte, er überlegte lange und schrieb dann an Plant:

„Herr Baron!

Bisher waren wir Freunde, wenn auch die Kosten dieser Freundschaft von mir allein getragen wurden,

von heute an ersuche ich Sie, in mir Ihren Gegner zu sehen. Ich habe mich den Anklagen, welche man gegen Sie und Konsorten bei Gelegenheit der Gründung der „allgemeinen Güterbank" erhob, nicht angeschlossen, weil mir die Beweismittel nicht zu Gebote standen, welche es mir möglich gemacht hätten, in dieser Sache Richter, und zwar ein unparteiischer und gerechter Richter zu sein.

Diese Beweismittel stehen mir jetzt gegenüber der neuen Bahn zu Gebote, welche unter Ihrer Leitung in das Leben getreten ist; bei diesem Unternehmen sind Verhältnisse zu Tage gekommen, welche die öffentliche Meinung, die dort, wo die Gerechtigkeit wehrlos erscheint, an die Stelle derselben zu treten berufen ist, in geradezu schamloser Weise herausfordern.

Da ich nichts so sehr verabscheue, als Falschheit und Treulosigkeit, finde ich es nöthig, ehe ich gegen Sie und Konsorten öffentlich auftrete, Sie von meiner Anschauung in dieser Sache in Kenntniß zu setzen.

Dr. Andor."

Als auch dieses Schreiben an seine Adresse abgegangen war, fühlte sich Andor wohl und frei wie schon lange nicht. Er hatte zwei Verhältnisse, die ihn in eine schiefe Stellung der Welt gegenüber und, was ihm noch mehr galt, in Zwiespalt mit sich

selbst zu bringen drohten, zu gleicher Zeit abgeschüttelt und damit zwei ganz achtenswerthe moderne Herkulesarbeiten vollbracht.

Es gehört wahrlich viel Kraft dazu, ein schönes Weib, das von dem Glanze des Luxus verklärt ist und das man überdies anbetet, aufzugeben, und zwar aus keinem Grunde, als weil sie die Geliebte eines Königs ist (ein Umstand, der in den Augen unserer Männer von heute nur ein Reizmittel mehr abgeben würde) und nicht weniger eines Halbgott würdig erscheint es, einem Freunde den Rock vom Leibe zu geben, so lange er arm ist, und ihm den Rücken zu kehren, wenn er zu Ansehen, Einfluß und Reichthum gelangt ist, wieder nur aus dem sehr spießbürgerlichen Gesichtspunkte, weil er in unseren Augen kein Ehrenmann mehr ist.

Das Schreiben Andors versetzte Plant in nicht geringe Aufregung; er war klug und erfahren genug, um die Gefahr, welche ihm und seinem Unternehmen drohte, sofort in ihrer ganzen Größe und Bedeutung zu übersehen, aber es lag nicht in seinem Wesen, sich lange mit Befürchtungen abzugeben.

Er sann auf Abwehr und suchte nach einem Verbündeten; er ließ zu diesem Zwecke alle Jene die Vortheile irgend welcher Art an ihn und seine

Unternehmungen fesselten, vorüberziehen und plötzlich schien er die richtige Person gefunden zu haben, denn er nickte zweimal lächelnd mit dem Kopfe und nahm seinen Hut, um den General Mardefeld aufzusuchen.

Als Hanna im grünen Reitkleide, einen kleinen Männerhut mit wehendem Schleier auf dem Kopfe, die Reitgerte unter dem Arme, mit hochgerötheten Wangen von einem Ritte, den sie mit ihrer königlichen Freundin gemacht hatte, spät Abends — einfache Leute würden gesagt haben: Nachts — heimkehrte, erstaunte sie nicht wenig, ihren Mann mit Plant in ihrem Salon zu finden. Die feierlichen Mienen der Beiden kündigten ihr ein Ereigniß an.

„Was giebt es? Was ist geschehen?" fragte sie lebhaft, zog ihre gelben Stulphandschuhe rasch aus und warf Sie auf den Tisch.

„Lies vor Allem diesen Brief", begann der General, ihr Andor's Schreiben an Plant reichend.

Sie setzte sich in die Nähe der Lampe, las und zuckte die Achseln. „Nun, und was weiter?"

„Du nimmst die Sache leicht", sagte der General, „weil Du nicht ahnst, was für uns auf dem Spiele steht."

„Es ist bei diesem Unternehmen manches vor-

gekommen", — ergänzte Plant — „unter uns können wir es ja offen eingestehen, was einem geschickten Gegner nicht geringe Blößen für einen Angriff darbietet. Wenn Doktor Andor gegen uns auftritt, hat er Kenntniß von diese Dingen, denn er ist nicht der Mann irgend Jemand ohne Grund und ungerecht anzuklagen, dies muß ich sogar in diesem Augenblicke, wo er mir als Feind gegenübersteht, anerkennen, und wenn Andor uns angreift, wird er es in einer Weise thun, welche in ganz Deutschland Aufsehen erregt, denn er besitzt den nöthigen Geist und eine Feder, welche Blitze zu sprühen scheint, wenn er eine gute Sache zu vertheidigen meint, und man wird ihm Glauben schenken, weil sein Ruf ein vollkommen makelloser ist."

„Sehr richtig", erwiderte Hanna mit einer boshaften Verneigung, „aber ich verstehe noch immer nicht, weshalb ich diese Angelegenheit gar so ernst nehmen soll."

„Unsere Ehre steht auf dem Spiele", brauste der General auf, „ich will nicht in den verdammten Zeitungen bei lebendigem Leibe geschunden werden, meine Ehre steht auf dem Spiele, verstehst Du, und also auch die Deine."

„Und soll das uns und unserer Ehre etwas nützen,

wenn ich ein ernstes Gesicht mache?" spottete Hanna, welche sich an der Verlegenheit der beiden Männer weidete.

„Du sollst mehr thun", sagte der General, „ja eigentlich Alles, Du bist die einzige Person, von der anzunehmen ist, daß sie auf diesen, für uns so gefährlichen Mann einigen Einfluß üben könnte. Du mußt ihn kommen lassen, ihn zu gewinnen trachten —"

Hanna sah ihren Mann groß an.

„Ihr Frauenzimmer wißt das schon zu machen, zeige einmal, daß Du eine kluge Frau bist, suche in ihm süße Erinnerungen zu wecken, Du verstehst mich wohl." Der General unterbrach sich selbst durch ein kurzes, häßliches Lachen.

„Wir sind bereit, Andor jede Summe zu bieten", fügte Plant hinzu.

„Aber Sie wissen ja, daß er kein Geld nimmt", fiel Hanna ein.

„Eben deshalb sollen Sie gnädige Frau —", erwiderte Plant, „ein Blick von Ihnen vermag vielleicht, was eine Million nicht vermag — aber Sie wollen uns nicht verstehen."

„Jetzt verstehe ich Sie", sagte Hanna, welche sinnend zu Boden blickte, „und da es mich interessirt,

zu sehen, wie weit meine Macht reicht, so will ich es thun, ich will mit ihm sprechen. Sind Sie nun zufrieden?"

„Vollkommen", sagte Plant; als er ihr beim Abschied die Hand küßte, flüsterte er Hanna zu: „Lassen Sie ihn hoffen, Alles hoffen."

Als Andor am nächsten Vormittag ein kleines Briefchen von Hanna erhielt, das ihn einlud, sie zu besuchen, da sie ihm wichtige Mittheilungen zu machen habe, las er die auf schönes englisches Papier hingeworfenen Zeilen zuerst noch einmal, dann ergriff er die Feder, um ihr zu schreiben, daß er ein Wiedersehen dieser Art zwischen ihnen für unstatthaft und überflüssig halte, besann sich aber, als er die Sache kühler zu betrachten anfing, und entschloß sich endlich zur bestimmten Stunde die Generalin aufzusuchen.

Er sagte sich, daß er sie hasse, daß er ihr gegenüber kühl und ablehnend erscheinen müsse, und doch pochte sein Herz heftig, als er dem Hause zuschritt, das sie bewohnte.

Sie hatte sich ihrerseits den ganzen Tag über mit Andor beschäftig, nicht daß sie daran dachte, ihre schöne Hand sanft und tröstend auf alte Wunden zu legen oder daß sie sich einen Plan entwarf, ihn zu überreden, ihm das Nessusgewand ihrer Reize

über den Kopf zu werfen und ihn dann seinen Feinden auszuliefern, nein, sie grübelte ausschließlich und mit einem beinahe heiligen Ernst darüber nach, in welcher Toilette sie den einst Geliebten empfangen solle.

Schon nach dem Frühstück hatte eine lange und ernsthafte Berathung zwischen der Generalin und ihrer Kammerfrau stattgefunden. Die Erstere, welche, wie alle Frauen, bei aller Eitelkeit sehr genau wußte, was ihr gut und was ihr schlecht ließ, war überzeugt, in keiner noch so reichen Toilette so glänzend auszusehen, wie in einem einfachen weißen Mousselinkleide, aber die Kammerfrau, eine Gelehrte in ihrem Fache, protestirte heftig dagegen, das Wetter sei herbstlich, kalt, stürmisch, eine so leichte Toilette nicht mehr passend und daher geschmacklos.

Nach lebhaftem Wortwechsel einigte man sich auf einen herrlichen Schlafrock von Rosa-Atlas mit echtem Spitzenüberwurf, in welchem Hanna bereits mehr als einen routinirten Salonhelden verwirrt und besiegt hatte, aber Mittags fand sie, daß diese Toilette eine gewisse Vertraulichkeit in die Begegnung bringe, welche Andor gegenüber in keiner Weise am Platze schien.

Zwei Stunden, bevor er kommen sollte, begann sich Hanna mit Hülfe ihrer Kammerfrau zu frisiren

und anzukleiden. Nachdem eine Reihe von Haartrachten versucht und verworfen worden war, entschied sich die Generalin für eine Frisur, welche sie einem pompejanischen Gefäß abgelauscht hatte, und als diese glücklich ausgeführt, die Augenbraunen fein gemalt und das Gesicht mit Poudre de riz gehörig geweißt war, zog sie einen schwarzen Seidenrock mit langer Schleppe an und schlüpfte in eine phantastische Jacke im orientalischen Geschmack, von weißem Cachemir mit großen Blumen in Goldstickerei und mit Goldfransen besetzt.

Die Farben stimmten trefflich und Hanna sah sich mit Genugthuung im Spiegel; plötzlich runzelte sie die Stirne und warf die prächtige Jacke zornig ab.

„Ich habe keine Taille in dieser Toilette", rief sie, „so mag sich eine Frau sehen lassen, die bereits jenen Embonpoint besitzt, den man galant „üppige Formen" nennt, wozu habe ich meine schlanke elegante Figur, die alle Welt bewundert, wenn ich sie bei so einer Gelegenheit verbergen soll?"

Die Kammerfrau stimmte nun für eine Sammtrobe, und die Generalin war sofort einverstanden, aber nun hieß es die Farben wählen.

Man nahm schwarz, denn schwarz macht schlank, aber das Kleid war dekolettirt und erschien deshalb

unpassend, eine Pensséesammtrobe, welche bei Sonnenlicht durch die wunderbarsten Lichteffekte bezauberte, zeigte sich bei Abendbeleuchtung zu unbestimmt in der Farbe und daher matt, eine grüne wurde als zu reich mit Spitzen geputzt verworfen, endlich wählte man ein granatrothes Sammtkleid, das, ohne jeden Aufputz, die Taille bis zum Halse einschloß und in reichen Falten von den Hüften herabfiel, um in langer Schleppe, die von Zeit zu Zeit in feuriger Gluth aufleuchtete, zurückzufließen.

Das Haar erhielt keinen weiteren Schmuck, als eine frische weiße Rose, und um das feine Handgelenk wurde ein Armband gelegt, das eine Schlange darstellte, die sich in den Schwanz biß, ein Symbol der Ewigkeit.

In dieser ebenso einfachen als reichen Toilette machte die Generalin einen höchst distinguirten Eindruck. Nachdem sie sich mit Hilfe von zwei großen Stehspiegeln von allen Seiten besehen hatte, war sie zur Noth mit sich zufrieden, und nahm in ihrem kleinen Salon auf einem Sopha Platz.

Es lagen einige Prachtwerke mit Zeichnungen von Dorée auf dem Tisch vor ihr, die sie mehr als einmal durchgeblättert, aber wie es eben Frauenart ist, nie genau angesehen hatte, sie schlug also den

Don Quixotes auf und ließ die köstlichen Szenen desselben an sich vorüberziehen, sie versenkte sich zum ersten Male in die wunderbaren Landschaften, mit denen der französische Meister die Märchen seines Landsmannes Perrault und besonders das Dornröschen illustrirt hat. Und so kam, ganz gegen ihren Willen allmälig eine Stimmung über sie, die ihr seit Jahren fremd geworden war, und in der die Poesie und Herzenswärme der ersten Mädchenjahre unerwartet aufflackerte, so daß sie Mühe hatte sich zu fassen und das ewig lächelnde, dabei aber ewig kalte Gesicht der Weltdame wieder zu gewinnen, als ihr Andor gemeldet wurde.

Er trat langsam, aber fest und sicher ein, verneigte sich mit jener Würde, welche, wenn sie mit Ernst und geistiger Bedeutung vereint ist, den Frauen am Manne viel besser gefällt, als graziöse Leichtigkeit, und blickte dem schönen Weibe, das einst sein ganzes Leben beherrscht und das in verlassen und verrathen hatte, ruhig und furchtlos in's Auge.

Die Generalin hatte sich erhoben, um ihm zwei Schritte entgegenzugehen und ihm die Hand zu reichen, die er nur mit seinen Fingerspitzen berührte, dann bat sie ihn, Platz zu nehmen, lächelte liebeswürdig und sprach sehr viel und rasch, fragte und fragte von

Neuem, ohne die Antwort auf die erste Frage abzuwarten, kurz benahm sich wie Jemand, der in namenloser Verlegenheit ist und seine ganze gesellschaftliche Sicherheit aufbietet, um dieselbe zu verbergen.

Andor versuchte nicht ein einziges Mal zu Worte zu kommen, er gewann auf diese Weise Zeit, des Eindruckes Herr zu werden, den ihm das einst geliebte, jetzt zum vollkommensten Weibe, das die Phantasie eines Raphael und Goethe zugleich ersinnen kann, gewordene Mädchen machte.

Dieser Eindruck war zuerst ein überwältigender, sein Herz drohte zu zerspringen, Alles an ihm bebte in innerlicher Qual, hätte er nicht gelernt, zu heucheln, sich zu verbergen, wie die Andern, er hätte sich vor ihr niedergeworfen und hätte gerufen: „Ich liebe Dich, Dich habe ich allein geliebt und nur Dich werde ich immer lieben, setze Deinen Fuß auf meinen Nacken, nur stoße mich nicht ganz von Dir."

Aber Andor war, wie es der Beste gleich dem Schlechtesten ist, doch auch nur ein Kind seiner Zeit und daher praktisch genug, um einzusehen, daß ein solcher Ausbruch seines Gefühls, ein so demüthiger Fußfall seines Stolzes, die Generalin gewiß sehr belustigt, ihm jedoch keinen Nutzen gebracht hätte und so bezwang er sich und erschien kühl, ja schroff und abweisend.

„Aber Sie ſagen mir ja kein Wort“, rief endlich Hanna, „ſollten ſich Jene getäuſcht haben, welche — welche mir einigen Einfluß auf Sie zumuthen, welche weil ſie meine innige Theilnahme für Sie und Ihre ſchönen Beſtrebungen kennen, ſich der Illuſion hingaben, daß auch Sie einiges Vertrauen zu mir beſitzen, und mich daher mit einer Miſſion betrauten —“

„Mit welcher Miſſion, Frau Generalin?“ fragte Andor gelaſſen, es waren dies die erſten Worte, die er ſprach.

„Ich bin ſehr glücklich“, fuhr Hanna mit einer Gönnermiene fort, die in Andor Alles, was Mann in ihm war, aufregte und empörte, „Ihnen ſagen zu können, daß man auch in den höchſten Kreiſen Ihren Charakter und Ihre Talente ſchätzt, und Alles aufbieten will, Sie zu gewinnen. Nur im vollſten Vertrauen auf Ihre Ehrenhaftigkeit wage ich es, Ihnen anzudeuten, daß unſere Majeſtäten ſelbſt ſich an den verſchiedenen Unternehmungen Ihres Freundes Plant betheiligen —“

„Vergebung, daß ich unterbreche, aber Plant iſt nicht mein Freund, ich berühre keine Hand, die nicht rein iſt“, fiel Andor beinahe heftig ein, „und laſſen Sie mich zugleich einen Zweifel ausſprechen, der mir

auf dem Herzen liegt. Daß man gewiſſe Talente an mir ſchätzt, muß ich glauben, da man mich zu fürchten ſcheint, aber meinen Charakter ſcheint man nicht hoch anzuſchlagen, ſonſt würde man nicht wagen —"

„Aber, lieber Andor, werden Sie mir doch nicht böſe", rief Hanna faſt ängſtlich, indem ſie ſeine Hand faßte, „ich' meine es gut mit Ihnen, ich möchte — ja, es ſei geſagt — ich habe etwas gut zu machen Ihnen gegenüber, und möchte —" ſie kam nicht weiter.

„Sie möchten mich für eine getäuſchte Illuſion des Herzens mit Geld entſchädigen. Ein ſehr moderner Ausweg.

„Ah! Sie wollen mich nicht verſtehen."

„Ich bitte Sie nur um ein wenig Geduld, Frau Generalin", ſprach Andor, „und ich werde Ihnen ſofort beweiſen, daß ich Sie verſtehe. Jene Männer, welche mir ihre Hände nicht zu bieten wagen, weil ſie wiſſen, daß ich dieſelben zurückſtoßen würde, haben den feinen Einfall gehabt, Sie zu wählen, um mir einen Antrag zu machen, den ich einfach für ſchimpflich erkläre, und haben dabei nur die Kleinigkeit überſehen, daß dieſer Antrag aus Ihrem Munde doppelt verletzend für mich ſein mußte."

„Aber ich habe ja nichts geſagt, was Sie be-

leidigen könnte", warf Hanna ein, und erhob flehend die Hände zu ihm.

„Sie haben mich tief genug verwundet, ohne es vielleicht zu wollen", sagte Andor, „aber ich werde ihnen diesen mörderischen Stoß in das Herz nicht zurückgeben, fürchten Sie nichts, ich werde ruhig bleiben. Reden wir praktisch. Was bietet man mir?"

„Alles, was Sie haben wollen, Titel, Orden —"

„Und natürlich Geld."

„Auch dies."

„Welche Summe, wenn ich bitten darf?"

„Ich glaube 100,000 Gulden, vielleicht auch mehr aber werden Sie nur nicht böse."

„Alles, was ich haben will!" wiederholte Andor spöttisch, „und wenn ich nun Sie, gerade Sie haben wollte?

„Mich? — Sie scherzen wohl."

„Und wenn Sie selbst der Preis wären, schöne Frau", rief Andor, „und Titel, Orden und Millionen, ich würde dennoch nein sagen, wie ich jetzt nüchtern und bei kaltem Blute sage: ich danke für Ihren Antrag, aber Sie sollen wissen, weshalb ich mit diesen Männern, welche Sie ausersehen haben, mich zu ködern, keine Gemeinschaft haben will, Sie

müſſen das wiſſen und Sie ſind es mir ſchuldig mich anzuhören."

„O! ſprechen Sie, ich bitte Sie darum."

„Ich weiß nicht, ob Sie mich ganz verſtehen werden", begann hierauf Andor in einem Tone, der Hanna erbeben machte; „bei uns in Deutſchland wurde und wird ſo viel von der „Würde der Frauen" gefaſelt, daß man nicht erſtaunen darf, wenn alle unſere Begriffe vom Weibe verkehrt und verwirrt ſind. Unter Anderem gilt uns die Frau als ein Weſen, in dem ſich die zarteſten, edelſten und reinſten Elemente vereinigen, ja als die Poeſie ſelbſt.

Dies iſt ein trauriger und gefährlicher Irrthum.

Viel richtiger wäre es zu ſagen: die Frau iſt die leibhafte Proſa.

Nur unſere Sinnlichkeit iſt es, die das Weib mit jener Poeſie umkleidet, die wir in demſelben anbeten und die doch immer nur in uns ſelbſt und nie im Weibe iſt.

Der Blick der Frau iſt immer nur auf das Nächſte und Kleinſte gerichtet, deshalb iſt ſie in ſo vielen, ja vielleicht in allen Dingen, die das gewöhnliche Leben ausmachen, viel klüger wie wir, und wir können uns hier ohne Gefahr ihrer Führung anvertrauen, ſobald wir aber von dem Weibe verlangen, daß es

uns auf andere, weitere, größere und bedeutendere Gebiete folge, sehen wir bald, daß ihm jedes Verständniß dafür fehlt, es staunt unsere großen Absichten an nnd belächelt unsere Begeisterung.

Die Frau ist unfähig irgend einen Gegenstand, eine Frage ideal aufzufassen, sie wird denselben immer nur die praktische Seite abgewinnen, und wo wir für das Allgemeine denken, uns für unsere Mitmenschen aufopfern, wird sie stets materiell und eigennützig bleiben.

Wir sehen dies am auffallendsten auf jenem Gebiete, das gleichsam das ganze Leben der Frau einschließt, auf dem Gebiete der Liebe und Ehe.

Der Mann, welcher noch mannigfache andere Interessen hat, die ihn für eine verfehlte Wahl zu entschädigen im Stande sind, wählt in der Regel ideal das heißt, wenn nicht nach seinem Herzen, doch mindesten nach seinem Geschmack.

Die Frau sieht in der Liebe des Mannes in der Regel nur das Mittel, sich zu versorgen, sie faßt die Frage, welches für Glück und Unglück ihres Daseins entscheidend ist, nur von der materiellen Seite.

Aber ich bin von meinem Gegenstande abgekommen.

Ich fürchte also, daß Sie mich nicht verstehen werden,

Frau Generalin, daß Sie über meine Auffassung lächeln werden, dennoch will ich aber den Versuch machen, mich Ihnen zu erklären.

Haben Sie Acht, ich behaupte, daß die Unternehmungen, welche Plant in's Leben ruft, einen Charakter haben, der es zwar seltsamer Weise dem militärischen Point d'honneur des Herrn Generals Ihres Gatten, gestattet, an denselben theilzunehmen, nach meinen Begriffen von Ehre und Rechtlichkeit jedoch es mir nicht allein zur Pflicht macht, mich denselben ferne zu halten, sondern dieselben mit allen Kräften, die mir zu Gebote stehen, zu bekämpfen.

Ich will Sie nicht ermüden und nur einige Thatsachen erwähnen, welche sich auf die neue Eisenbahn beziehen.

Die Herren, welche an der Spitze derselben stehen fanden es praktisch, die Konzession einige Zeit geheim zu halten. Sobald die Trace fertig war, beeilten sie sich alle Gründe, durch welche die Bahn gehen sollte, den Eigenthümern um einen Spottpreis abzudrücken.

Erst als sie dieselben an sich gebracht hatten, publizirten sie die Konzession und bestimmten im Verwaltungsrathe die Preise der Expropriation, das heißt die Herren Plant, Rosenzweig, Oldershausen

und so weiter setzten selbst fest, um wie viel die von Ihnen vertretene Bahn ihnen die in Frage stehenden Gründe abkaufen müsse, und es versteht sich, daß es viel höhere Preise waren, als sie selbst bezahlt hatten.

Wie nennen Sie dies, Frau Generalin?

Sie nennen dies ohne Zweifel ein gutes Geschäft. Ich aber nenne dieses gute Geschäft, das die Vertrauenspersonen der Aktionäre auf Kosten der Letzteren gemacht haben, einfach einen Betrug.

Plant übernahm die Bauten der neuen Bahn. Ein Vertrag wurde abgeschlossen zwischen ihm und dem Verwaltungsrath, in welchem dem Ersteren eine bestimmte Summe zugestanden wurde.

Nachdem dieser Vertrag rechtskräftig geworden war, beschloß der Verwaltungsrath, nur provisorische Bauten, um Ihnen ein Beispiel zu geben, statt fester Mauern nur Riegelwände und so weiter aufzuführen. Folgerichtig hätte auch die für diese Bauten auf Kosten der Aktionäre bewilligte Summe herabgesetzt werden müssen, aber die Logik der Spekulanten ist von der unseren sehr verschieden, die Summe blieb dieselbe und Plant gewann bei der Aufführung dieser Bauten in unerhörter Weise.

Sie werden mir sagen: er hat ein gutes Ge-

schäft gemacht, was weiter! Plant ist eben ein Erwerbsgenie.

Ich sage Ihnen aber: er hat ein Verbrechen begangen und ist ein ganz gemeiner Schuft, nicht wie eine unserer albernen Phrasen lautet: etwas besser, sondern schlechter, viel schlechter als ein Dieb."

Hanna machte eine Bewegung.

„Ich bin noch nicht fertig."

„O bitte, fahren Sie nur fort."

„Sie wissen vielleicht, daß Rosenzweig und sein Schwiegersohn Baron Oldershausen zusammen ein Kohlenwerk besitzen!"

„Ich weiß es."

„Nun, die Verwaltungsräthe Rosenzweig und Oldershausen haben es durchgesetzt, das die neue Bahn ihre Kohlen bei den Kohlenhändlern Rosenzweig und Oldershausen schlechter und theurer kauft, als sie dieselben von jedem anderen Kohlenwerke beziehen würde. Wieder ein gutes Geschäft, Frau Generalin, oder eine große Schurkerei. Ich begnüge mich mit diesen wenigen Daten, Sie können aus denselben auf das Uebrige schließen.

Wir haben es hier durchaus mit gemeinen Verbrechen zu thun, aber mit Verbrechen jener Art, für die noch keine Gesetze geschaffen sind, die sich

daher dem Strafgerichte entziehen, und deren Thäter von Luxus umgeben, in auserlesenen Genüssen schwelgend, auf die blöde ehrliche Menge mit Geringschätzung herabblicken.

Freilich, wozu die Dinge so genau betrachten?

Der Gedanke, daß der Saum Ihrer Sammtrobe mit Thränen, ja mit Blut befleckt ist, könnte Ihnen das Tragen derselben vielleicht verleiden, ich sage vielleicht, denn Sie sind ja eine Frau und es ist daher möglich, daß ich mich irre, daß Ihnen eine solche Sentimentalität sogar verächtlich erscheint."

„Andor!" stieß die Generalin mühsam hervor, ihre Stimme bebte, ihr Auge hing vorwurfsvoll an dem seinen.

Er schien es nicht zu beachten.

„Man wird Sie deshalb in Ihren Kreisen nicht geringer schätzen", fuhr er kalt und gemessen fort, „weil der Reichthum, der Sie umgibt, aus einer Quelle stammt, die wir Anderen ehrlos nennen. O! gewiß nicht, Reichthum wird immer geachtet, Sie können also ganz ruhig sein, Frau Generalin. Sie hören ja nicht, was das Volk, was diese thörichte aber brave Masse armer, arbeitsamer, mit dem Leben unermüdlich ringender Menschen spricht. Aber wehe Ihnen, wenn dieses Gottesgericht einmal bis zu Ihnen

bringt, wenn Ihr Urtheil verkündet wird, laut und unerbittlich, wehe dieser ganzen auf Betrug erbauten, mit dem Schweiße, den Thränen, dem Blute der Arbeitsamen gekitteten Gesellschaft, wenn diese von Euch gebrandschatzten, getäuschten, verspotteten Menschen wieder einmal an die Thore Eurer Paläste, Eurer Villen pochen, wie damals, wo die Guillotine die Köpfe der Aristokraten und der Priester gemäht hat."

„Sie erschrecken mich, Andor."

„Wie wäre das möglich, Frau Generalin, Sie kennen ja die Armuth nicht, Sie wissen nicht, ja Sie ahnen nicht einmal, was es für ein Elend in der Welt gibt. Ich müßte Sie hassen — und ich hasse Sie nicht — wenn ich Ihnen das Bild jener Menschen zeichnen wollte, auf deren Kosten Sie leben, Menschen, denen, nach Ihrem Maßstab für irdische Freuden, das Dasein nichts bietet, durchaus nichts, und die doch glücklich sind, weil sie ehrlich sind."

„Sie sehen, ich lasse Alles ruhig über mich ergehen", sagte Hanna, während sie ihre mit Thränen gefüllten Augen zu Boden neigte, „aber ich weiß jetzt, daß Sie mich hassen und ich begreife auch das."

„Sie täuschen sich, ich hasse Sie nicht, im Gegentheil —"

Hanna blickte rasch auf.

„Ich fühle ein tiefes Mitleid mit Ihnen.“

Das war ein grauſamer Stoß mitten in das Herz der eiteln gefeierten Frau, zu deren Füßen ein König lag.

Hanna fand keine Worte, ſie ließ ihr ſchönes Haupt müde auf die Bruſt ſinken und ſchloß die Augen.

Andor erhob ſich.

„Sie gehen ſchon?“ rief ſie emporſchreckend.

„Ich bin zu Ende.“

„Und Sie haben mir nichts mehr zu ſagen?“

„Nichts, Frau Generalin.“

Andor verneigte ſich und verließ dann raſch den Salon, während ihm Hanna mit ſtaunender Bewunderung nachblickte. Und gewiß mit Recht.

Nicht das Löwenfell und die Keule macht den Heroen, den Halbgott aus.

Jede Zeit hat ihre Helden und ihre großen Thaten.

Es gab eine Epoche, wo der Heriosmus eins war mit Schwert und Muskelkraft, mit Sieg oder muthigem Schlachtentod, eine andere, wo Jeder ein Held war, der die erforſchte Wahrheit zu verkünden wagte und endlich gab es eine Zeit, wo ein freies Wort gegen Tyrannei und Ungerechtigkeit eine große That war. Dieſe Zeiten ſind vorüber.

Jener, der gegen eine Batterie anstürmt, der eine neue Lehre verficht oder eine Regierung tadelt, wird von uns nicht mehr den Heroen beigezählt.

Die Größe unserer Zeit ist die Redlichkeit.

Wer heutzutage ehrlich bleibt, der ist ein Held.

Er steht Leonidas und seinen Spartanern bei Thermopilä, Napoleon im Quarré der alten Garde bei Waterloo, Hus auf dem Scheiterhaufen und Galilei auf der Folter ebensowenig nach, wie Gracchus dem Volkstribun und Benjamin Franklin.

9. Kapitel.

Der Tod war nicht geladen.

Andor hatte das Haus bereits verlassen und ging langsam aber festen Schrittes durch die Straße, das Auge nachdenklich vor sich hin geheftet, als Hanna noch immer unbeweglich in ihrer Sophaecke saß.

Hätte Andor in seiner Rede glänzende Phrasen, wie sie bei den deutschen Männern beliebt sind, gebraucht, oder sich nur die geringste Mühe gegeben, schön und gewählt zu sprechen, die schöne hochmüthige Frau hätte spöttisch die Lippen gezuckt oder ihn mit einem hellen Lachen aus dem Felde gejagt, aber auf diese schlichte ehrliche Weise sich auszusprechen, die jeden Aufputz verschmähte, war sie am wenigsten gefaßt, und so geschah ihr, was sich für eine Dame von Welt wenig schickt, sie verlor ganz ihre Fassung und fühlte sich, als sie allein war, wie wenn sie

einen sehr weiten Weg zu Fuße zurückgelegt hätte, müde, erschöpft, ja zermalmt.

Es wurde ihr schwer, aufzustehen und durch das Zimmer zu gehen, und als sie, mehr aus Gewohnheit als Absicht, vor dem großen Spiegel stehen blieb, erstaunte sie über die Verwüstungen, welche eine Stunde in ihrem schönen Gesichte angerichtet hatte.

Gefühle, Gedanken, Wünsche, welche sie seit langer Zeit getödtet glaubte, waren von neuem in ihr erwacht sie sah sich mit einem Male an einem Abgrunde, sie schämte sich der Pracht, die sie umgab, der Equipage, in der sie dahinrollte, während Andere mit zerrissennen Sohlen auf den kalten Steinen gingen, des weichen Teppiches, der ihren Fuß schmeichelnd küßte, der Diamanten, welche auf ihrer Brust ein magisches Licht versendeten.

Noch war ihr Herz kalt und öde, aber ihr Stolz, ihr Ehrgefühl war aufgestachelt worden und empörte sich bei der Aussicht verachtet zu sein, wo sie sich nur angebetet und beneidet wähnte.

Von einer plötzlichen Regung fortgerissen, eilte sie durch die ganze Reihe ihrer Prunkgemächer in das kleine Zimmer, in welchem ihr Kind in seinem reichgeschmückten Bettchen schlief, kniete an demselben nieder, küßte das Händchen, das mit seinen runden

Fingern und rosigen Nägeln über dem seidenen Plümeau in die Luft gestreckt war, legte es sanft nieder und fühlte sich erleichtert, als ihre Thränen heiß auf ihren Arm fielen.

Die Amme sah sie erstaunt mit offenem Munde an, sagte jedoch kein Wort.

Leise, auf den Fußspitzen ging Hanna hinaus um dann, die Arme auf der Brust verschränkt, die ganze halbdunkle Enfilade der Zimmer durch, in tiefen und finsteren Gedanken, versunken, auf und ab zu schreiten.

Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen, um laut mit sich selbst zu sprechen und ihren Worten durch heftige Bewegungen noch mehr Nachdruck zu geben. Ungerufen kamen und zogen die Bilder ihrer frühen Jugend, ihrer Liebe zu Andor, ihrer an Prunk und Lebensgenuß reichen, aber freudenlosen Ehe an ihr vorüber.

Hätte sie folgerichtig gedacht und demgemäß gehandelt, sie wäre an diesem Abende zu dem Entschlusse gekommen, ihrem Gatten und dem zu theuer erkauften Luxus an seiner Seite den Rücken zu kehren und den Geliebten um jeden Preis, selbst um den einer unerhörten Demüthigung zurückzuerobern.

Aber sie war ein Weib und so kam sie zu einem

ganz anderen Ziele, vor dem sie endlich mit Befriedigung stille stand und wieder Athem schöpfte.

Aus einem koketten Spiele ballte sich ein großer kühner Plan zusammen.

Sie wollte den König fesseln mit unzerreißbaren Banden, aber nicht um ihn grausam zu verlachen, sondern um seiner unsichern Hand die Zügel der Herrschaft zu entreißen.

Sie wollte regieren, ein großes Land, ein gebildetes Volk ihrem Willen unterthan sehen und sich dann gut und edel zeigen, sie wollte Andor beweisen, daß ein Weib nicht immer kleinlich ist, daß es auch groß zu sein vermag, sie wollte sich, ihre Ehre, ihr Glück opfern, um dem Elend von Tausenden ein Ende zu machen. Große Verbesserungen sollten durch ihre zugleich starke und sanfte Hand durchgeführt werden. Vor Allem mußte die Lage der arbeitenden Klassen verbessert, der Tyrannei der Geldfürsten und Fabriksklavenhälter eine Schranke gesetzt werden.

Sie dachte immer weiter und weiter und als der General aus dem Klub heimkehrte, fand er sie wieder vollkommen ruhig und heiter.

Es schien ihr wie eine Fügung, wie ein Wink der lächelnden Glücksgöttin, daß am folgenden Vormittage die Gemahlin des Ministers Kronstein

zu ihr kam um sie zu einem Thee dansant einzuladen.

Die feine Dame ließ dabei in geschickter Weise durchblicken, daß das kleine Fest auf den Wunsch des Königs stattfinde, und zwar, da die Zeit der Hofbälle noch ferne lag, um ihm Gelegenheit zu geben, sich mit Hanna unterhalten zu können. Dies Alles wurde in bester Weise gesagt und doch nicht gesagt, und die beiden Frauen drückten sich dabei warm die Hände und lächelten und erdrückten sich gegenseitig mit Artigkeiten.

Die nächste Sorge Hanna's war eine Toillette welche ihre Reize in das hellste Licht setzen und zugleich alle anderen Damen in Schatten stellen sollte.

Nach langen Berathungen, denen sogar ein bekannter Maler beigezogen wurde, schien endlich dieses Problem gelöst und die Scheere der Madame Victorine der Göttin der Mode, aus deren schöpferischen Händen, wenn sie guter Laune war, erträglich hübsche Damen als siegreiche Schönheiten hervorgingen, und die Nadeln ihrer stumm gehorsamen Sklaven begannen zu arbeiten, da kam eines Morgens die Amme in das Garderobezimmer der Generalin mit bedenklicher Miene und mit der unbequemen Meldung, daß sich an dem ihrer Obhut anvertrauten Kinde, welches schon seit mehreren

Tagen unwohl war, beängstigende Symptome einer ernsten Krankheit zeigten.

Hanna sendete sofort um den Hausarzt, welcher eine heftige Lungenentzündung konstatirte und schien fortan nicht mehr von dem Bette ihres Lieblings weichen zu wollen. Während sie ihr Kind bisher stets fremden Händen anvertraut und nur täglich eine Viertelstunde mit demselben wie mit einer Puppe gespielt hatte, durfte es jetzt Niemand als sie berühren, Tag und Nacht saß sie bei ihm, und wenn sie der Schlaf übermannen wollte, dachte sie an Andor und es war dann, als risse sie eine starke eiserne Hand empor.

Es kam der Tag, wo der The dansant bei dem Minister stattfinden sollte.

Hanna verließ das Kind, das von Stunde zu Stunde schlechter wurde, um ein Billet an Frau von Kronstein zu schreiben und sich zu entschuldigen. Sie erstaunte über sich selbst, daß ihr dies so leicht wurde, aber ihre Zeilen beschworen erst jenen Kampf herauf, den sie bereits hinter sich zu haben meinte.

Zuerst kam Frau von Kronstein, seufzte, rang die Hände, ja trocknete sich sogar die Augen mit ihren Spitzentuche, mußte aber trotzdem unverrichteter Sache fortgehen.

Nach ihr erſchien die Königin. Sie fand den Zuſtand des Kindes in keiner Weiſe bedenklich. Hier wäre durch Hanna's Anweſenheit nichts zu gewinnen, meinte ſie, dort aber Alles zu verlieren. Wenn ſie heute den Wünſchen des Königs nicht entgegenkomme, werde er, wie ſie ihn kenne, ſich gekränkt fühlen und ſich ganz und für immer zurückzuziehen.

Jetzt erſt begann Hanna zu ſchwanken, aber ſie dachte an Andor und dies gab ihr neue Kraft.

Auch die Königin verließ ſie, ohne etwas erreicht zu haben.

Nun aber kam der Adjutant Seiner Majeſtät, der ihr im Namen des Königs ein Bouquet für den Abend überreichte, und ihm folgte der Leibarzt auf dem Fuße, gleichfalls im allerhöchſten Auftrage. Der letztere verlangte das kranke Kind zu ſehen, ſtellte einige Fragen, unterſuchte und erklärte endlich, daß nicht die mindeſte Gefahr vorhanden ſei.

„Sie müſſen unbedingt zu Kronſtein, Frau Generalin", ſagte er grinſend, nachdem er ſeine Handſchuhe wieder angezogen hatte, „Se. Majeſtät wäre untröſtlich, wenn Sie fehlen würden."

Hanna kämpfte noch einige Augenblicke, dann trat ſie an das Lager ihres Kindes, und da es in der

That ruhiger war und daher wohler schien, entschloß sie sich endlich, doch zu gehen.

Diese Nacht sollte entscheiden, sie durfte nicht fehlen, sonst war ihr großer Plan gescheitert und so war der König morgen ihr Sklave, ihre Marionette.

Zu rechter Zeit kam Madame Victorine mit der wunderbaren Toilette, und der Hoffriseur erschien, um den Kopf der schönen Frau zuzurichten, so hatte dieser Kopf keine Zeit mehr an das kranke Kind zu denken, wozu auch, es wurde ja von Stunde zu Stunde ruhiger und schlief sogar gegen Abend den seligen Schlaf eines Engels.

Daß die Athemzüge kürzer und kürzer wurden, hörte Niemand, Madame Victorine erzählte gar so lustige Geschichten und die Spitzenröcke und die Seidenroben rauschten so sehr.

„Ich werde Andor beweisen, daß eine Frau stark und groß sein kann", das war der Gedanke, der Hanna immer von neuem anfeuerte. Sie ahnte nicht, daß sie sich selbst belog nnd daß es nur Eitelkeit und Selbstanbetung war, was sie von dem Lager ihres kranken Kindes in den strahlenden Tanzsaal hinzog.

Frau von Kronstein befand sich in fieberhafter Aufregung, als die Frau eines Staatsmannes war

sie mit den kleinlichen Triebfedern der Politik wohl vertraut und daher keinen Augenblick darüber in Zweifel, welche Bedeutung für sie, ja für die Stellung und den Einfluß ihres Gatten das Erscheinen oder Nichterscheinen der Generalin bei dem kleinen Feste erlangen konnte.

Das Ausbleiben der schönen Frau konnte einen Systemwechsel im Gefolge haben.

Schon näherte sich der Zeiger mit unerbittlicher Gleichmäßigkeit jener Stunde, zu der die Majestäten erwartet wurden, da kündigte eine Bewegung unter der vornehmen Société, welche die Salons des Ministers füllte, ein Ereigniß an. Frau von Kronstein verließ, ganz gegen die Regeln des Anstandes das Sopha, auf dem sie ihre Gäste empfing und eilte durch die ganze Reihe der Apartements bis in den Vorsaal, wo eben General Mardefeld seiner schönen Gemahlin den schimmernden Königsmantel abnahm, der von ihren Schultern niederfloß. Frau von Kronstein faßte sie bei beiden Händen und küßte sie entzückt zwei Mal auf den Mund.

„O! ma chère", seufzte sie, „Sie wissen nicht, von welcher Seelenangst Sie mich erlöst haben, ich danke Ihnen, de tout mon cœur."

Dann nahm sie die sehnsüchtig Erwartete unter

den Arm und führte sie in den Tanzsaal, wo ein Walzer mit einer grellen Dissonanz geschlossen hatte, die Paare stille standen und alle Blicke auf die Eintretenden gerichtet waren.

Jede Frau kann reizend sein, sobald sie nur will, wenn nun eine schöne Frau die Absicht hat, schön zu sein, muß sie offenbar alle Sinne in Aufruhr bringen.

Hanna stand in der glänzenden Gesellschaft, unter den reichgeschmückten hübschen graziösen Damen, wie eine Göttin, die aus der Wolke plötzlich unter die Erdenkinder getreten ist, obwohl sie vielmehr dem Ozean entstiegen schien, ein zauberkundiges Fabelwesen, halb Najade, halb Sirene. Sie trug ein langes schleppendes Gewand von weißem Atlas, über das, rückwärts und zu beiden Seiten bis zur Taille herauf geschlitzt, ein grünes Ueberkleid von Seide fiel, das gleich der Taille mit weißen Seelilien, Wasserrosen und grünem Schilf bedeckt war, ihr dunkles Haar schien offen, es wurde auf dem Scheitel von großen rothen Korallen gehalten und mischte, über den blendenden Nacken niederfluthend, seine dunkeln Wellen mit den hellen der Seide. Korallen umschlossen den schlanken Hals, Korallen und kleine Muscheln die Arme.

Wenn sie ging, strömte es um sie wie Meereswogen von silbernem Mondlicht beglänzt und rauschte wie Wellengesang.

Ihre Freunde näherten sich ihr, um ihr zu huldigen, ihre Anbeter betrachteten sie mit verzehrenden Blicken, die Uebrigen mit Bewunderung, Neid oder Hohn.

„Sie sieht wunderbar aus", sagte Baron Oldershausen zu seiner Frau, „wie eine Nixe, die aus dem grünen Wasser eines Alpensees emportaucht."

„O! ja", erwiderte Micheline boshaft, auf die stark entblößte Büste ihrer Freundin anspielend, „und das Wunderbarste ist, daß man meint, sie müsse jeden Augenblick ganz aus dem grünen See herausteigen und in olympischer Toilette vor uns stehen."

„Du meinst als Göttin der Schönheit", gab der Baron nicht minder maliziös zurück.

Noch hatte der Tanz nicht begonnen, als eine neue Bewegung das Erscheinen der Majestäten ankündigte.

Die steife deutsche Etikette blieb diesmal beim Empfange derselben bei Seite, Alles hatte einen heiteren, vertraulichen Anstrich. Der König sprach mit dem Hausherrn und dem General Weißenfels und verschlang dabei die schöne Najade mit seinen

Blicken, während die Königin auf sie zuging, ihr die Hand bot, und nachdem sie einige Worte, mit den älteren Damen gesprochen, sich mit ihr in eine Ecke zurückzog.

Das Gespräch der beiden schönen Frauen war kurz, aber bedeutend genug.

„Ich werde nicht lange bleiben", sagte die Königin leise und hastig, „um dem Könige Gelegenheit zu geben, ungestört mit Dir sprechen zu können, wirf ihm die Schlinge um den Hals, Hanna, aber geschickt, thue Dein Bestes."

„Ich werde versuchen", hauchte Hanna, durch das unerschütterliche Vertrauen der Königin verwirrt, sie besann sich mit einem Male, daß es eine recht häßliche Rolle war, die sie zu spielen begann. Indeß hatte sie die Königin mit einem Blicke betrachtet, in welchem ebenso viel Wohlwollen als Bewunderung lag. „Du bist schön heute, ganz besonders schön"; sagte sie endlich, drückte ihr die Hand und rauschte dann durch den Salon, um noch einige der Anwesenden durch ein gnädiges Wort zu beglücken.

Sie blieb kaum eine halbe Stunde, nahm dann den Arm des Königs und verließ die Gesellschaft, nach allen Seiten freundlich nickend.

Seine Majestät begleitete sie bis zu ihrem

Wagen, um dann ſichtlich erleichtert zurückzukehren, und mit dem liebenswürdigſten Lächeln das Zeichen zur Fortſetzung des Tanzes zu geben.

So und ſo viel Mütter fieberten, ſo und ſo viel Baroneſſen, Comteſſen, Prinzeſſinen pochte das Herz, auf allen Lippen bebte die Frage: mit wem wird der König tanzen?

Aber der König tanzte vorläufig gar nicht, er ging, ohne ſich mindeſten mehr einen Zwang aufzulegen, gerade auf Hanna zu, bot ihr den Arm und verſchwand — inſofern eben ein König verſchwinden kann — mit der bezaubernden Najade in einem kleinen Kabinet, das an den Tanzſaal ſtieß, und das mit feiner Berechnung für ein ſolches tête-á-tête eingerichtet ſchien, denn es war mit einem grünen, flaumigen Teppich belegt, der gleich weichem Mooſe jeden Schritt verſchlang, und bis zur Decke hinauf mit exotiſchen Pflanzen und Blumen gefüllt, ſo daß nur ein kleiner Sammtdivan Platz hatte. Das helle Licht, daß den duftigen kleinen Raum erfüllte, ſtrömte aus einer durchſichtigen Muſchel, welche auf der Krone einer Palme ruhte.

Man tanzte, man ſoupirte und man tanzte wieder, während der König an der Seite des ſchönen klugen Weibes, das ſeine Zauberfäden langſam aber

unzerreißbar um ihn zog, die Welt und insbesondere das in derselben liegende Palais Kronstein zu vergessen schien.

Niemand wagte zu stören, aber die Medisance hatte sich auf der Stelle des unerhörten Ereignisses bemächtigt, und das unerbittliche Scherbengericht, dem in Deutschland Jeder, der in irgend einer Weise die Anderen überragt, ohne Gnade verfällt, nahm seinen Lauf.

Aber was kümmerte dies Hanna?

Der König sprach zwar von den gleichgiltigsten Dingen, aber seine Augen fieberten, und jedes Mal, wenn ihre Robe sein Knie, oder ihr Athem seine Wange streifte, erbebte er, dann fühlte sie seine Hand auf der ihren zittern, und als sie mit jener erbarmungslosen Koketterie, welche nur verständigen und kalten Frauen zu Gebote steht, einmal seine Fußspitze mit der ihren berührte, da hörte sie ihn leise mit den Zähnen knirschen, und ein sattes, behagliches Lächeln überflog ihr Antlitz.

Stunde auf Stunde verann, und der König fand das Wort nicht, das entscheidende Wort, nicht weil es ihm sonst an Sicherheit fehlte, sondern weil er Hanna liebte, leidenschaftlich liebte, und eine Frau, die wir lieben, uns immer Furcht einflößt.

Hanna verlor die Geduld. Sollte sie sich für nichts kompromittirt haben?

Er soll zu meinen Füßen liegen, und jetzt auf der Stelle, sagte sie sich und stand auf.

„Sie gehen, Hanna?“ fragte der König erschrocken.

„Sie kennen unsere „ewige Weiblichkeit“ Majestät“ sagte Hanna, „ich bin in diesem Augenblicke bereits eine Art Opferlamm und ohne Noth, denn Sie haben mir ja nichts zu sagen, was nicht die deutscheste Jungfrau hören dürfte.“

„Doch, doch, ich habe noch manches auf dem Herzen“, erwiderte der König rasch. Dabei erhob er sich, faßte ihre Hand und legte sie flach auf seine Brust. Die schöne Frau ließ es ruhig geschehen und blickte ihn mit ihren großen, klugen, grauen Augen herausfordernd an.

„Ich möchte Sie fragen“ — er stockte von neuem.

Hanna begann zu lachen, nicht laut, aber hell und melodisch, daß es wie schalkhafte Musik klang.

„Sie lachen“ —

„Weil ich Ihnen antworten könnte, ohne daß Sie mich fragen.“

„Nun, so thun Sie es, Hanna.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Muß ich es ausſprechen?“ fuhr der König mit bebender Stimme fort, und als ſie lächelnd nickte und die Hände anmuthig auf ſeine Schultern legte nnd ihre rothen Lippen ſich wie die Blätter einer eben aufbrechenden Roſe öffneten, da ſchlang er beide Arme um ſie und ſagte leiſe, beinahe unhörbar: „Ich bete Sie an, Hanna“, aber ſie hörte es doch und ſie hätte ihn auch verſtanden, ohne es zu hören, denn ſchon berührte ſein Mund heiß und verlangend den ihren.

„Nicht ſo“, murmelte ſie, ſich zurückziehend, „wenn Sie mich lieben, dann ſuchen Sie zu vergeſſen, daß Sie eine Krone tragen“—

„Wie, Hanna“, rief der König, „ich verſtehe Sie nicht, ich will nichts ſein als ihr Sklave.“

„Sehen Sie doch erſt, ob man uns nicht belauſcht“ befahl Hanna, ſie war jetzt die Siegerin und ſie zögerte keinen Augenblick, ihre Macht zu gebrauchen. Der König trat einen Augenblick auf die Schwelle des Tanzſaales und kehrte dann raſch zurück.

„Niemand kann uns ſehen, Niemand hören“, ſagte er, „nun, erklären Sie mir —“

„Sehr einfach“, ſagte Hanna, die ſich wieder auf dem kleinen Divan niedergelaſſen hatte, aber in

einer Weiſe, welche es dem Könige unmöglich machte, ſich zu ihr zu ſetzen, „ich laſſe mich nicht erobern wie eine Schauſpielerin, ich will geliebt ſein, ja angebetet, und ich will den Mann, dem ich meine Gunſt ſchenke, zu meinen Füßen ſehen, er mag ein Bettler ſein oder ein König.“

Schon lag der König vor ihr auf dem Teppich und küßte ihre Hände. Er knieete zum erſten Male vor einer Frau.

„Sie ſagen, daß Sie mich lieben“, fuhr Hanna entſchloſſen fort, „ich werde Sie auf die Probe ſtellen. Die Ehre einer Frau iſt in meinen Augen wenigſtens ebenſoviel werth wie die Krone eines Monarchen, dieſe Anſicht iſt vielleicht nicht loyal und am wenigſten deutſch, aber es iſt meine Anſicht, und das genügt. Die Zeiten, wo die Liebe eines Königs gleichbedeutend war mit Macht und Herrſchaft, Ehre und Glanz, ſind vorüber, heutzutage bedeutet ſie für eine anſtändige Frau nur Schmach und Ausſtoßung.“

„Wer wird es wagen“, rief der König ſich erhebend.

„Ueberſchätzen Sie Ihre Macht nicht“, ſagte Hanna bitter, „ſie iſt nicht im Stande, der Geſellſchaft neue Geſetze des Anſtandes aufzubringen. Von dem Tage an, wo ich Ihre Geliebte bin, bin ich ausgeſtoßen aus

dem Kreiſe, in dem ich bis jetzt gelebt habe, und weil ich dies weiß, weil ich mir keine Illuſionen mache über das Schickſal, das mich erwartet, ſollen Sie auch wiſſen, was ich von Ihnen verlange: Liebe für Liebe, und für meine Ehre, für meine Stellung in der Geſellſchaft, die ich Ihnen opfere, Ihr Vertrauen.

Was ich Ihnen gebe, läßt ſich weder mit einem Palaſt, noch mit Diamanten bezahlen, es läßt ſich überhaupt nicht bezahlen, es läßt ſich aber aufwiegen durch den Platz, den Sie mir geben, nicht vor der Welt, aber in ihrem Herzen. Wenn ich nichts habe auf der weiten Welt als Sie, dann müſſen Sie mich auch Ihr reiches Leben ganz mit Ihnen leben laſſen, nur die Größe kann mich die kleinliche Bosheit der Menſchen vergeſſen machen, ich will mit Ihnen denken, fühlen, Entſchlüſſe faſſen, mit Ihnen ſchaffen und zerſtören, Gnade üben und zum Tod verurtheilen, ich will mit Ihnen regieren."

„Alles, alles, was Sie wollen, Hanna", rief der König, „o! wie glücklich haben Sie mich gemacht, ich habe bis jetzt wenig für mein Land, mein Volk gethan, ein dumpfer Druck der Unzufriedenheit hat mich gelähmt, aber jetzt fühle ich mich erlöst durch ihre Liebe, das Leben lacht mich wieder an, ich fühle mich ſtark und frei, es ſoll Alles anders werden, Hanna

durch Sie, anders und besser. Die Regierung wird mir keine Last mehr sein, sondern Freude und Bedürfniß — aber es scheint, man sucht Sie.“ Er ließ ihre Hand los, die er von neuem ergriffen und geküßt hatte und trat zwei Schritte zurück.

Frau von Kronstein erschien auf der Schwelle. —

„Mein Gott“, rief Hanna, „was ist geschehen, Sie bringen Böses.“

„Erschrecken Sie nicht“, erwiderte Frau von Kronstein mit jener sentimentalen Heuchelei, welche unsere Frauen so hübsch in der Uebung haben, „Ihr kleiner Engel ist wieder etwas leidend, man hat um Sie geschickt, der Arzt —“

„Es hat gewiß nichts zu bedeuten“, sagte der König, der „Leibarzt soll —“

„Nein, ich will selbst —“ rief Hanna.

„Erst nachdem Sie eine Tour mit mir getanzt haben“, sagte der König, und schon umschlang sein Arm die Taille des angebeteten Weibes. So führte er sie in den Saal, und schon wich Alles zur Seite um dem erhabenen Tänzer Platz zu machen. Das schöne majestäische Paar flog nun über das Parket hin. Hanna fühlte, wie alle Blicke auf sie gerichtet waren, sie fühlte sie wie ebenso viel Dolchstiche in ihrer Brust, aber sie tanzte mit dem Könige und warf

das schöne Haupt stolz und siegreich empor. Sein Arm schien sie festhalten zu wollen für immer. Sie aber erfaßte plötzlich eine schreckliche Angst.

„Lassen Sie mich", murmelte sie, „ich will zu meinem Kinde." Sie eilte hinaus, hüllte sich in ihrem Mantel, flog die Treppe hinab, rief selbst ihren Kutscher und sprang in das Coupé, weder der König, noch ihr Mann der General, noch ihr Bedienter, der im Vorsaal stand, hatten Zeit, ihr zu folgen.

Schon rollte der Wagen davon.

Alles war in wenigen Augenblicken geschehen und die Gesellschaft blieb in unbeschreiblicher Verwirrung zurück.

Die kurze Strecke, welche Hanna bis zu ihrem Hause zurückzulegen hatte, schien sich meilenweit zu dehnen, sie legte die glühende Wange an die kalte Scheibe und blickte erregt hinaus, da war endlich das Haus, das Thor offen, sie sprang aus dem Wagen und die Treppe empor, auch die Thüre des Vorzimmers fand sie weit aufgelehnt, sie eilte durch die Enfilade ihrer Prunkgemächer, ohne Jemand zu sehen, da war das Zimmer, das kleine Bett, ihr Kind, sie warf sich auf die Knie, um es zu küssen und sank mit einem lauten Aufschrei zu Boden.

Das Kind war todt.

Es lag im kalten traurigen Frühlicht wie schlafend da, auf dem Rücken, das eine Händchen über dem Kopf, das andere auf der Decke, mit geschlossenen Augen und halb offenen Lippen, und lag so friedlich und glücklich, wie nur ein Todter liegen kann.

Ein lautes Weinen weckte Hanna endlich aus ihrer Betäubung, sie blickte scheu und wild um sich, und sah die Amme, die sie früher nicht bemerkt hatte, in der Ecke des Zimmers liegen, den Kopf gegen die Wand gepreßt, die Hände im Haare wühlend. Das arme Weib war ja eigentlich die Mutter des Kindes gewesen, und jetzt wollte ihr das Herz zerspringen, als es kalt, ohne Athem da lag.

„Wo ist der Arzt", fragte Hanna; sie stand auf, ließ den königlichen Mantel von ihren Schultern herab auf den Boden niedergleiten, und trat von neuem an das kleine Bett.

Zufällig fiel ihr Blick in den Spiegel, der über demselben hing, und ihr Bild zurückwarf. Sie sah sich im Ballkleide, die Büste gleich einer Hetäre entblößt, an dem Lager ihres todten Kindes stehen, da faßte sie ein Schauer und zugleich ein Ekel an der Welt und an sich selbst.

Der Arzt kam, putzte seine Brille, die angelaufen war, sah das Kind an, und zuckte die Achseln.

„Wer hätte das gedacht", sagte Hanna, „so schnell und während des Balles."

Die Bemerkung war recht albern, sie machte, sie nur, um etwas zu sagen, ihr Kopf war wüst ihre Knie schlotterten, sie setzte sich auf einen Stuhl, der seitwärts stand, und starrte in die leere Luft.

„Ja, meine Gnädige", gab der Arzt mit Bitterkeit zur Antwort, „der Tod war nicht geladen." Er verneigte sich und ging.

Der General fand, nach Hause zurückgekehrt, seine Frau noch immer auf dem Stuhle sitzen und mit thränenlosem Auge vor sich hinstarren; er kam in köstlicher Weinlaune, ein Lied trillernd und sah mit einem Male die bleichen Wangen seines Kindes.

„Nun, wie steht es?"

„Es ist Alles vorbei", sagte die Amme.

„Wie?"

„Es ist todt."

„Todt!"

Der General blickte wie ein Irrsinniger um sich, dann nahm er das Kind in seine Arme und küßte

es und begann bitterlich zu weinen, und jetzt brach auch Hanna in ein Schluchzen aus, das ihren Leib wie in Konvulsionen hin und her warf, aber nicht an der Brust des Mannes suchte sie Trost, sie stürzte fort in ihr Schlafgemach, sperrte die Thüre und wälzte sich schreiend auf dem Boden, wie ein Thier, das sein Junges verloren hat.

Stunde auf Stunde verrann, sie wurde ruhiger und dachte nach, das helle Licht des Tages strömte wie grünes Gold durch die Vorhänge auf den Teppich nieder, auf dem sie noch immer lag, und grübelte.

„Mein Kind ist gestorben, während ich mit ihm getanzt habe", sagte sie mit einem Male laut und fuhr in demselben Augenblicke bei dem Tone ihrer Stimme zusammen.

Sie wischte sich die Augen, stand auf und schlug die Vorhänge zurück.

Sie war in diesem Augenblicke eine Andere, eine ganz Andere, als Jene, die vor wenig Stunden noch Wollust athmend im Arme des Königs gelegen war. Jene tiefe Selbsterkenntniß war über sie gekommen, welche stets eine vollständige Umwälzung unseres ganzen Wesens ankündigt. Sie sah sich vor den Augen ihrer Seele stehen in ihrer ganzen

Eitelkeit, Genußsucht und Nichtigkeit, wie in einem Spiegel.

Noch einmal begannen ihre Thränen zu fließen, aber es waren sanfte, wehmüthige Thränen, welche ihr wohl thaten.

10. Kapitel.

Zwischen Gräbern.

Nachdem die Mission der Generalin Mardefeld bei Andor so kläglich gescheitert war, sann Plant sofort auf ein anderes Mittel, dem Angriffe, den er mit Bestimmtheit erwartete, zu begegnen. Daß er dem ernsten sachgemäßen Kampf mit Andor nicht gewachsen war, darüber war er keinen Augenblick im Zweifel, er kam daher ohne besondere Schwierigkeit auf den ebenso einfachen als glücklichen Gedanken, seinen geachteten Gegner lächerlich zu machen.

In keinem Lande kann Derjenige, welcher das Gute, Ehrwürdige oder Hervorragende witzig in den Koth zieht, so sicher auf den Beifall der Menge zählen, als in Deutschland, demselben Deutschland, das so eifrig Pietät, Moral und Bildung heuchelt.

Plant beschloß also kurzweg ein Witzblatt zu

gründen, um aber an demselben einen scheinbar unbefangenen Bundesgenossen zu haben, wurde Ganseles vorgeschoben. Ganseles hatte auf einmal erschrecklich viel Geld, Ganseles gab ein Witzblatt heraus, ließ es in der Hofbuchdruckerei drucken und gab sich als Mann von Einfluß und Bedeutung.

In einer geheimen Sitzung der Redaktion wurde das Programm festgestellt und sollte ein packender Titel gefunden werden. Die wunderlichsten Vorschläge traten an den Tag, Baron Keiht stimmte für „Münchhausen", Pfeffermann für „Lästerschule", Ganseles dokumentirte seine klassische Bildung, indem er eifrig für „Sphinx" Partei ergriff, der geschickte Zeichner, welcher für das Unternehmen gewonnen war, legte ein hübsches Blatt vor, auf dem eine reizende, mit Stacheln überfäete weibliche Figur zu sehen war, von einer Gruppe verzweifelter Esel in eleganter Toilette umgeben, und wollte das Journal „Die Distel" genannt wissen.

„Alles zu literarisch oder zu fein," sagte Plant, „Geschmack der Dreißiger-Jahre. Heutzutage muß man dem Publikum sehr grob kommen, um einen Erfolg zu erringen, je gemeiner um so pikanter, ich werde das Blatt „Die Wanze" nennen.

Trotz aller ästhetischen, naturhistorischen und

moralischen Einwendung seiner Mitarbeiter blieb es bei diesem kuriosen Titel.

Einige Tage später erschien die erste Nummer der „Wanze" mit einem Text, der hie und da witzig aber durchaus roh und unfläthig war und mit Zeichnungen, welche nach Feigenblättern zu schreien schienen, aber der Erfolg gab Plant recht, und die „Wanze" wurde von der Königin mit demselben Vergnügen gelesen, wie von der letzten Schenkdirne. Er hatte sich eine gute Waffe angeschafft und lag jetzt mit seinem Mordgewehr im Busch, wie ein Carlist und lauerte auf seinen Gegner, der, wie er gut wußte, auf der offenen, geraden Straße herankommen mußte.

Und es kam, wie er es erwartet; eines Tages erschien in der „Reform" ein großer Artikel Andor's gegen die neue Bahn, und zwei weitere folgten.

Der Eindruck dieses ebenso ehrlichen, als geistvollen und bis in das kleinste Detail begründeten Angriffes war geradezu vernichtend, alle Kreise der Bevölkerung geriethen in Aufregung, die Aktien der neuen Eisenbahn fielen von 58 auf 45, jene der Güterbank von 78 auf 70. Das war aber auch Alles, denn in unserer Zeit hält die Vernichtung nicht lange an, und die moralisch Todten feiern eine schnelle Auferstehung.

Der „Unbestechliche“ und zwei andere von der Regierung abhängige Blätter erwiderten auf die Anschuldigungen der „Reform“ mit jener Sicherheit, welche nur das Gefühl des Rechtes oder die höchste Schamlosigkeit gibt, und die zweite Nummer der „Wanze“ brachte an ihrer Spitze eine in ihrer Art vortrefflich gelungene Karrikatur mit der Unterschrift: „Der neue Don Quixotes.“

Man sah Andor, trotz der Verzerrung seiner Züge in das Grotteske, zum Sprechen getroffen auf einen entsetzlich mageren Pferde, auf dessen Schabrake „Reform“ zu lesen war, ein große Feder, gleich einer Lanze eingelegt gegen eine Reihe von lebendigen Windmühlen ansprengen. Es waren dies Plant, Rosenzweig, Oldershausen, Bärnburg, General Mardefeld, die mit ausgebreiteten Armen auf riesigen Geldsäcken standen. Neben Andor sah man Wiepert, als Sancho Pansa ein kolossales Tintenfaß herbeischleppen und über Andor's Haupte schwebte Frau Wiepert in der Art einer Viktoria, bereit, ihn mit einem großen Strumpfe zu krönen.

Diese Karrikatur machte viel mehr Wirkung, als Plant zu hoffen gewagt hatte, man lachte über Andor, die Menge begann ihm kleinliche und eigennützige Motive unterzuschieben und die Besten und

Wohlmeinendsten sagten: „Er ist ein ehrlicher Mensch, aber er versteht seine Zeit nicht.“

Das Schlimmste war, daß er für den Augenblick zu einer komischen Figur geworden war.

Es gab vielleicht nur Eine Person, welche über das Bild des Witzblattes nicht lachte, denn Andor selbst hatte laut aufgelacht, und diese Person war Hanna.

Als Plant ihr triumphirend die Nummer zeigte, zuckte sie die Achseln und legte sie gelassen auf den Tisch.

„Was? Sie finden unser Bild nicht komisch?“ rief Plant erstaunt.

„Ich finde es eher rührend“, entgegnete sie.

Andor selbst machte sich am wenigsten Illusionen über den Erfolg seiner Enthüllungen, die Course der neuen Bahn und der Güterbank erholten sich rasch wieder, und kleine Beamte, Militärs, Bürger, Handwerker, Arbeiter und Dienstboten, Witwen und Waisen trugen nach wie vor ihr Erspartes zu Plant.

Andor's Schiff, das unter der Flagge der Menschenliebe so kühn gegen die Piraten des Geldmarktes ausgefahren war, lag gescheitert auf dem Sande. Er machte sich keine Illusionen darüber, er am wenigsten.

„Ich fange selbst an zu glauben, daß ich meine

Zeit und insbesondere unser neues deutsches Wesen nicht verstehe", sagte er zu Wiepert, „es hat sich seit 1866 Vieles, ja vielleicht Alles im Vaterlande verändert. Was mich am meisten daran beunruhigt, ist, daß der Gegensatz von Arm und Reich sich immer mehr entwickelt und zuspitzt.

Alle Welt will heutzutage reich werden, aber Niemand will begreifen, daß Reichthum nur auf Kosten der Wohlhabenheit entstehen kann und folgerichtig die Armuth gebiert.

Alles spielt und spekulirt, dadurch wird dem Einzelnen möglich, große Kapitalien an sich zu ziehen, während die Mehrzahl aus kleinen aber geordneten Geldverhältnissen in Dürftigkeit und Elend gerathet.

Wir wissen aber, daß überall, wo der Mittelstand fehlt, wo Reich und Arm schroff und unversöhnt gegen einander stehen, die furchtbarsten Mißstände im Staate und der Gesellschaft entstehen.

Es ist zugleich der Verfall der Kultur, der sich ankündigt, denn Reichthum und Luxus sind dem geistigen Leben, den Fortschritten der Zivilisation ebenso wenig günstig wie Armuth. Die Wohlhabenheit ist immer die eigentliche Atmosphäre der Arbeit, der Schaffenslust, des Fortschrittes gewesen.

Wir befanden uns bisher in kleinen politischen

Verhältnissen, aber in jener strebsamen Wohlhabenheit, welche Deutschland auf einer Reihe geistiger Gebiete die Vorherrschaft gewann. Seit 1870 sind wir reich geworden, um zugleich einer Armuth zum Opfer zu fallen, die wir bisher nur dem Namen nach gekannt haben, und es ist zu befürchten, daß unsere politischen Fortschritte durch Rückschritte unserer Kultur aufgewogen werden, denn in der Natur strebt Alles nach Ausgleich und die Völker sind ebenso Naturprodukte, wie Ameisen-Republiken und Bienen-Monarchien.

Indeß ist mir doch nicht bange um die Zukunft.

Es wird eine neue Bewegung kommen, wie es jene der Bürger und später der Bauern gegen die Aristokratie war, die Bewegung der Arbeiter, und sie wird die Anmaßungen des Reichthums und den Reichthum selbst wegschwemmen, wie jene früheren Bewegungen die Privilegien des Adels und den Adel selbst zerstört haben.

Die Arbeit wird sich die Freiheit erkämpfen, wie das Gewerbe, wie Grund und Boden sich dieselbe erungen haben.

Mir ist nicht bange um die Zukunft, aber die Gegenwart widert mich an, möge man mich immerhin für einen schlechten Patrioten halten."

„Nun Sie ſtehen mit Ihren Anſichten nicht ſo allein, wie Sie zu glauben ſcheinen", erwiderte Wiepert, „leſen Sie einmal, was Guſtav Freitag, der Verfaſſer von „Soll und Haben", der gewiß ein guter Deutſcher und ein noch beſſerer Preuße iſt, in dem Journal „Im neuen Reich" in einer Weihnachtsbetrachtung ſagt."

„Laſſen Sie hören."

Wiepert entfaltete das Blatt und las: „Es ſind nicht die kleinen Verhältniſſe im neuen Großſtaat, welche den Preußen beſorgt machen; ſondern es ſind neue Leiden, die mit dem Siege kamen, und welche nirgends mehr die Ehrlichkeit und Sittlichkeit geſchädigt haben, als in der Hauptſtadt. Ein widerlicher Wucherſinn, die Gier, mühelos Geld zu gewinnen, hat Vornehme und Geringe ergriffen; Fürſten und Generäle, Herren der Höfe und hohe Beamte ſind unter den wilden Spielern, welche das gläubige Vertrauen kleiner Kapitaliſten ansbeuten oder die Vortheile ihrer bevorzugten Stellung ſchnöde mißbrauchen, um ſich durch Börſe, durch Kauf und Verkauf ſchnellen Reichthum zu erraffen. Schon hört man die zweifelnde Frage an den Höfen, in der Grundariſtokratie, unter den Führern der Armee und in den hohen Beamtenkreiſen, wo iſt noch vornehme Geſinnung zu finden,

und wer ist noch unsträflich? Plötzlich und riesengroß wuchs die Krankheit; auch wer sein sicheres Selbstgefühl bewahrte, empfindet mit Schrecken, daß Alles um ihn her schwankend wird, daß die Begriffe von Ehrenhaftigkeit und die Scham in den Seelen dahinschwinden, und daß die Verführung gleich dem Feuer eines Waldbrandes mit rasender Schnelligkeit neben dem dürren Holz auch das grüne erfaßt. Zwingt nicht solch' neuer Verderb, der mit der Größe kam, daß wir zweifeln an einer Zukunft, in welcher wir so viel mit anbrüchigen und anrüchigen Charakteren werden arbeiten müssen."

„Dies sagt Gustav Freitag, derselbe Gustav Freitag, welcher dem Preußenthum als literarischer Herold in die Trompete schmetternd voranritt, dessen Ideale es waren, die 1866 und 1870 verwirklicht wurden?"

„Ja, mein Freund, man setzt nicht ungestraft Lehren in die Welt, wie: „Macht geht vor Recht", diese schöne Sentenz läßt allerhand sinnreiche Variationen zu, wir haben es zunächst mit jener zu thun, die da lautet: „Reichthum geht vor Redlichkeit", und der Ersteren mindestens an Sittlichkeit nichts nachgiebt" — —

Als Andor, noch mit den Nachklängen dieser

Unterredung beschäftigt, zu Hause in seine Stube trat, sah er mit einer Ueberraschung, welche ebenso viel Freudiges als Peinliches an sich hatte, Valeria vor seinem Schreibtisch sitzen. Sie las in einem Buche, das sie sofort weglegte, um den Kopf nach ihm zu wenden und ihm die Hand zu bieten.

„Da bin ich, sei mir nicht böse, ich habe mit Dir zu reden", sagte sie.

Er legte Hut und Stock hin, ihre Hand nahm er nicht.

„Du hast mir einen bösen Brief geschrieben, Andor", fuhr sie fort, sie kehrte ihm dabei den Rücken und spielte mit einem Papiermesser, das vor ihr lag; „ich wollte mich stolz zeigen und habe Dir deshalb nicht geantwortet, aber jetzt, wo Deine Feinde Victoria rufen, wo alle Welt über Dich spottet, jetzt komme ich, Dir zu sagen, daß" — sie sprang auf und flog ihm an den Hals — „daß ich Dich liebe, nur Dich, und daß ich nicht von Dir lasse, wenn auch Du mich schmähst und verachtest und von Dir stößest."

„Es ist schön, es ist edel von Dir, mir gerade jetzt die Hand zur Versöhnung zu bieten", erwiderte Andor, am ganzen Leibe bebend, „aber ich darf sie nicht annehmen".

„Andor", flehte Valeria, zu ihm aufblickend.

„Antworte mir ehrlich“, begann er finſter.

„Frage mich.“

„Biſt Du die — die Geliebte des Königs?“

„Ja.“

„Und Du mutheſt mir zu —“

„Ereifre Dich nicht, Andor“, fiel ſie ein, „laß mich Dir Alles erklären, vielleicht verzeihſt Du mir. Komm, ſei gut, laß mich neben Dir ſitzen, komm.“ Sie zog ihn auf den alten Lehnſtuhl nieder, der neben dem Schreibtiſch ſtand, und rückte für ſich einen Seſſel ganz nahe zu ihm hin.

„Nun höre mich an, ruhig, bis ich zu Ende bin.“

Er nickte traurig mit den Kopfe.

„Ja mein Freund, ich wiederhole es, ich bin die Favorite des Königs“ begann Valeria mit einer Art wehmüthigen und herben Humors, „und es gehört zum guten Ton, mich anzubeten und ſich meine Rohheiten gefallen zu laſſen. Ehemänner verlaſſen ihre jungen, reizenden, tugendhaften Frauen, um von mir mißhandelt zu werden, und es giebt keinen adeligen Gecken in unſerer Reſidenz, der mir nicht mit Vergnügen ſeine Hand reichen und mich zur Baronin, Gräfin oder Fürſtin machen würde.

Weißt Du warum?

Weil ich genau das Ideal der Männer von heute bin.

Ich glaube, ich hätte häßlich sein können und hätte doch mein Glück gemacht. Der Mann von heute schätzt die Tugend gering, während das Laster ihn entzückt; die Treue langweilt, die Eifersucht reizt ihn, ein Weib, das ihn nicht liebt, lockt ihn, ein Weib, das neben ihm Anderen seine Gunst schenkt, verführt, und ein Weib, das ihn quält und mißhandelt, berauscht ihn. Dem Geschlechte von heute erscheint Therese Krones ungleich liebenswürdiger als Sophie Schröder, die Pompadour reizender als Franziska von Hohemheim und Katharina II. viel anbetungswürdiger als Maria Theresia.

Und ich bin überdies beim Theater, ich bin Schauspielerin. Es ist wohl überflüssig, Dir zu sagen daß ein neues Stück heutzutage so viel an Toilette von der Schauspielerin fordert, als ihre ganze Jahresgage beträgt. Wovon soll sie sich in anderen Rollen kleiden, wovon soll sie leben?

Eine Schauspielerin, die nicht soutenirt wird, kann auf dem heutigen deutschen Theater unmöglich Carrière machen.

Es ist nicht das leichte Blut der Künstlerin, das sie in solche Verhältnisse treibt, sie würde in den meisten Fällen einen armen Poeten oder Lieutenant den Prinzen und Börsebaronen vorziehen, aber das

Publikum zwingt sie, einen reichen Anbeter zu suchen.

Fragt man heutzutage noch Jemanden, der aus dem Theater kommt: Wie hat Die oder jene gespielt? nein man fragt ihn: Was hat sie angehabt?

Ich habe mich verworfen, ja, mein Freund, aber ich mußte es thun, wenn ich die gefeierte Künstlerin werden wollte, die ich jetzt bin, und wäre ich die arme Trödlerstochter geblieben, Du hättest mich ebenso wenig geliebt, wie die Anderen."

Andor blickte zu Boden und schwieg.

„Erwäge Alles, und Du wirst mich nicht verurtheilen, nicht verachten", rief Valeria.

„Ich bin nicht da, um irgend Jemanden zu richten", sagte Andor.

„Aber Du verachtest mich."

„Ich verachte Dich nicht."

Valeria sah ihn mit einem Blicke voll Dankbarkeit an, und ehe er ihr wehren konnte, hatte sie seine Hand geküßt.

„Was thust Du?"

„Ach, ich habe Dich so lieb", rief sie begeistert, „verlange von mir, was Du willst, für Dich thue ich Alles, Alles."

„Valeria", erwiderte Andor mit gebrochener

Stimme, „Du ahnst nicht, was Du mir warst, was Du mir noch bist, wie sehr ich Dich liebe, Du hast mich glücklich gemacht, o! wie glücklich, aber Du warst auch grausam gegen mich, entsetzlich grausam, mir ein Glück zu geben, das nicht von Dauer sein konnte."

„Und warum nicht?" fragte sie rasch, „liebst Du mich nicht, bete ich Dich nicht an? Was könnte uns trennen? O! glaube mir, keine dieser tugendhaften Heuchlerinen kann Deinen Werth ermessen so wie ich, ich blicke zu Dir auf, wie zu dem Licht der Wahrheit, wie zu meinem Gott."

„Mein Gott! mein Gott!" seufzte Andor auf, und seine Arme umschlangen fast gegen seinen Willen das geliebte Weib, und er bedeckte ihr schönes Antlitz mit Thränen und Küssen. „Ich liebe Dich", murmelte er, „wie ein Wahnsinniger, und dennoch muß ich — ich muß Dich lassen — ich muß —"

„Nein! Nein!" schrie Valeria auf.

„Ich muß, sei barmherzig, und mach' ein Ende."

„Du bist mein", rief Valeria, indem sie sich vor ihm niederwarf, und schluchzend ihr Haupt an sein Herz preßte, „sage mir, daß Du mir vergiebst, tödte mich nicht."

Es war eine lange Zeit stille im Zimmer, man hörte nur das leise Weinen des verzweifelnden

Weibes und die lauten Athemzüge des Mannes, der einen großen heiligen Kampf kämpfte.

„Höre mich", sagte er endlich, „ich will Alles vergessen, ich will mit Dir in die weite Welt gehen, in die Fremde, wo uns Niemand kennt, dort will ich für Dich arbeiten und Du sollst mein Weib sein, aber Du mußt Alles von Dir werfen, was Dich entehrt, Deine Verhältnisse und Deinen Reichthum, und mit mir gehen, so arm wie ich selbst bin."

Valeria gab keine Antwort.

„Nun, was sagst Du?"

„Ich kann nicht, Andor", brach sie los, „ich kann nicht, verlange nicht das Unmögliche."

„Du willst also nicht?" fragte er fest und laut.

„Ich kann nicht."

„Dann sind wir geschieden, und für immer."

„Nein, Andor, es kann nicht Dein Ernst sein." Sie lag vor ihm auf den Knien und blickte angstvoll zu ihm empor.

„Komm, steh' auf," sagte er ruhig, „ich führe Dich nach Hause."

Sie erhob sich, zog den Baschlik, den er ihr reichte, über ihre dunkeln Locken und ließ sich von ihm den Sammtmantel umhängen. Dann folgte sie ihm willenlos aus der Stube, die Treppe

hinab und durch die Straßen bis zu ihrem kleinen Palaste.

Sie sprachen den Weg über kein Wort mehr zusammen.

Im Thorweg gab er ihr die Hand.

„Leb wohl!“ sprach er weich.

„Leb wohl“. wiederholte sie.

Dann ging er langsam über die Straße und sie wendete sich ab und weinte.

So schieden sie, für immer —

Am folgenden Tage, es war Allerseelen, kam Graf Riva in aller Frühe zu Andor, er war sehr elegant, und zwar vollkommen schwarz gekleidet, sein Aussehen hatte etwas unendlich Feierliches. „Wir wollen heute das Grab Ihrer Mutter besuchen“, sagte er, „ich habe zwei Kränze aus meinem Garten und — ich werde Sie Nachmittags in der Redaktion abholen.“

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen“, entgegnete Andor.

Der Graf kam in der That um 2 Uhr, von seinem seltsamen alten Diener gefolgt, welcher zwei schöne Kränze trug, und sie gingen zusammen dem Friedhof zu, zwischen Tausenden von Menschen, die auf- und abwogten und sich vor dem Thore desselben

drängten und ſtießen. Andor blieb ſtehen und überflog das glänzende Bild, das ſich darbot mit ein Paar raſchen Blicken.

Der Friedhof ſtrahlte von Lichtern und Grablaternen, jeder, der zahloſen grünen Hügel, war für ſich in einen kleinen duftigen Garten verwandelt, dazwiſchen wimmelte es wie von geſchäftigen Ameiſen.

Die Frauen zeigten ſich alle im reichen Putz, auch hier, wo der Tod ſie hämiſch angrinste, nur bedacht, zu gefallen und wenn ſie an den parfumirten Herren und den geſchnürten Offizieren vorübergingen, welche, das Glas in das Auge gekniffen an dem Gitterthor ſtanden, um ſie Revue paſſiren zu laſſen, begann ein Lächeln und Kokettiren und Sich-drehen, und daneben ſtanden Buden, in denen ſich das brave Volk Würſte oder Kuchen kaufte, um ſie angeſichts der Gräber zu verzehren.

„Seien Sie mir nicht böſe" ſprach Andor, „aber ich bitte Sie, mir dieſen Gang zu erlaſſen, ich ſehe hier auf jedem Antlitz nur Heuchelei, gepaart mit Rohheit, mein Gefühl empört ſich, ich bin nicht in jener Stimmung, in der ich die für mich heilige Stätte betreten möchte."

„Sie haben Recht, wir wollen wieder kommen,

wenn es Abend geworden ist", gab der Graf zur Antwort, „dann wird uns Niemand stören."

„Da haben Sie, was Auerbach unser „herrliches deutsches Leben" nennt", sagte Andor, „wo ein Anderer schauert, ißt der Deutsche seine Würste."

Als sie sich das zweite Mal dem Friedhofe näherten, war es vollkommen dunkel und weithin kein Mensch zu sehen.

Sie traten durch das Gitterthor in die Stadt der Todten ein und gingen die breite Straße, welche dieselbe durchschnitt, hinauf. Die farbigen Laternen waren verschwunden, ringsum herrschte Schweigen und Düsterheit, nur hie und da flatterte ein zum Stümpchen herabgebranntes Licht ängstlich auf irgend einem armseligen Grabe und schimmerte durch die schwarzen traurigen Zweige der Cypressen und Trauerweiden nicht anders als ein Irrlicht, das hier nicht selten in finsteren Nächten aufsteigt und über den Hügeln schwebt.

Auf dem mit hohen Gras bewachsenen, mit keiner Blume, mit keinem Stein geschmückten Grabe eines Kindes beleuchtete eine Unschlittkerze ein kleines weißes Kreuz aus rohem Holze und neben diesem ein altes dürftig gekleidetes Mütterchen, das in sich versunken saß und zu beten schien.

Andor und sein Begleiter wendeten sich jetzt zur Rechten, sie gingen auf einem schmalen Pfad zwischen Kreuzen und Denksteinen und von Zeit zu Zeit bückte sich der Erstere, um eine Aufschrift zu lesen, aber es war nicht möglich, mehr als die Goldbuchstaben zu sehen.

Der Himmel wölbte sich vollkommen schwarz über dem stillen wehmüthigen Ort, weder der Mond war zu sehen, noch versendete der kleinste Stern sein mildes tröstliches Licht. Nur da und dort stand in der Ferne eine weiße Gestalt und schien mit der marmornen Hand geisterhaft zu winken und zu deuten.

„Hier muß es sein", sagte endlich Andor nnd blieb stehen, „aber ich finde das Kreuz nicht."

Während der Graf sich über einen flachen Stein beugte, der seitwärts lag, raschelte es in der Nähe und ein großer Hund kroch durch die Zweige der Rosenbüsche, welche hier allerwärts standen, er achtete die Dornen nicht, sondern suchte unermüdlich, Kopf und Ruthe zur Erde gesenkt, — und verlor sich plözlich wie er erschienen war, in der Dunkelheit.

Sie gingen wieder einige Schritte vorwärts, da erblickten sie eine hohe Frauengestalt in tiefer Trauer, welche vor einem Grabe stand und zu beten schien. Als sie ihrer ansichtig wurde, warf sie, wie es schien

erschreckt, den dichten schwarzen Schleier über das Gesicht und verschwand hinter zwei dunkeln Cypressen. Andor blickte auf das Grab. Es war das seiner Mutter, auf dem schmucklosen eisernen Kreuze hing ein frischer Kranz.

Der Graf legte zwei andere auf den Hügel nieder und die beiden Männer standen lange mit unbedecktem Haupt in ein tiefes Sinnen und in Erinnerung versunken, die andächtiger war als ein Gebet.

Dem armen Andor perlten Thränen über die Wangen herab.

Der Graf sah es und faßte leise seine Hand. „Die letzte Nacht, die ich bei Ihrer Mutter wachte", sprach er, „sah ich sie andächtig beten. In meinem Blicke lag wohl etwas wie eine Frage, denn sie wendete sich dann zu mir und sprach mit ihrer milden Stimme: Ich bete nicht für mich. Ich habe seit Jahren nur ein Gebet — daß mein Sohn ehrlich bleibe. — Wenn ein Gebet in Erfüllung gegangen, ist, so ist es dieses, und daß Sie selbst es waren, der den einzigen heißen Wunsch Ihrer Mutter so herrlich erfüllt hat, muß Ihnen Trost geben und Frieden."

Als sie weiter schritten, sah Andor bei dem

hellen Lichte zweier Grablaternen dieſelbe Frauengeſtalt, welche das Grab ſeiner Mutter bekränzt hatte, vor dem vergoldeten Gitter einer Gruft knieen, die an der Friedhofmauer lag. Er machte eine Bewegung, um mit dem Grafen in den Schatten der Bäume zurückzutreten, aber es war zu ſpät, ſie erhob ſich und ging raſch auf dem mit Kies beſtreuten Wege dem Ausgange zu. Riva näherte ſich der Gruft und las in großen goldenen Lettern: Familie Mardefeld. „Hanna", murmelte er unwillkürlich.

„Hanna", wiederholte Andor, er wendete ſich der Richtung zu, in der ſie gegangen war, aber er ſah nur noch die unbeſtimmten Umriſſe ihrer majeſtätiſchen Geſtalt, die ſich in der Dunkelheit verloren.

Und wieder nach einigen Schritten ſahen ſie den großen Hund, der ſo emſig geſucht hatte, auf einem friſchen Grabe liegen, das nicht einmal ein einfaches Holzkreuz zierte, auf dem keine Blume blühte und ſogar das grüne Bahrtuch der Erde fehlte. Er hatte ſeine großen Tatzen in das Grab gewühlt und den großen Kopf darauf gebettet, als wenn er horchen wollte.

Andor blieb ſtehen und ſah ihn lange Zeit an, ſtumm und traurig, und wie ſein Auge dann wieder den weiten duftigen Garten der Todten überblickte

und Licht auf Licht verloſch und zuletzt nur noch in weiter Ferne eines zu ſehen war, das verzweifelt mit dem Luftzug kämpfte, der ſich erhoben hatte und die Wipfel der Cypreſſen feierlich rauſchen machte, da nickte er vor ſich hin und ſprach: „So ſieht es in meiner Seele aus, ſo erſcheint mir die Welt, die Dunkelheit greift mehr und mehr um ſich und verſchlingt Licht auf Licht, bis nichts mehr ſein wird, als Finſterniß.“

„Und die Sonne, vor der die Finſterniß weicht?“ erwiderte Riva.

„O! gebe Gott, daß ich noch den erſten Schimmer des Frühroths ſehe“, rief Andor, „aber ich habe den Glauben nicht, und was noch viel ſchlimmer iſt, nicht die Hoffnung mehr.

„Mich faßt ſogar der Zweifel an, ob Welt und Menſchen je anders waren, als ſie uns erſcheinen, ob es nicht die Erinnerung an die goldene Jugendzeit iſt, und dieſe allein, welche unſeren Eltern vergangene Zeiten beſſer und freundlicher erſcheinen läßt, ob die Ideale, die wir heilig halten, nicht vielmehr in uns allein und ſtets in Wenigen von uns lebendig ſind?

Das aber ſteht als eherne Gewißheit vor mir, daß in dieſer Welt, die mich umgiebt, kein Raum mehr für unſere Ideale iſt.

Dieſes Geſchlecht weiß nichts von Liebe und Schönheit, von Ehre, Wahrheit und Freiheit!

Die Eigennützigen, die Liebloſen, die Unredlichen, die Tyrannen der Menſchheit triumphiren; den Redlichen verfolgt der Spott.

Uns bleibt nur die Reſignation, aber nicht jene, die ſich vor der Welt in Einöden flüchtet, ſondern jene, die ihr muthig die Stirne zeigt und unermüdlich kämpft, nicht für ſich, nicht für ein einzelnes Volk, ſondern für die ganze Menſchheit.

Mögen wir immerhin von unſeren Zeitgenoſſen als Träumer Spott und Kränkung ernten; was der Einzelne für ſich gethan, und was ein Volk für ſich erobert hat, hat noch ſtets der Strom der Zeiten weggeſpült, die Thaten aber, die für die Menſchheit gethan wurden, die Worte die geſprochen wurden, ſie zu erbauen und zu ſtärken, ſind wie die Wahrheiten, die ihr Licht und ihren Segen über Alle ſtrömen, ewig.

Und wandelſt Du nicht auch zwiſchen Gräbern, Deutſchland, ſo wie ich, und ſiehſt eines Deiner heiligen Feuer verlöſchen nach dem andern?

Nein, noch ſchlimmer, Du biſt es ſelbſt, das ſie verlöſcht. Sie haben lange genug gebrannt und Dir den Weg gewieſen, jetzt ſtehſt Du am Ziele,

jetzt brauchst Du keine Sterne und keine Ideale mehr.

Du hast Blut gesäet und Gold geerntet, Siege erfochten und Milliarden aufgespeichert, wozu bedarfst Du der Liebe?

Was kümmert Dich der Haß der Völker, die sich wie Erinnyen an die Räder Deines Siegeswagens klammern?

Was soll Dir die Wahrheit?

Sie mag das Schild des Unglücks sein, der Glückliche darf seine Stirn ungestraft mit dem funkelnden Diadem der Lüge krönen.

Und die Schönheit?

Du hast den unvergänglichen Ruhm Griechenlands hingegeben für den vergänglichen Roms. Dir singt kein Homer, für Dich meißelt kein Phidias und malt kein Apelles mehr.

Wozu bedarfst Du der Freiheit?

Deine Tempel stehen leer, und wie den Kohorten und dem Pöbel Roms werden Dir zu Göttern die Cäsaren.

Leipzig,
Druck von Leopold & Bär.

Inhalt.

			Seite.
1.	Kapitel.	Die Tugendschule	1.
2.	„	Valeria siegt	24.
3.	„	Messalina	49.
4.	„	Worin die Majestäten dem Zeitgeist huldigen.	66.
5.	„	Reichthum geht vor Redlichkeit	87.
6.	„	Bist Du Gottes Sohn, so sprich zu dem Stein, daß er Brod werde	104.
7.	„	Die neue Anadyomene	129.
8.	„	Worin unser Held diesem Namen alle Ehre macht	148.
9.	„	Der Tod war nicht geladen	174.
10.	„	Zwischen Gräbern	198.